

# DIE WELTWOCHEN



## **Berserker der Liebe**

Jesus Christus war kein Wohlfühlprediger.

*Maurus Federspiel*

## **Konzerngelder für Linke**

So viel kassieren die Sozialdemokraten von Credit Suisse & Co. *Christoph Mörgeli*

## **«Putin belebt die Idee von Europas Einheit neu»**

Historiker Norman Davies sieht in Russland ein Grossreich im Endstadium. *Urs Gehrig*

**Prinz Charles**  
Lausichtiges Gespräch  
auf einem Landsitz  
in Siebenbürgen

4 194407 006904 22



# SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN



Schöpfbrunnen aus Grimselgranit, Bern 19. Jh.



## Gut, dass es die Schweiz gibt

Am Rande der Session traf ich einen italienischen Journalisten. Er stammt aus Triest und hat einen Artikel über die Schweizer Neutralität geschrieben. Er wollte wissen, ob die Neutralität im klassischen Sinn noch berechtigt sei. Ich versuchte, ihm das Thema aus Sicht meiner Leitartikel zu erläutern. Die Schweiz müsse zurück zur dauernden, bewaffneten, umfassenden Neutralität.

Im Gespräch fiel mir auf, wie sehr der italienische Kollege die Schweiz bewundert. Von sich aus begann er zu erzählen. Beeindruckend fand er den Gemüsemarkt vor dem Eingang des Bundeshauses. So etwas wäre in Italien unmöglich, erklärte er. Das Parlamentsgebäude in Rom werde hermetisch abgeriegelt von Carabinieri und Strassensperren.

«Offensichtlich haben die italienischen Politiker Angst vor dem Volk», warf ich ein. Der Kollege nickte und fuhr gleich fort: Die Schweiz imponiere ihm als Land der Meinungsvielfalt. Als ich den Begriff «politische Klasse» ins Spiel brachte, winkte er ab. Verglichen mit dem drückenden Politapparat, der «Kaste», in Italien, sei die Schweizer Politik ein Inbild an Volksverbundenheit.

Zu meiner Erleichterung fand er unsere Neutralität weniger zerrüttet als ich. Er zweifelte weniger an der Idee als an ihrer Realisierbarkeit. Als wirtschaftliche Grossmacht sei die Schweiz doch massivem Druck der Amerikaner ausgesetzt. Wir waren uns einig, dass es auf der Welt, wären alle Staaten neutral wie die Schweiz, keine Kriege mehr gäbe.

Im Gespräch wurde deutlich, wie sehr die Schweiz mit ihrer direkten Demokratie, mit ihrem offenen politischen System, in dem die Bürger noch etwas zu sagen haben, eine absolute Ausnahme, eine echte Rarität bildet auf der Welt. Der Kollege wurde melancholisch, als er unser Land mit seiner Heimat verglich. Mein Lob, Italien sei die kulturelle Wiege Europas, munterte ihn nicht wirklich auf.

Fassungslos kommentierte er das Geschehen um die Ukraine. Natürlich sei der Krieg Putins zu verurteilen, aber so zu tun, als habe er den Angriffskrieg erfunden, sei lächerlich. Die Welt dürfe nicht in einen Weltkrieg hineinschlafwandeln. Schon jetzt sei der wirtschaftliche Schaden neben dem menschlichen Leid enorm. Man müsse schleunigst zurück an den Verhandlungstisch.

Der Kollege, der die *Weltwoche* offensichtlich gut kennt, hielt mir vor, ich hätte damals beim Irakkrieg 2003 zu naiv und einseitig die amerikanische Position vertreten. Ich musste ihm zum Teil recht geben. Man lernt ja auch aus Fehlern. Auch deshalb, erklärte ich, habe die *Weltwoche* heute ganz unterschiedliche Sichtweisen auf diesen Krieg, keine Einheitsdoktrin.

Übereinstimmung gab es wieder bei der Beurteilung der europäischen Interessen. Die Schweiz ist zwar kein EU-Mitglied, aber ein zutiefst europäisches Land, die Verkörperung europäischer Ideale, die in Brüssels Bürokratie vergessen gehen. Europa, sagte der Italiener, habe nichts davon, als Juniorpartner bei einem von den USA forcierten Rückfall in den Kalten Krieg mitzumachen.

Medien und Politik in den EU-Hauptstädten allerdings blasen zum Angriff. Deutsche Intellektuelle machen sich lustig über Kanzler-Zögerer Olaf Scholz, der achtzig Jahre nach dem letzten Krieg keine grosse Lust verströmt, einen neuerlichen Russlandfeldzug anzuzetteln (was ich durchaus nachvollziehen kann). Das Magazin *Der Spiegel* identifiziert in Sichtweite am Horizont schon den nächsten Feind: China.

Ich erinnere mich an «Dr. Strangelove oder: Wie ich lernte, die Bombe zu lieben». Der Film ist eine böse Satire auf den Kalten Krieg. Die Strangeloves sind wieder unter uns, Kriegsgurgeln des Guten. Man findet Gefallen am neuen Rausch der Konfrontation. Die Kampfparole lautet: Demokratie gegen Autokratie, Westen gegen Osten. Friedliche Koexistenz: Das war einmal. Die Fronten versteinern.

Ist das wirklich nötig? Ich habe meine grossen Zweifel, und ich glaube, mein italienischer Kollege, politisch zu Hause wohl eher auf der Linken, teilte sie. Natürlich gibt es gravierende politische Differenzen zwischen den Chinesen, den Russen und uns, und auch ich wäre glücklicher, wenn alle Staaten so regiert würden wie die Schweiz.

Aber ich befürchte, dass die neuen kalten Krieger die erfreulichen Fortschritte, die Angleichungen übersehen, die zwischen den USA, Sowjetrußland und China in den letzten Jahrzehnten unbestreitbar stattgefunden haben. Die Sowjetunion ist tot. China hat sich zum Kapitalismus-Turbo geboostert. Auf dem Tiger, den sie selber entfesselt haben, reiten in grösster Not die Kommunisten.

Anders, als uns die Paranoia-Nostalgiker des Kalten Kriegs einhämmern, ist die Welt nicht auseinander-, sondern zusammengerückt. Es gibt politische Differenzen, aber wir alle sind Teil der gleichen Weltwirtschaft freier Märkte. Die Zeiten ideologischer Todfeindschaft sind vorbei. Trotzdem dämonisieren die Amerikaner, verunsichert, China und Russland. Europa sollte dagegenhalten.

Der Einwand lautet, mein Argument vernachlässige die Menschenrechte. Ich glaube, die Chinesen sind bezüglich Uiguren tatsächlich keine Engel. Sie wollen an diesem Westaus- und -eingang der Seidenstrasse keine Unruhen und greifen eisern zu. China muss die Brechstange weglegen und die Probleme anders lösen. Aber ein Kollisionskurs des Westens brächte mehr Schaden als Nutzen.

Leider hat sich die Schweiz, wohligh betäubt im Überfluss, hineinziehen lassen. Der Wille zur Unabhängigkeit lässt nach. Die Neutralität wankt. Mit China droht es der Bundesrat sich zu verscherzen. Wir biedern uns der EU und den Amerikanern an, ohne Gegenleistung. Eine neutrale Schweiz, Oase der Verständigung, der Entspannung, ist gefragter denn je. R. K.

**Landjäger.ch**  
Für Männer von Welt,  
mit Liebe zur Schweiz.  
Edelweiss & Scherenschnitt Mode



Tel: 041 925 60 80  
vor Ort 6212 St. Erhard  
www.landjaeger.ch

# Jesus Christus, Marco Chiesa, Prinz Charles in Siebenbürgen, Norman Davies über untergehende Imperien, Gesundheits-Spezial

Passend zu Pfingsten schreiben zwei bedeutende Autoren aus verschiedenem Blickwinkel über die christliche Botschaft. Der Schriftsteller Maurus Federspiel befasst sich mit Jesus und dessen realistischem Menschenbild. Der Erlöser ist durchaus nicht nett, sondern kann furios schimpfen, verfluchen und sogar handgreiflich werden. Im Scheiden zwischen Gut und Böse ist er radikal, und zu seiner Liebe zu den Menschen gehört sein unverfälschter Klarblick auf sie. Der Philosoph und Publizist Alexander Grau stellt eine zentrale Frage der Christenheit, nämlich jene nach der Gerechtigkeit Gottes. Warum um Gottes willen lässt der Schöpfer so viel Leid, Unglück und Krieg zu? **Seite 12 und 51**

Viele Beobachter, Analysten und Kommentatoren im Bundeshaus haben ihr Urteil gefällt. Mit Marco Chiesa landete die SVP keinen Glückstreffer. Der Chef der *Sünneli*-Partei sei zu wenig präsent, nicht auf der Höhe seiner Aufgabe und führe die Gruppierung nicht genug. Höchste Zeit für eine nüchterne Analyse. Seit bald zwei Jahren amtiert der Ständerat an der Spitze der Volkspartei. Gemessen an den gewonnenen Abstimmungen, den Resultaten bei den Kantonsratswahlen und der Tatsache, dass er seine Partei stur auf Kurs hält, zeigt sich ein positives Bild. Aber vielleicht das Wichtigste: Der Tessiner versteht sich selber als Brückenbauer zwischen den lateinischen und den Deutschschweizer Landesteilen. Und wenn dieser Staat und die Politik etwas brauchen,

sind es Menschen, die diese Funktion wahrnehmen. **Seite 24**

Putins Russland zeige das klassische Muster eines Imperiums im Endstadium, sagt Norman Davies. Sein Wort hat Gewicht. Der Autor des Klassikers «Verschwundene Reiche» ist Spezialist für den Niedergang grosser Nationen. Russland habe sich im Ukraine-Krieg als «schwach» und seine Armee als «inkompetent» entlarvt: «Unabhängig davon, was militärisch geschieht, hat Putin verloren.» Die Auswirkungen von

Russlands Angriffskrieg seien bis ins ferne Asien zu spüren, so der britische Historiker im Gespräch mit Urs Gehrig. «Die Chinesen haben nie akzeptiert, dass Teile des Fernen Ostens zu Russland gehören. Früher oder später», sagt er voraus, «werden sie über die Grenze kommen, um zurückzuholen, was sie für sich beanspruchen.» **Seite 28**

Erstmals seit der Pandemie reiste Prinz Charles wieder ins rumänische Siebenbürgen, eine Region, die ihm besonders am Herzen liegt. «Ich fühle hier eine Kontinuität», sagt der Prinz, «einen jahrhundertealten Kreislauf, in dem Mensch und Natur im Gleichgewicht sind.» Seit 2006 macht der britische Thronfolger Ferien auf dem Gut von Graf Tibor Kálnoky, dem Bruder unseres Autors Boris Kálnoky. Die *Weltwoche* begleitete Prinz Charles auf einem Spaziergang durch das Dorf Miklósvá und wurde Zeuge, wie er ein aus dem Nest gefallenes Eichelhäher-Küken rettete und voller Enthusiasmus über Störche, Bären und Volkstanz philosophierte. **Seite 38**

Gerne präsentieren wir Ihnen hier zusammen mit der vorliegenden *Weltwoche* ein Spezialheft Gesundheit, das den ziemlich festgefahrenen Prämien- und Kostendiskussionen eine optimistischere Sicht auf die Medizin entgegensetzt. Es geht um neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit, um neue Horizonte, um die Kunst, so gesund als möglich zu bleiben.

*Ihre Weltwoche*



*Neue Horizonte.*

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberggruppe AG. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



# Flusstrio auf Rhein, Mosel und Main



## MS Thurgau Silence ☀☀☀☀ Basel–Würzburg–Mainz–Trier–Basel

12 Tage ab  
CHF 1290\* p.P.

1. **Tag Basel** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 15.00 Uhr und um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
2. **Tag Flusstag** Schifffahrt entlang des Rheins.
3. **Tag Miltenberg** Weiterfahrt auf dem Main. Am Nachmittag Ausflug<sup>(1)</sup> zum Wasserschloss Mespelbrunn.
4. **Tag Würzburg** Ankunft in Würzburg. Transfer<sup>(1)</sup> in die Innenstadt und Besuch der bischöflichen Residenz. Der anschliessende Rundgang zeigt die Höfe und Burghäuser der Altstadt sowie die Baudenkmäler dieser Barockstadt.
5. **Tag Wertheim** Rundgang<sup>(1)</sup> durch Wertheim und Besuch des Glasmuseums. Weiterfahrt am Mittag Richtung Mainz.
6. **Tag Mainz** Ankunft in Mainz. Rundgang<sup>(1)</sup> «auf Gutenbergs Spuren» durch die Stadt. Am Nachmittag freie Zeit.
7. **Tag Traben-Trarbach** Fahrt entlang der Mosel. Ankunft in der Wein- und Jugendstilstadt Traben-Trarbach. Besuch<sup>(1)</sup> des teils mehrstöckigen und hunderte Meter langen Keller gewölbes, der sogenannten «Unterwelt» und Weinprobe.
8. **Tag Trier** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> durch Trier. Am Nachmittag entspannte Schifffahrt.
9. **Tag Rüdesheim** Lauschen Sie den Ausführungen eines Einheimischen über die einzigartige Kulturlandschaft während der Passage des «Romantischen Rheins». Ankunft in Rüdesheim und Fahrt mit dem Winzerexpress (inkl.).
10. **Tag Rüdesheim–Worms** Schifffahrt nach Worms. Während eines Rundgangs<sup>(1)</sup> lernen Sie die jüdische Geschichte der Stadt kennen und besuchen jüdische Monumente.
11. **Tag Kehl** Ankunft in Kehl. Weingutbesichtigung<sup>(1)</sup> und verkosten lokaler Weine.
12. **Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

### Reisedaten 2022 **Es het solangs het Rabatt**

22.08.–02.09.	750	28.09.–09.10.	750
17.09.–28.09.	750	21.10.–01.11.	1000

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

**Nicht inbegriffen:** An-/Rückreise zum/vom Schiff, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p. P./Tag), Auftragspauschale (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

### Preise p.P. in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Standard Hauptdeck	2290
2-Bettkabine Standard MD, franz. Balkon	2590
2-Bettkabine Standard OD, franz. Balkon	2790
2-Bettkabine Superieur MD, franz. Balkon	2990
2-Bettkabine Superieur OD, franz. Balkon	3190
Zuschlag Alleinbenutzung Standard	290
Zuschlag Alleinbenutzung Superieur MD	1090
Zuschlag Alleinbenutzung Superieur OD	0
Ausflugspaket (8 Ausflüge)	325



Traben-Trarbach



MS Thurgau Silence\*\*\*\*

<sup>(1)</sup> Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten | \*Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen | Kurzfristig Treibstoffzuschlag möglich

## Weitere attraktive Reisen!

15 Tage ab  
CHF 2395 p.P.



### 8-Länderfahrt zum Donaudelta Passau–Wien–Donaudelta–Passau MS Thurgau Silence☀☀☀☀

#### Abreisedaten 2022

12.06./03.07./31.07.

8 Tage ab  
CHF 590 p.P.



### Naturspektakel entlang des Rheins Basel–Amsterdam–Basel MS Edelweiss☀☀☀☀+

#### Abreisedaten 2022

09.07./23.07./30.07./27.08./03.09./17.09./01.10./  
08.10./22.10./10.11./17.11./20.12./27.12.

7 Tage ab  
CHF 940 p.P.



### Auf dem Fluss zum vollen Genuss NEU Basel–Traben-Trarbach–Basel MS Thurgau Prestige☀☀☀☀☀ MS Edelweiss☀☀☀☀+

#### Abreisedaten 2022

MS Thurgau Prestige☀☀☀☀☀  
20.06./26.06./26.10.  
MS Edelweiss☀☀☀☀+  
09.08./15.08./21.08.



Informationen oder buchen  
[thurgautravel.ch](http://thurgautravel.ch)  
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden  
Tel. 071 552 40 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

**Thurgau Travel** ⭐

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten



Vorbild durch Klarblick: Jesus. Seite 12



Frauen sind keine besseren Menschen: Seite 34



Sehnsuchtsort: Prinz Charles. Seite 38

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Wie Konzerne die SP bezahlen
- 9 Peter Rothenbühler Liebe Queen
- 10 Tagebuch Ulrike Guérot
- 11 Bern Bundeshaus  
Geheimnis der Lugano-Konferenz
- 12 Berserker der Liebe  
Jesus' unverfälschte Menschensicht
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Finma vs. Gazprombank
- 18 Mörgeli Jubeltage im Schweizer Radio
- 18 Der Katholikentag, der keiner ist  
Heerschau des Reformkatholizismus
- 19 Peter Bodenmann Parmelin und Putin  
gegen Einkaufstourismus
- 20 Xi Jinping wird zur Gefahr für China  
Droht Peking ein Erdbeben?
- 21 News 200 Franken sind genug
- 22 Gefährliche Verwirrung Carlo Jagmetti  
über die Sololäufe der Bundesräte
- 23 Yin und Yang Hollywoods  
Tom Cruise vs. Johnny Depp
- 24 Kompass in verrückten Zeiten  
SVP-Präsident Marco Chiesa
- 25 Broder Neues Recht auf Meinungsfreiheit
- 26 Hysterische Moralisten  
Essay von Mario Widmer
- 27 Kurt W. Zimmermann  
Desolate Gurkentruppe
- 28 «Putin hat die Idee von Europas  
Einheit neu belebt» Norman Davies  
über Putins anachronistischen Reich

- 32 Bistum Basel Wie Katholiken  
drangsaliert werden
- 33 Anabel Schunke Schwule in Gefahr
- 34 Feministinnen, gebt auf  
Es ist Zeit für eine Exit-Strategie
- 36 «Wir bevorzugen stabile Beziehungen»  
Economiesuisse-Chef Christoph Mäder
- 37 Richterinnen und Henkerinnen  
Komiker Luke Mockridge im Fadenkreuz
- 38 Prinz Charles' Liebe zu Siebenbürgen  
Sommerferien in Rumänien
- 40 Amerika will nicht mehr arbeiten  
Elf Millionen freie Jobs
- 41 Schlafwandelnd in den Sozialismus  
Deutschland gegen die Marktwirtschaft
- 42 Kleine Geschichte der  
Neutralitätsmüdigkeit  
Mühe mit dem «Stillesitzen»
- 43 News Sanktionen als Rohrkrepiierer
- 44 Berner Verlobung  
Thierry Burkart und Gerhard Pfister
- 45 Tamara Wernli  
Heimliche Manipulation beim Sex
- 46 Lob des Freihandels  
Ohne Globalisierung kein Wohlstand
- 47 Inside Washington  
Auf der Jagd nach Schlagzeilen
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe Ray Liotta, Lester Piggott
- 50 Beat Gygi  
Sofort russisches Erdöl kaufen

## LEADER: GOTT UND DAS LEID

- 51 Wie gerecht ist Gott?  
Antworten auf die Frage,  
warum der Schöpfer Leid,  
Unheil und Tod zulässt

## LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Drei Siege, vier Niederlagen  
Keiichiro Hiranos neuer Roman
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Sprache
- 64 Gamen Sie auch?  
Computerspiele in der Schweiz
- 66 TV-Kritik
- 67 Serie «Clark»
- 67 Klassik Fabio Biondi, Europa Galante
- 68 Kunst Brice Marden: Inner Space
- 69 Theater Das Theatertreffen
- 69 Jazz Dejan Terzic Axiom

## LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen Kate Moss
- 72 Thiel König und Meister
- 72 Häuser
- 73 Was macht eigentlich? Bernhard Russi
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten Swiss Music Awards
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Nachtessen mit ... Ricardo Guadalupe
- 80 Menschen von morgen Luca Müller
- 82 Das indiskrete Interview  
Beatrice Egli, Sängerin



# Silber ist ein Schlüssel zu Wohlstand

Seit Jahrtausenden schützt Silber vor der Inflation – besser als Sparbücher, Aktien und Bitcoins. Und BB Wertmetall bietet den Königsweg, um ins Edelmetall zu investieren: das S-Deposito. «Wer jetzt einsteigt, gewinnt attraktive Aufwertungschancen», sagt Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall.

Von Stephan Lehmann-Maldonado



*Mit S-Deposito lässt sich in Silbergranulat investieren – ein guter Schutz vor Inflation.*

**Herr Ullmann, BB Wertmetall bietet verschiedene Silber- und Goldprodukte an. Warum empfehlen Sie derzeit Anlagen in Silber?**

Silber und Gold sind solide Werte. Im Gegensatz zu Gold ist Silber aber in der Industrie begehrt. Ohne dieses Edelmetall würden Trendbranchen wie die Telecom, Medtech und Elektromobilität stillstehen.

*«Der Silberpreis dürfte langfristig stark steigen.»*

Aus diesem Grund sehe ich bei Silber keine Gefahr, konfisziert zu werden – wie es bei Gold schon geschah. Hinzu kommt: Silber ist massiv unterbewertet. Derzeit liegt das Verhältnis des Goldpreises zum Silberpreis bei über 80. Historisch lag es bei 15, was dem Vorkommen in der Erdkruste entspricht. Das Aufwärtspotenzial bei Silber ist also immens.

**Wieso hat der Silberpreis zwischendurch nachgegeben?**

Auf dem Papier haben die acht grössten Händler gigantische Mengen Silber verkauft

– weit mehr als von jedem anderen Rohstoff. Dies sollte wohl dazu dienen, den Preis künstlich nach unten zu drücken. Denn ein rascher Anstieg des Silberpreises würde das ganze Finanzsystem unter Druck setzen. Solche Marktmanipulationen sind in der Wirtschaftsgeschichte schon oft vorgekommen. Langfristig hatte aber noch immer die reale Angebots- und Nachfragesituation das letzte Wort.

**Wie sollte man in Silber investieren?**

Einen einfachen und sicheren Zugang zu Silber erschliesst das S-Deposito von BB Wertmetall. Es vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit jenen eines herkömmlichen Kontos. Jede Einzahlung fliesst direkt in reines Silbergranulat. Dieses wird vollumfänglich versichert in einem Zollfreilager in der Schweiz aufbewahrt. Zugleich bleibt eine Auszahlung jederzeit möglich.

**Wieso ausgerechnet Silbergranulat?**

Silbergranulat ist der Grundrohstoff für sämtliche Silberprodukte und für alle industriellen Anwendungen. Der Vorteil: Es ist jederzeit möglich, das Silbergranulat an die Hersteller zurückzugeben – was das Vermögen in Silber äusserst liquide macht.

**Welche weiteren Vorteile bietet das S-Deposito?**

Besonders praktisch ist, dass das S-Deposito eine Win-win-Tauschwirtschaft ermöglicht. Wer über ein S-Deposito verfügt, kann seine Produkte und Dienstleistungen für Silbergranulat anbieten – und bei vielen S-Deposito-Partnern Einkäufe tätigen. Im Kreis der S-Deposito-Teilnehmer bleibt kaum ein Wunsch offen. Dabei funktioniert das Modell unabhängig vom Bankensystem.

**Was halten Sie von Barren und Medaillen?**

Jeder Haushalt sollte auch Barren und Medaillen aus Silber und Gold griffbereit haben. Wegen ihrer kleinen Stückelung stellen unsere Produkte einen praktischen Notgroschen dar.

**S-Deposito – Ihre Vorteile**

- Sie investieren direkt in reines Silbergranulat, womit Sie sich vor Inflation schützen.
- Ihr Silber ist vollständig versichert in einem Schweizer Zollfreilager.
- Sie bleiben liquide: Ihre Silberanlage kann flexibel veräussert werden.
- Mit Ihrem Silber können Sie Tauschgeschäfte unabhängig vom Bankensystem tätigen.



**Engagement für bleibende Werte**

Die BB Wertmetall in Lenzburg entwickelt Lösungen, um mit Edelmetallen realen Wohlstand aufzubauen und zu erhalten. CEO ist der Rohstoffexperte Werner J. Ullmann, der zuvor börsennotierte Goldexplorationsgesellschaften gegründet und geleitet hat.

bb-wertmetall.ch  
Telefon +41 62 892 48 48  
E-Mail service@bb-wertmetall.ch

# Wie Konzerne die SP bezahlen

Offiziell verschmähen die Sozialdemokraten Finanzen von der Wirtschaft.

Auf verschlungenen Pfaden gibt's dennoch Geld von CS, UBS, Pharma und Bankiervereinigung.

Christoph Mörgeli

Im Jahr 2012 war innerhalb der SP Schweiz viel von politischer Ethik und Hygiene die Rede. Darum beschloss eine Delegiertenversammlung, künftig nur noch Geld von Privaten, Genossenschaften und Mitarbeitergesellschaften anzunehmen. Ausgeschlossen seien privatwirtschaftliche Konzerne oder gar Banken. Die Jungsozialisten setzten sich damals mit ihrem rigiden Kurs durch, sehr zum Leidwesen von bestehenden Sozialdemokraten wie Andy Tschümperlin oder Eric Nussbaumer. Juso-Präsident Fabian Molina beschimpfte die spendenwillige Credit Suisse wegen deren Amerikageschäften sogar als «kriminelle Organisation» und wettete: «Wenn wir Spenden von Unternehmen annehmen, verlieren wir die Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit, die die SP auszeichnet.»

Von Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit zeugt allerdings das seitherige Vorgehen der Sozialdemokratischen Partei nicht. Sie hat 2019 tief in die Trickkiste gegriffen und wegen der klammen Parteikasse klammheimlich eine neue Stiftung «für eine progressive politische Bildung» aus dem Hut gezaubert. Diese wurde dem feministischen Trend entsprechend nach Anny Klawa-Morf (1894–1993) benannt. Seither sammelt die SP-Stiftung erfolgreich und steuerbefreit Geld bei den grossen Schweizer Konzernen. Die politisch linke Einseitigkeit wird nicht einmal vertuscht, will man sich doch keineswegs «von einem falsch verstandenen Neutralitätsgebot» leiten lassen.

## Revolutionäres Stiftungsdach

Die heute schon dreiköpfige Geschäftsstelle soll demnächst noch durch eine Halbtagsangestellte für die Romandie ergänzt werden. Im Stiftungsrat sitzen für eine Entschädigung von 4125 Franken ausnahmslos SP-Mitglieder, nämlich Nationalrat Eric Nussbaumer als Präsident, die Bieler Grossrätin Samantha Dunning, der marxistische Historiker Jakob Tanner, die frühere Bündner Nationalrätin Silva Semadeni sowie alt Regierungsrat Peter Schmid aus Baselland.

Unter dem Stiftungsdach von Anny Klawa-Morf kommt es gemäss Tätigkeitsbericht zu einem seltsamen Zusammentreffen einer eins-

tigen sozialistischen Revolutionärin mit den Jahresspenden von CS (201 000 Franken), Axa Schweiz (33 120), Groupe Mutuel (30 000), Helvetia Schweiz (24 025), Bankiervereinigung (10 000), Roche (5000) oder Novartis (5000). Die UBS gewährte letztes Jahr eine Projektspende von 10 000 Franken, will aber per 2022 kräftig

*Die Politabteilungen grosser Firmen glauben, eine fütternde Hand werde weniger gebissen.*

aufstocken; auch die Bank Julius Bär (10 000 Franken) sowie die Baloise (2500) sind mit von der Partie. Die kapitalistische Baloise Group und die Globalance Bank AG haben eine Studie über die antikapitalistische Klimastreikbewegung in der Schweiz finanziert. Auch die Alliance F, die ursprünglich aus den bürgerlichen Frauenvereinen hervorging, aber längst von den Linken gekapert wurde, gewährte einen Projektbeitrag von 4000 Franken.

Was früher undenkbar schien, ist heute selbstverständlich: Grosse Konzerne – regelmässige Zielscheibe linker Angriffe – lassen der SP und den Grünen Spenden zufließen. Dahinter steckt eine Besänftigungsstrategie, um allzu heftiger Kritik von links vorzubeugen. Die Politabteilungen grosser Unternehmen glauben, eine fütternde Hand werde weniger gebissen. Realistischer scheint indessen das Bild der allerdümm-

sten Kälber, die ihre Metzger selber wählen. Denn die Linke politisiert bei der Stempelsteuer, der Verrechnungssteuer und der AHV-Vorlage so wirtschaftsfeindlich wie noch selten. Gegenwärtig finanziert die von Alfred Escher gegründete Credit Suisse via SP-Stiftung Stadtführungen des «Vereins Kolonial», der überall Rassismus, Ausbeutung und Sklaverei wittert – speziell in der Familie des CS-Gründers. Gleichzeitig zu ihrer Linksparteifinanzierung unternehmen die Konzernlobbyisten alles dafür, im Parlament ihre Interessen durchzusetzen. Und diese bestehen keineswegs aus SP-Anliegen wie Regulierungsflut, steigende Unternehmenssteuern oder Konzernverantwortungsinitiativen.

## Mauchs Roteiche

Wissen die spendenden Unternehmen eigentlich, mit welcher Stiftung sie sich einlassen? Anny Klawa-Morf war eine Ultra-Kämpferin der äussersten Linken, die ihr Leben der Revolution, der Streikbewegung und dem Klassenkampf gewidmet hat. Sie betätigte sich in der Sozialistischen Jugend, wo sie die erste Mädchengruppe gründete und sich auch am – laut Wikipedia – «linksextremen» Debattierverein «Kegelklub» beteiligte und Lenin kennenlernte. 1919 arbeitete sie als Sekretärin des Kommunisten Ernst Toller, der den Umsturz nach sowjetischem Vorbild versuchte, wobei die Zürcherin aber den Zusammenbruch der Räterepublik erlebte. Die Soldaten der deutschen Roten Armee zeigten nach ihrem Zeugnis allerdings wenig Idealismus, vergewaltigten sie doch Frauen und beraubten die Bauern.

Nach der Heirat mit dem lettischen Typografen und Revolutionär Janis Klawa leitete die ruhelose Aktivistin in Bern bis 1967 die «Roten Falken», eine Art sozialistische Pfadfinder. Irgendwann wurde die hundertjährig verstorbene Klawa-Morf zum linken Mythos. Die rot-grüne Stadt Bern benannte eine achtzig Meter lange Strasse nach ihr. Im links regierten Zürich trägt ein Platz ihren Namen – inklusive eines von Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) höchstselbst gepflanzten «Gleichstellungsbaums». Es handelt sich dabei um eine Roteiche.





# Liebe Queen

**S**iebzig Jahre Königin, ein verrückter Rekord. Ich freue mich darauf, Sie mit Familie auf dem Balkon zu sehen, ohne Lieblingssohn Andrew und Ausreisser Harry natürlich. Ordnung muss sein. Ich bewundere Sie als Landesmutter und als Mutter einer recht schwierigen Familie, deren Verwicklungen ich mit grossem Interesse verfolge, schon nur, weil Sie gleich alt sind wie meine Mutter und ich gleich alt wie Prinz Charles. Ich kann mich also einfühlen.

Dass Sie sich immer noch erinnern, was Sie gestern getan haben, finde ich recht erstaunlich. Dass Ihr Sohn in absehbarer Zeit Ihren Job übernehmen muss, in diesem Alter, finde ich persönlich nicht schlecht. Man hat den Überblick gewonnen. Er kommt ja heute mit seinem früher belächelten ökologischen Gewissen auch bei Jüngeren recht gut an.

Das Schöne an dieser Live-Sitcom namens Buckingham ist, dass die Akteure echt sind,



*Gut gemacht:*  
Königin Elizabeth II.

nie nach Hause gehen, stets im Dekor leben müssen. Und es gibt nur ein steifes Rahmenszenario, quasi ein Zeremoniendrehbuch, alles andere ist Improvisation mit Risiko. Wir können uns, weil wir auch Familie haben, mit den Sorgen der Windsors identifizieren, abzüglich blaues Blut, Schlösser und schwere Uniformen.

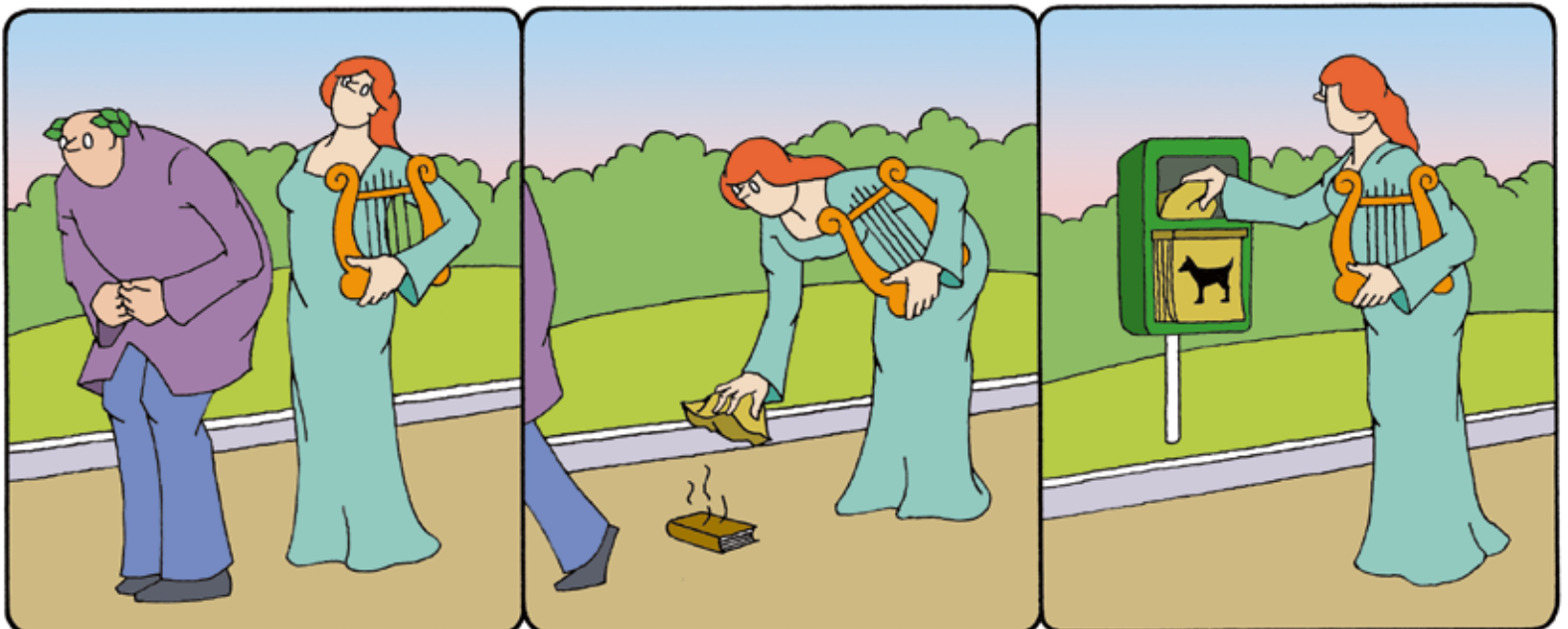
Sie selbst sind ein glänzendes Vorbild als Mutter, der lebende Beweis, dass Frauen bessere Monarchen sind. Schauen Sie mal die Männer: Juan Carlos, ein Frauenheld; der letzte griechische König, eine traurige Gestalt; der schwedische König, eher Typ Weichling; der letzte rumänische König, Michael, sammelte Jeeps, erbärmlich. Der belgische König Philippe, blass.

Aber die Frauen, ganz grosse Klasse, seit Victoria: die dänische Königin Margrethe II. (auch bald fünfzig Jahre auf dem Thron), die frühere niederländische Königin Beatrix, die künftige belgische Königin Elisabeth – charismatische, beliebte Frauen.

Gut, dass Sie verfügt haben, dass Camilla einst den Titel Königin tragen wird. Diese Frau an Charles' Seite wird es auch in Ihrem Königreich richten. Gut gemacht.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Ulrike Guérot



**U**nlängst unterzeichnete ich den offenen Brief von Alice Schwarzer zum Krieg in der Ukraine. Die Nachrichtenlage glich damals einer sprachlichen Eskalation. Das war mir nicht geheuer. Wenn wir ständig über Eskalation reden, kriegen wir sie auch.

Also forderte ich: Sofort die Waffen nieder! Wenn wir Bilder – wie in Butscha – nicht mehr sehen wollen, müssen wir über Verhandlungen reden. Gerade als Europäer, als Bewohner eines Friedensbündnisses. Ich stellte die Frage, was es heisse: Die Ukraine «gewinnt» den Krieg? Schliesslich haben wir uns, moralisch überhitzt, in etwas hineingeredet, ohne das Ziel zu definieren. Wollen wir einen «regime change» in Russland? Die Ukraine befreien? Wenn ja, welche Gebiete?

**W**äre es nicht klüger, zu übergeben, was nicht zu verteidigen ist? Mit oberster Priorität: das Blutvergiessen zu stoppen. Cicero sagte: «Der ungerechteste Frieden ist besser als der gerechteste Krieg.» Das muss man diskutieren können. Stattdessen wurde ich angegriffen: Frau Strack-Zimmermann, die verteidigungspolitische Sprecherin der FDP, bezeichnete mich als «widerwärtig». Das Studentenparlament der Universität Bonn mahnte mich in einem offenen Brief ab. Der Vorwurf: Ich würde das Ansehen der Universität gefährden. Die Jusos tobten wegen meines Pazifismus – ausgerechnet.

Bemerkenswert: Niemand hat sich öffentlich auf meiner Seite positioniert, obwohl ich viel Zuspruch bekam. Mir scheint, dass sich solche Vorfälle immer wieder einrenken. Das Gefühl lässt mich aber nicht los, dass eine grundsätzliche Verschiebung unserer Diskussionskultur stattgefunden hat.

Viele haben noch nicht bemerkt, wie fragil die Meinungspluralität geworden ist.

**W**ir müssen darüber nachdenken, ob im Konflikt um die Ukraine die amerikanischen Interessen mit den europäischen kongruent sind. Klammerbemerkung: Nein, sind sie nicht. Die USA sind, nüchtern betrachtet, bisher Profiteure des Konflikts. Sie haben ihre geostrategische Position und die Bedeutung der Nato gestärkt, während sich Europa selbst schädigt und fast absurde Dinge tut – etwa amerikanisches Fracking-Gas beziehen. Die Nato-Erweiterung ist eine Art geostrategische Regression und torpediert die Ambitionen auf eine europäische Verteidigungspolitik. Alle US-Strategen warnten davor: *Ukraine will drive Putin nuts*.

Kanzler Olaf Scholz handelt vernünftig, wenn er sich gegen einen sofortigen EU-Beitritt ausspricht. Die Forderung ist nicht realistisch, weil juristisch unmöglich. Die Ukraine kann unter Einhaltung der Beitrittskriterien nicht sofort aufgenommen werden. Und zum Zeitpunkt des Maidan, 2014, fühlten sich 52 Prozent der Ukrainer Europa zugehörig. Selbst wenn diese Zahl sich seither erhöht hat, bleibt die Ukraine ein gespaltenes Land. Ich hätte nichts dagegen, wenn man dem westlichen Teil einen EU-Beitritt in Aussicht stellte. Der Antrag müsste aber die gleichen Prüfungen mit Blick auf die Erfüllung der Kriterien durchlaufen wie die Anträge der Balkanstaaten oder der Türkei. Dann reden wir von fünfzehn bis zwanzig Jahren Verhandlungen.

Die Ostukraine, der Donbass und Luhansk, müssten als autonome Regionen gesehen werden, im Zweifel mit dem Angebot eines Referendums über ihre territoriale Zugehörigkeit. Die Krim bliebe russisch, dieser Zug scheint spätestens seit 2014 abgefahren. Abgesehen davon, dass

die Krim in der Geschichte immer entweder ottomanisch oder russisch war.

**M**ein Konzept für die Zukunft Europas wäre eine European Citizenship. Europa muss sich von dem Konzept der Nationalstaaten lösen und in Räume dekonstruiert werden. Natürlich sind Kiew und Lemberg europäische Städte. Die Ukrainer dort sollten an Europa herangeführt werden, aber eben entkoppelt von der Frage der Nationalstaatlichkeit. Das Apodiktische, die ganze Ukraine gehöre in die EU, ist nicht zielführend.

Schliesslich geht es um die Beziehung Europas mit Russland nach Putin. Russlands industrielle Basis zu zerstören, kann kein Ziel sein. Die Berliner Mauer von 1989 sollte nicht an die ukrainisch-russische Grenze verschoben werden. Der jahrhundertalte, kulturell-ideelle Zusammenhang von Europa und Russland ist nicht wegzudenken.

Die Zukunft liegt in Regionen und Städten, in Krypto- und Light-Währungen, losgelöst von Zentralbanken. In lokalen, basisdemokratischen Demokratieförmaten, in *citizens' assemblies*, die dezentral, nicht hierarchisch und ohne parlamentarische Repräsentanz sind. Vieles wird über regionalen Handel laufen, über Infrastrukturnetze, die Zivilgesellschaft, die Wissenschaft oder auch Städtekooperationen. Wie eine grosse Schweiz. Die zentrale Frage lautet dann: Wird sich ein Europa gleichsam als «grosse Eidgenossenschaft» global durchsetzen können? Ich würde es mir wünschen!

Ulrike Guérot ist Professorin für Europapolitik an der Universität Bonn. Zuletzt erschien ihr Buch «Wer schweigt, stimmt zu. Über den Zustand unserer Zeit und darüber, wie wir leben wollen» (Westend-Verlag).



# Geheimnis der Lugano-Konferenz

Der Bundespräsident verkauft die Konferenz zum Wiederaufbau der Ukraine als Glanzstück der Schweizer Diplomatie. In Wahrheit werden es Selenskyj-Festspiele im Tessin.

Die Ukraine-Konferenz in Lugano soll zur Sternstunde des Präsidentschaftsjahres von Bundesrat Ignazio Cassis werden. Gegenüber dem *Corriere del Ticino* strich der Tessiner in den vergangenen Tagen wohl auch deshalb die Bedeutung dieses Events besonders hervor. Die gesamte Schweiz könne stolz sein auf die Schweizer Diplomatie, gab Cassis zu verstehen. Alle Eidgenossen würden die Tradition der Guten Dienste unterstützen.

Doch kann man die Veranstaltung vom 4. und 5. Juli in Lugano tatsächlich unter diesem Begriff abhandeln? Unter Guten Diensten verstand man bisher vor allem, den Dialog zwischen zwei kriegsführenden Staaten zu ermöglichen. Russland ist nicht eingeladen, teilnehmen werden bloss die Vertreter von Nato-Staaten und ihre Verbündeten. Und geredet wird über den Wiederaufbau in der Ukraine, obwohl der Krieg dort wie gehabt weitergeht.

## Einseitige Veranstaltung

Der Präsident der aussenpolitischen Kommission (APK), SVP-Nationalrat Franz Grüter, gibt deshalb zu bedenken: «Ich würde es begrüßen, wenn man mit der anderen Seite [Russland, Anm. d. Red.] auch solche Gespräche führen würde. So, wie es jetzt aufgegleist ist, wird es zu einer einseitigen Veranstaltung, die nichts zur Entspannung beiträgt.»

Aber Cassis gefällt es, wenn er seinem Präsidentschaftsjahr mit der Ausrichtung einer internationalen Konferenz Glanz verleihen kann. Das hat er schon vor dem Krieg geplant.

Nur dachte man 2021 im litauischen Vilnius, wo die Tessiner Tagung eingefädelt wurde, an eine dieser Konferenzen, die seit 2017 bereits in diversen Ländern durchgeführt wurden und den Reformprozess der ukrainischen Regierung unterstützen sollten. Nach dem Einmarsch von Russland in die Ukraine bastelten Selenskyj und Cassis daraus flugs eine Konferenz für den Wiederaufbau, wobei die Ukraine die Agenda massgeblich beeinflusste.

Was der Bundespräsident der Öffentlichkeit als Meisterstück der Schweizer Diplomatie verkaufen will, sind nicht mehr als schrille Fest-



Ein weiterer Sargnagel für die Schweizer Neutralität: Bundesrat Cassis.

spiele für den ukrainischen Staatspräsidenten Wolodymyr Selenskyj. Dabei ist noch nicht einmal sicher, ob der neue Heilsbringer des Westens anreist oder bloss wie am WEF im Freiheitskämpfer-Look via Grossleinwand dem Treffen beiwohnen wird.

«Für das Tessin und Lugano ist die Ukraine-Konferenz eine Möglichkeit, sich der Welt zu präsentieren», sagt SVP-Nationalrat Piero

*Cassis hielt es nicht für nötig, seine woke Neudefinition der Neutralität mit dem Bundesrat abzusprechen.*

Marchesi. «Leider geht das zu Lasten unserer Neutralität, also wäre es gut, darauf zu verzichten.» Der Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbandes, Nationalrat Fabio Regazzi (die Mitte), widerspricht dem: «Ich sehe nicht, wie diese Konferenz ein Problem für unsere Neutralität sein soll.» Die Kehrseite der Medaille ist aus seiner Sicht, dass die Veranstaltung

in eine Zeit fällt, in der sich in Lugano und im Tessin viele Feriengäste aufhalten. Die geplanten Sicherheitsvorkehrungen seien nicht unbedingt kompatibel mit dem Tourismusgeschäft. Aber für Unternehmer Regazzi überwiegen die Vorteile.

## Spott und Häme

Nicht abzuschätzen ist der Schaden, der für die Schweiz entstehen könnte, wenn bei dieser Konferenz plötzlich die Enteignung russischer Vermögen zur Finanzierung des Wiederaufbaus zum grossen Thema wird. Womöglich hat Cassis genau hier die Chance verpasst, das ramponierte Image der Schweiz als neutraler Kleinstaat mit einer Friedenskonferenz aufzupolieren. Das wäre anspruchsvoller gewesen als eine Geberkonferenz.

Der Bundespräsident muss sich ja selber immer wieder verbiegen, um seinen kurvenreichen Neutralitätskurs zu rechtfertigen – zuletzt am Weltwirtschaftsforum (WEF) in Davos, wo er den neuen Begriff «kooperative Neutralität» lancierte und dafür mehr Spott und Häme statt Applaus erntete. Er wollte damit ausdrücken, dass man nicht abseitsstehen darf, wenn zum Beispiel das internationale Völkerrecht verletzt wird. Aber verlangt unsere Neutralität nicht gerade ein Abseitsstehen, um eben nicht in Konflikte hineingezogen zu werden?

Schlimmer noch: Cassis hielt es nicht einmal für nötig, seine woke Neudefinition unserer Neutralität mit dem Bundesrat vorher abzusprechen. Finanzminister Ueli Maurer monierte in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger*: «Ich glaube, im Moment streut jede Erklärung zusätzliche Verunsicherung.» Man spreche ja nur davon, weil man das Gefühl habe, etwas verteidigen zu müssen.

Anders gesagt: Ignazio Cassis weiss haargenau, dass die Schweiz mit der Übernahme der EU-Sanktionen neutralitätspolitisch Geschirr zerschlagen hat, und versucht, den Schaden jetzt schönzureden. Die Selenskyj-Festspiele im Tessin machen es nicht besser. Es ist ein weiterer Sargnagel für die Schweizer Neutralität.

# Jesus war nicht nett

Wer könnte Jesus von Nazareth den Respekt versagen? Wer seinem Liebesgebot widersprechen? Doch bisweilen zeigte sich der sanftmütige Menschensohn als wahrer Berserker.

*Maurus Federspiel*



*Mit aller Kraft:* Jesus vertreibt die Geldwechsler aus dem Tempel (Giandomenico Tiepolo, um 1750).

**D**as Christentum darf sich mit gutem Recht die Religion der Liebe nennen.

Der Heidenapostel Paulus pries im berühmten Brief an die Korinther die Liebe als die höchste Gnadengabe, ohne die alle Fähigkeiten und Leistungen wertlos seien: «Und wenn ich die Rede aus Eingebung habe und alle Geheimnisse weiss und alle Erkenntnis, und wenn ich allen Glauben habe, sodass ich Berge versetze, habe aber die Liebe nicht, so bin ich nichts.» Augustinus (354–430), der bedeutendste der Kirchenväter, als Philosoph systematisch und dabei eine durch und durch leidenschaftliche Persönlichkeit, brachte seine eigene Auffassung der noch jungen Religion so auf den Punkt: «Liebe – und tue was du willst.» Der Reformator Martin Luther (1483–1546), ein derber Tischredner mit Hang zu Ausfälligkeiten, meinte in feinsinniger Klarheit: «Gottes Liebe sucht nicht das Liebenswerte, sondern sie schafft es», und beschrieb damit die Schöpfung selbst als ein Werk der Liebe.

Die Spekulationen von Theologen und Geistlichen weisen alle zurück auf Jesus selbst, der

manchmal mit akademischer Ungenauigkeit der «Religionsstifter» des Christentums genannt wird. Er bestimmte unmissverständlich, was das höchste Gebot sei: «Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Denken, und deinen Nächsten wie dich selbst» (Lk 10, 27).

## Kosmischer Vergebungsautomat

Derart viel süßer Überfluss der Minne hat auch zu einer bürgerlich-komfortablen und heute noch weitverbreiteten Auffassung dessen geführt, was das Christentum ausmache. «Gott ist Liebe», heisst es im ersten Johannesbrief, und für den weltlich orientierten Freigeist, der noch an ein paar religiösen Erinnerungsfetzen leidet, stellt dieses isolierte Bibelfragmentchen, für sich allein genommen, die sehr frohe Botschaft dar; so deduziert er nämlich messerscharf: Ich kann gar nicht verlieren! Frohen Mutes widmet er seine siebzig Jahre Lebenserwartung den Sinnesgenüssen und der diesseitigen Schwelgerei ... und sollte sich dann herausstellen, dass es

auf der andern Seite des Todes wider Erwarten doch weitergeht, dann (so rechnet er sich aus) wartet dort drüben ja in Gestalt des himmelfürstlichen Allerbarmers nichts anderes als ein kosmischer Vergebungsautomat, ein ewig unverzagt lächelnder und nichts als *love, love, love* ausschüttender Gnadenspender, der auch über die paar Egoismen und mittelgrossen Schandtaten, die man sich im Erdental geleistet hat, unverkrampft hinwegsieht. Es ist eine sinnlich-übersinnliche Win-win-Situation. «Gott wird mir verzeihen, das ist sein Beruf», wie es der Spötter Heinrich Heine so flott formulierte.

Der religiöse Überbau unserer Gesellschaft mag eingestürzt sein – aber sind seine Trümmer nicht noch überall verstreut? Offenkundig trifft man auch vom christlichen Liebesgebot immerhin noch einige wirkmächtige Zerfallsprodukte an.

Erfreulich ist dabei natürlich der Umstand, dass wir einen zivilen, freundlichen Umgang miteinander pflegen; das ist eine der Früchte unserer gewachsenen Kultur, in der Recht und Anstand und Hilfsbereitschaft gedeihen



konnten, und mindestens eine grosse Wurzel davon geht aufs Christentum zurück. Allerdings hat der gleiche Impuls etwa unter Anhängern einer sozialistisch-kollektivistischen Programmatik eine seltsame Übersteigerung erfahren. Am deutlichsten wird das in deren Verhalten gegenüber sogenannten Randgruppen. Um das hier in einer für unsere Zwecke verkürzten und damit stark zugespitzten Form zu umreissen: Kriminelle auch der übelsten Sorte werden hier beispielsweise grundsätzlich als Opfer betrachtet (Opfer einer un-

*«Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.»*

gerechten Gesellschaft oder des familiären Milieus), Angehörigen anderer Religionen wird so viel Aufmerksamkeit entgegengebracht, dass Anbiederung und Selbstverleugnung oft nicht mehr zu unterscheiden sind, Fremde heisst man so überschwänglich willkommen, dass sie sich auf keinen Fall noch fremd fühlen. Insgesamt kann man eine starke Tendenz feststellen, den anderen nicht mehr als einen anderen zu anerkennen, sondern ihn (unbefragt) als einen Gleichen zu assimilieren – als Angehörigen, als Mitglied der Sippe, als Teil ein und derselben Gemeinde.

### Schlangen und Natterngezücht

Aber findet hierbei wirklich echte Integration statt? Geht das so leicht? Oder richtet sich die Liebe der einschlägigen Akteure vielleicht weniger auf den anderen in seiner Andersartigkeit als vielmehr auf die eigene Vorstellung dieses anderen? Dies müsste man dann wohl als Spielform des Narzissmus bezeichnen.

Wie dem auch sei, der universale Erlösungsanspruch des Christentums ist hier in der Sehnsucht nach einer universalen Menschheitsfamilie zu erkennen. Ist das eine legitime Erbfolge? Kritisch feststellen kann man immerhin, dass «christliche Werte» in auffälliger Weise von Politikern und moralischen Wichtigtuern bemüht werden, denen keinerlei Bezug zur Transzendenz vorzuwerfen ist. Und die Selbstbezeichnung «links und nett» mittels Ansteck-Button, die vor einigen Jahren in unseren Städten in Mode war, hat trotz ihres ironischen Trotzes letztlich etwas Schales.

Nun war Jesus, der Sohn Gottes, nach den Evangelienberichten allerdings durchaus nicht nett. Ganz im Gegenteil: Bei mancher Gelegenheit zeigt er sich als furioser Schimpfer und Verflucher und sogar als handgreiflicher Wüterich.

In der berühmten Bergpredigt nennt er diejenigen ohne Umschweife «Heuchler», die vor Zuschauern demonstrativ beten und die Almosen geben, um als grossmütig angesehen zu werden. Er macht Tiervergleiche, die heute als

tabu gelten, weil man sie mit Entmenschlichung gleichsetzt: «Gebet das Heilige nicht den Hunden und werfet eure Perlen nicht vor die Schweine.» Und: «Siehe, ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe.»

Seinen Jüngern erklärt er: «Meinet nicht, dass ich gekommen bin, Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.» Wir wissen, dass er hierbei nicht zum Krieg aufruft, denn an anderer Stelle mahnt er den rauflustigen Petrus: «Alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen.» Jesus' Schwert ist ein symbolisches – aber deswegen kein stumpfes: Er kündigt eine Spaltung der Menschheit um seinetwillen an. Diese Ankündigung unterstreicht er mit den Worten: «Selig ist, wer an mir keinen Anstoss nimmt.»

Keinen Zweifel lässt er daran, worin die Spaltung besteht – es ist eine ganz unmoderne, unrelativierte, elementare: die Spaltung zwischen Gut und Böse. So sagt er zu den intriganten Pharisäern: «Ihr Natterngezücht, wie könnt ihr Gutes reden, da ihr doch böse seid?» Und später hält er dem machtgerigen Priester-geschlecht eine brutale Strafpredigt, nennt sie «Toren und Blinde», «Schlangen» und «Verblendete voller Untugend», «geweisste Gräber, die auswendig schön scheinen, inwendig aber voll von Totengebeinen und allem Unrat sind», und er leitet dabei jeden neuen Vorwurf mit der Drohformulierung «Wehe euch» ein. Schliesslich verurteilt er sie pauschal in einer Weise, die ihnen jede Umkehr verunmöglicht: «Ihr stammt vom Teufel als eurem Vater und wollt die Gelüste eures Vaters tun.»

Auch seine berühmten Gleichnisse sind oft von einer nicht anders als schwarzweiss zu betitelnden Radikalität: «Wie man das Unkraut zusammensucht und mit Feuer verbrennt, so wird es am Ende der Welt sein.» Das deutet er selber so aus: Diejenigen, die ein Ärgernis sind, werden «in den Feuerofen geworfen». Und der «böse Knecht», der sein Amt missbraucht hat, den wird der Herr bei seiner Rückkehr «in Stücke hauen lassen».

### Schwärmereien im Teenageralter

Den Worten lässt Jesus schliesslich auch Taten folgen: Als er den Vorhof des Herodianischen Tempels in Jerusalem voll findet mit Geldverleihern und Verkäufern von Opfertieren, macht er sich eine Peitsche aus Stricken und treibt sie alle davon, schüttet dabei ihr Geld fort und stösst die Markttische um. Seinen Ausspruch: «Macht nicht das Haus meines Vaters zu einem Kaufhaus» muss man sich wohl in Form zornigen Gebrülls vorstellen. An keiner Stelle schreckt er davor zurück, die Dinge beim Namen zu nennen. Den zwölf Aposteln sagt er den Verrat durch Judas so voraus: «Unter euch ist einer ein Teufel.» Ein Versöhnungsangebot ist hier keines herauszuhören.

Wie in aller Welt aber lassen sich diese unzähligen Beschimpfungen (es sind noch viel mehr als die oben aufgeführten) und Tätlichkeiten in Übereinstimmung bringen mit Jesus' eigenem Liebesgebot und dem Anspruch des Christentums, die Religion der Liebe zu sein? Muss man darin nicht einen unveröhnlichen Widerspruch sehen, der in seiner Offensichtlichkeit geradezu lächerlich scheint? Kann man in all den erbaulichen Reden ernstlich mehr als nur leere Worte heraushören?

Zur Klärung müssen wir uns hier eines vergegenwärtigen: Liebe ist kein einseitiger Affekt, sondern ein Beziehungsverhältnis.

Um zu verstehen, was das bedeutet, müssen wir uns nur an unsere eigenen Schwärmereien im Teenageralter erinnern: Wir waren leidenschaftlich entbrannt für das schöne Mädchen aus einer höheren Klasse oder für den temperamentvollen Schauspieler auf dem Plakat über dem Bett – und schrieben dem Objekt der Begierde vielleicht sogar anonyme Nachrichten; doch zu einer echten Verbindung kam es natürlich nie. Unsere Gefühle fanden keinen Widerhall, ein Austausch fand nicht statt, das Abenteuer trug sich nur in unserem Kopf zu. War das nun Liebe? Nein. Es war Verliebtheit, Begehren, Interesse – aber die Einbahnstrasse der Zuneigung verhinderte, dass etwas Gemeinsames entstehen

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vz.ch/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

[www.vermoegenszentrum.ch](https://www.vermoegenszentrum.ch)

konnte; und für unseren Schwarm blieb das Ganze ohne tiefe Bedeutung (falls er überhaupt etwas davon ahnte).

Interessanterweise lieferte ausgerechnet der trockene idealistische Philosoph G. W. F. Hegel (1770–1831) in dieser Frage einen schönen Hinweis. Bekannt ist Hegel zwar besonders für seinen dialektischen Dreischritt aus These, Antithese und Synthese, bei dem es um die anstrengende Höherentwicklung aus Gegensätzen geht. In einem frühen Brief an seine Braut Marie aber, die unterschieden hatte zwischen Hegels Liebe und ihrer eigenen Liebe, betonte er, dass sie beide als Partner in Wirklichkeit zwei Pole der gleichen Liebe seien; die den beiden gemeinsame Liebe umfasse sie also als Paar und verteile sich dabei zugleich auf die Braut und den Bräutigam. Ein schöner Gedanke.

Liebe besteht aus einem beständigen Wechselspiel von Frage und Antwort; dabei sind «Frage» und «Antwort» hier im weitesten Sinne gemeint: als emotionale Impulse, als Willensregungen, als intellektueller Austausch und so weiter. Bestimmend ist der fortdauernde «Dialog» in jenem Mass, wie er jedem an der Liebesbeziehung Beteiligten möglich ist.

### Verlorene Pappenheimer

Zieht sich aber auch nur einer der beiden daraus zurück, kommt die gemeinsame Liebe an ihr Ende: Die weiteren Versuche des anderen prallen sozusagen an die Wand, finden kein Echo, können keine Frucht mehr bringen, erstarren in einer Geste der Zuneigung, die ins Leere läuft.

Für das Erlösungswerk, zu welchem Jesus angetreten ist, gilt das wie im Vergrößerungsglas.

Um hier den Begriff des Dialogs noch einmal aufzunehmen: Jesus wird ja am Anfang des Johannesevangeliums als Logos, als Wort bezeichnet; «und das Wort wurde Fleisch», heisst es. Man könnte demnach sagen: Er verkörpert selber geradezu eine Gesprächsanfrage – und erwartet vom Menschen also eine Antwort.

Dabei gilt es, sich daran zu erinnern, dass der Gottessohn nach der biblisch-theologischen Vorannahme nicht auf einer Vergnügungsfahrt ist, sondern in eine «erbsündig gefallene Welt» eintritt: Hier ist alles in Schiefelage. Wie schätzt er nun selber die Chancen seines Unternehmens ein? «Viele sind berufen, wenige sind aus-

erwählt», erklärt er im Matthäusevangelium. Es heisst nicht: «Wenige sind auserwählt, der Rest aber bloss gerufen.» Nein, auch «gerufen» zu sein, ist bereits eine Auszeichnung. Jesus unterscheidet hier also drei Menschentypen: die Berufenen, die Auserwählten und die Dritten, die weder berufen noch auserwählt sind, sondern – was? Sondern, müssen wir vermuten, verloren, erledigt, nicht mehr der Mühe wert: Sie haben sich schon innerlich entschieden, das Erlösungsangebot nicht anzunehmen.

Und weil Jesus Christus ja immerhin göttlicher Abkunft ist, kennt er seine Pappenheimer: Er weiss bereits, wer zu dieser dritten

*Der Liebende darf nicht nur unterscheiden, er muss es.*

Kategorie gehört. Hieraus erklärt sich die radikale Grobheit, in der er mit manchen Menschen umspringt – mit denen eben, die seiner Einschätzung nach «den Teufel zum Vater haben».

Was bedeutet das für uns? Wie übertragen wir diese Haltung in unsere etwas kleiner gefasste Alltagswelt? Wenn Jesus das grösste Vorbild der Liebe ist, dann soll er uns zugleich auch ein Vorbild sein durch seinen unverfälschten Klarblick auf den Menschen. So können wir uns ins Bewusstsein rufen, dass Liebe kein freundliches Gesäusel ist, keine selbstgefällige Nettigkeit, keine bequeme Wohnungseinrichtung; sie unterscheidet schärfer als jedes Elektronenmikroskop: Wer zwischen zwei ertrinkenden Kindern wählen muss, rettet das eigene – bei aller Brutalität, die diese Wahl bedeutet.

Natürlich soll der Liebende grosszügig sein, im Zweifel für den Angeklagten urteilen, zwei Meilen mitgehen, wenn er zu einer Meile genötigt wird (um noch einmal ein Zitat aus der Bibel anzuführen). Dies alles darf aber nicht als Alibi für Lachheit und Schläfrigkeit dienen. Justitia mag eine Augenbinde tragen, um sich vom Ansehen der Person nicht bei ihrem Richtspruch beeinflussen zu lassen; wir hingegen brauchen uns nicht künstlich blind zu stellen: Die Liebe blind auszuschenken, wertet nicht den Liebesspender auf, vielmehr wertet es die Liebe ab – indem es sie zu etwas Banalem, Schalem, Massenproduziertem macht. Der Liebende darf nicht nur unterscheiden, er muss es: Nur so lässt er dem Gegenstand seiner Liebe die gebührende Achtung zukommen. Die entsprechende Wachheit ist für uns alle heute besonders geboten gerade auch beim Blick in Gesellschaft und Politik: Unser Blick soll mit aller Kraft das Gute suchen – doch die Dinge dürfen durchaus in aller Klarheit beim Namen genannt werden.

Maurus Federspiel ist Schriftsteller. Er lebt in Zürich. Zuletzt von ihm erschienen: «Die Vollendung» (Hollitzer).

## BERICHTIGUNG

### Psychiater im Erpressungsfall Berset: Kein Verstoss gegen Standesordnung

Am 16. September 2021 berichtete die *Weltwoche* im Artikel «Frau, von Berset Truppe plattgewalzt» – mit Verweis auf Verfahrensakten – über den Umgang von Bundesrat Alain Berset mit der Frau, die ihn erpressen wollte. In diesem Zusammenhang wurde auch von einem Psychiater berichtet, der im Auftrag des Rechtsanwalts von Bundesrat Alain Berset eine psychiatrische Einschätzung über die Frau erstellte. Dabei kam er unter anderem zum Schluss, dass die Frau eine «Narzisstische Störung» habe und dass bei der Frau wohlmöglich «eine Schizophrenie ausgebrochen wäre».

Die *Weltwoche* kam zum Schluss, dass der Psychiater damit eine Art Gutachten abliefern sollte, das jedem ärztlichen Pflichtgefühl spottet. Die Ombudsstelle des Aargauischen Ärzterverbandes, welche sich auf Ersuchen des Autors Christoph Mörgeli mit der Frage befasste, ob die Erstellung eines Gutachtens ohne Untersuchung eines Patienten einen Verstoss gegen Bestimmungen der Standesordnung der FMH darstelle, kam nach eingehender Prüfung zum Schluss, dass kein Verstoss gegen standesrechtliche Bestimmungen vorlag. Begründet hat sie dies im Wesentlichen damit, dass es sich bei der Einschätzung nicht um ein «psychiatrisches Gutachten» handelt, sondern um persönliche Notizen über Gespräche mit dem Anwalt von Bundesrat Alain Berset, in denen «allenfalls mögliche differentialdiagnostische Überlegungen» festgehalten sind.

Diese Aufzeichnungen erfolgten gemäss einer in langjähriger Berufstätigkeit eingeübten Routine der Dokumentation und waren nicht zur Weitergabe bestimmt.

Die Ombudsstelle kam auch zum Schluss, dass die Notizen des Psychiaters nicht Ausdruck einer intendierten Psychiatrisierung der Frau sei. Die Ombudsstelle konnte entsprechend keine Verletzung einer Bestimmung der Standesordnung der FMH feststellen, zumal auch keine direkte Arzt-Patienten-Beziehung zu beurteilen war.







## VIP-Spezial «Genussreise Bordeaux»

# Weine, die die Welt bedeuten

Wie kein anderes Weinbaugebiet gilt das Bordeaux als Synonym für die berühmtesten und erlesensten Tropfen überhaupt. Hinzu kommen eine höchst vielfältige Gastronomie, die faszinierende Landschaft und der unwiderstehliche Zauber der Atlantikküste. Auf unserer Exkursion sind Genuss, Kultur und Entspannung garantiert.

Auf unserer 6-tägigen Reise erkunden wir die Region, wo die Weingüter Châteaux heissen, deren klingende Namen die Kenner auf der ganzen Welt begeistern. Als Erstes erwartet uns das reizvolle Graves-Gebiet südlich von Bordeaux, das vor allem für seine Weissweine bekannt ist. Hier besichtigen wir das Landgut Château Raymond-Lafon im Herzen der berühmten Sauternes Crus.

Als Nächstes steht das Weinanbaugebiet St-Emilion am rechten Ufer der Gironde und der Dordogne auf dem Programm. In der Kellerei des Château de La Rivière, einem Aushängeschild der Appellation Fronsac, lernen wir bei einer Weindegustation die herausragenden Erzeugnisse kennen.

Weiterer önologischer Höhepunkt ist unsere Fahrt auf der Médoc-Weinstrasse – vorbei an den Schlössern von Margaux und Beychevelle – zum legendären Château Mouton Rothschild nördlich von Pauillac. Ein Rundgang durch das Weinmuseum gibt Einblick in die grosse Geschichte des Bordeaux und



in das grandiose Lebenswerk des Barons Philippe de Rothschild.

Abgerundet wird unsere Reise durch kulinarische Genüsse in ausgesuchten authentischen Restaurants sowie mit einer Besichtigung der Altstadt von Bordeaux und weiterer Sehenswürdigkeiten. Optional buchbar ist ein Tagesausflug nach Arcachon und zur berühmten Düne von Pilat.

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezial «Genussreise Bordeaux»

**Reisetermin:**

30. September bis 5. Oktober 2022

**Leistungen:**

- Swiss-Flug Zürich-Bordeaux-Zürich
- Transfer Flughafen-Hotel-Flughafen
- 5 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Renaissance Bordeaux Hotel»
- 4 Abendessen
- Abschiedsabendessen in Bordeaux
- Stadtrundfahrt in Bordeaux
- Ausflug «Graves und Sauternes» mit Weinprobe
- Ausflug «St-Emilion» mit Weinprobe
- Ausflug «Médoc» mit Weinprobe
- Deutsch sprechende Reiseleitung

**Zusätzlich buchbar:**

Ausflug «Arcachon» mit Degustation und Mittagessen Fr. 120.–

**Preis (p. Pers. im DZ):**

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1780.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 1980.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 120.–

**Buchung:**

Telefon: 091 752 35 20  
E-Mail: info@mondial-tours.ch

**Veranstalter:**

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Wie viel ist genug, wie viel zu viel?

Ich war ein Dieb, der durch seine Gier jedem Moment die Genügsamkeit und sein Glück stahl.



*Wie der Mensch, übertreibt auch die Schöpfung gelegentlich.*

**G**elegenheit, so sagt man, macht Diebe. Die Redensart ist 800 Jahre alt, ein wandernder, ungeweihter Kleriker, ein Pilger auch, soll sie formuliert haben, Freidank hiess er. Man weiss nicht mehr viel über ihn. Geboren wurde er wohl in Schwaben oder im Elsass, der Kreuzzug Friedrich II. soll ihn nach Jerusalem geführt haben, und er schrieb einen Bestseller, fünfzehn Jahre lang brauchte er dafür, man vermutet zwischen 1215 und 1230, «Bescheidenheit» heisst das Werk, das sich vier Jahrhunderte grosser Beliebtheit erfreute.

Im Jahre 1508 überarbeitet der Humanist und Rechtswissenschaftler Sebastian Brant, lange Professor an der Universität Basel und Kanzler von Strassburg, das Buch mit seinen 4700 Versen, die eine Gebrauchsanleitung für, wie Brant das nannte, den «rechten Weg des Lebens» sind. Mein Lieblingsvers ist: «Genug ist besser als zu viel.»

Ich bin mir nicht ganz sicher, weil die Gier des Menschen und sein Neid doch grösser sind als uns lieb ist, aber wahrscheinlich wären da weniger Gelegenheiten, die uns zu Dieben werden liessen, wenn uns «Freidanks «Genug» genug wäre. Wir wären, vor allem, weniger diebisch der Erde gegenüber, der wir gerade so ziemlich alles klauen, was an ihr nicht niet und nagelfest ist. Eine Philosophie des Genug wäre eine einer sättigenden Bescheidenheit, eine der Demut auch und der Dankbarkeit. Eine Philosophie des Zuviels, die wir die letzten Jahrzehnte praktizierten, führt, wie wir in-

zwischen schmerzlich feststellen müssen, paradoxerweise nur in die Leere.

Ich selbst, Jahrgang 1964, bin ein Kind des Zuviels. Eines, das wie unfähig war, Sättigung zu erfahren, oder das Sättigung nur weit jenseits des Genugs erfuhr. Es war ein Leben im Immermehr, im Kleinen wie im Grossen; beim Chips essen, Rauchen, Trinken, in der Liebe, im Schmerz, im Glück, im Selbstmitleid, im Suchen von Paradiesen, im Träumen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit war ich ein Dieb, der durch seine Gier jedem Moment die Genügsamkeit und auch sein Glück stahl.

Was dazu führte, dass irgendwann auch das Zuviel nicht mehr genug war, und dann hatte ich, hat der Mensch, natürlich ein Problem, jenes der Sinnkrise. Das Genug war inzwischen unerreichbar geworden, das Zuviel zu viel. Es brauchte Jahre, um überhaupt eine Ahnung von einem Mittelweg zu bekommen, brauchte Phasen der schmerzlichen Einsamkeit der Askese und dann auch wieder jene der Erschöpfung durch totalen Konsum. Erst jetzt, da das Alter langsam eintritt und mit ihm der Wunsch, den Rucksack nicht weiter zu füllen sondern ihn vom unnötigen Ballast zu leeren, scheint sich, langsam, ein Mindset zu etablieren, das mich nicht zum Dieb meiner selbst macht.

Das ist keine grossartige Leistung oder gar ein Parforceritt meinerseits, es ist nur die Geschichte und die Mechanik des Lebens und wohl auch des Bewusstseins. Ein Abbild der

grossen Schöpfung im Kleinen. Die Schöpfung, die Evolution, ist ein Prozess, der das Zuviel als Garant für das Genug benutzt, ist eine Überproduktion von allem, um das Überleben abzusichern.

**W**ie der Mensch, übertreibt auch die Schöpfung gelegentlich, und das Zuviel verlässt die Bereiche der Lebenserhaltung und neigt zur Zerstörung dessen, was es weiter gedeihen lassen möchte. Dann folgt jeweils eine grosse oder kleinere Katastrophe, ein Meteoriteneinschlag oder eine Veränderung der klimatischen Situation, die zur Katharsis führt, und es folgen dann diese wunderbaren Phasen des Gleichgewichts, bis das Genug wieder denkt, es könne sich durch das Zuviel beschützen.

So ist die Frage im Grunde nur, wieviel Zuviel zu viel ist, wo, wie man heute sagt, diesbezüglich der Tipping-Point liegt. Gerne würde ich jetzt sagen, bei dem und dem liegt er da und dort, aber es ist nicht so einfach, weil sowohl das Genug und auch das Zuviel als Gefühl wahrgenommen werden. Ein einfaches Beispiel; Wenn ich 150 Gramm Rinderfilet esse, so ist das zwar genug, aber ich empfinde auch 200 Gramm als nicht zu viel. Es ist ein Dilemma.

Und dann schaue ich mir meine bald fünfjährige Tochter an, und dort ist das Zuviel an Glacé, Schokolade, Puppen und YouTube-Kids-Videos gerade gut genug. Wie gesagt, es ist ein Dilemma.



## PERSONENKONTROLLE

# Keller-Sutter, Sollberger, Guggisberg, Nussbaumer, Bortoluzzi, Imark, Nordmann, Ehammer, Meklau, Sobjanin, Nemzow, Pelosi



Starallüren: Karin Keller-Sutter.

**Karin Keller-Sutter**, Spendierfreudige, hat das Patronat für das Bundesstaatsjubiläumjahr 2023 «1848, eine unglaubliche Geschichte» inne. Unglaublich ist auch, dass die Justizministerin vier Starfotografen der exklusiven Agentur Magnum Photos aus den USA, Italien, Mexiko und dem Iran einfliegen lässt. Sie sollen Bilder der laufenden Sommersession machen. Ein Affront – schliesslich hat niemand in der Schweizer Medienbranche mehr unter der Pandemie gelitten als die Lichtbildner. SVP-Nationalrätin **Sandra Sollberger** will jetzt in der Fragestunde von der FDP-Bundesrätin wissen, weshalb keine hiesige Agentur zum Zug kam. (odm)

**Lars Guggisberg**, Spielführer, übernahm diese Woche die Armbinde von Langzeit-FC-Nationalrats-Kapitän **Eric Nussbaumer**. Auf den SP-Mann folgt also wieder ein SVP-Vertreter. Damit erfüllt sich der Wunsch von Ex-SVP-Parlamentarier **Toni Bortoluzzi**, dem Vorgänger von Nussbaumer. Der hatte betont, dass die Armbinde in den Händen der grossen Parteien bleiben müsse. Guggisberg holte sich im Übrigen beim letzten Match eine Bänderzerrung. Selbstverständlich kein Grund, kürzerzutreten. (odm)

**Christian Imark**, Energiepolitiker, beantragte in der nationalrätlichen Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek), eine unnötig gewordene Sitzung abzublasen. Diese war auf den Montagmorgen vor Beginn der Sommersession der eidgenössischen Räte terminiert. Vorgesehen war die dringliche Beratung eines Milliardenrettungsschirms für systemrelevante Stromkonzerne. Da dem Geschäft die Dringlichkeit abgesprochen wurde, gab es auch keinen Grund mehr für das entsprechende Meeting der Urek Nationalrat, fand der SVP-Nationalrat. Aber SP-Fraktions-



Weit, weiter: Simon Ehammer.

chef **Roger Nordmann** sah es anders. Er stellte einen Gegenantrag, dass die Sitzung trotzdem durchzuführen sei, kam damit durch – und schwänzte dann selber den Anlass. (hmo)

**Simon Ehammer**, Himmelstürmer. Seit verganginem Samstag und dem Mehrkampfmeeting in Götzis ist der 22-jährige Appenzeller der Überflieger im Schweizer Sport. Auf dem Weg zum Landesrekord im Zehnkampf stellte er eine Jahresbestleistung im Weitsprung auf: 8,45 Meter. Mit dem Sprungwunder freut sich auch Österreich. Ehammers Freundin, die Skicrosserin **Tatjana Meklau**, stammt aus der Steiermark. Sein Vater ist gebürtiger Tiroler, als Lieblingsessen gibt er Kaiserschmarrn an. Und auf seiner linken Körperseite prangt als Tätowierung ein Tiroler Adler. Irgendwann, so verriet Ehammer der *Schweizer Illustrierten*, wolle er sich um die österreichische Staatsbürgerschaft bemühen. Bitte nicht! Wir wollen unseren Superstar nicht mit den Nachbarn teilen. (tre)

**Sergej Sobjanin**, Patriot, gibt der US-Botschaft in Moskau eine neue Adresse. Der Bürgermeister der Hauptstadt lässt die Bürger über drei Namen abstimmen: «Verteidiger-des-Donbass-Platz», «Donezker-Volksrepublik-Platz» oder «Wladimir-Schoga-Platz» – nach einem gefallenen Donbass-Helden. Es ist eine Revanche: 2018 hatte Washington den Platz, an dem die russische Botschaft liegt, nach dem ermordeten Regimekritiker **Boris Nemzow** umbenannt. (ky)

**Nancy Pelosi**, Parlamentsfossil, hat Probleme mit ihrem Mann. Der 82-jährige Gatte der Sprecherin des US-Kongresses wurde verhaftet, nachdem sein Porsche mit einem Jeep kollidiert war. Verdacht: Alkohol am Steuer. Gegen 5000 Dollar Kautions kam **Paul Pelosi** wieder frei. (ky)

## Finma: Gazprombank droht Lizenzentzug

Wie die *Weltwoche* aus verlässlicher Quelle erfahren hat, steht die Finanzmarktaufsicht (Finma) unmittelbar davor, der Gazprombank die Banklizenz zu entziehen. Gemäss *InsideParadeplatz* bekundet die Gazprombank Mühe, einen neuen Revisor zu finden, nachdem KPMG das Mandat aufgrund der Sanktionen niedergelegt hatte. Demnach hat die Gazprombank der Finma den Vorschlag gemacht, einen kleineren, von der Finma nicht zugelassenen Buchprüfer zu beauftragen, was die Aufsichtsbehörde abgelehnt hat.

Sollte die Finma tatsächlich der Gazprombank die Lizenz entziehen, hätte dies unabsehbare geopolitische Folgen. Ein bedeutender Teil der europäischen Zahlungen für russisches Öl und Gas läuft über die Schweizer Niederlassung des Finanzinstituts. Ein Sprecher der Finma wollte sich nicht äussern. *Florian Schwab*

## Zürich platzt aus allen Nähten

Der *Tages-Anzeiger* bringt es auf den Punkt: «Die Stadt ist so voll wie noch nie». 440 181 beträgt die Bevölkerungszahl – exakt eine Person mehr als beim bisherigen Höchststand von 1962. Was auffällt: 140 000 Personen sind nicht Schweizer Staatsbürger. Das bedeutet einen Ausländeranteil von 32 Prozent – was dem historischen Höchststand von 1912 (34,2 Prozent) nahekommt.

Doch es gibt einen grossen Unterschied zu damals: Waren es am Vorabend des Ersten Weltkriegs vor allem Arbeiter, die von der florierenden Industrie angezogen wurden, sind es heute gut ausgebildete Fachkräfte. 31 000 ausländische Bewohner Zürichs stammen aus Deutschland. Das erklärt, warum der Dichtestress bei Wohnungen im Hochpreissegment und bei gutdotierten Jobs wächst. Beim Höchststand von 1962 bildeten die Italienerinnen und Italiener mit rund 28 000 Personen noch die grösste Ausländergruppe. Damals aber lebten nur 64 000 ausländische Staatsangehörige in Zürich – 14,5 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Der Bevölkerungsrekord hat auch mit dem Ukraine-Konflikt zu tun. Allein in der Stadt Zürich wurden 1751 ukrainische Flüchtlinge mit dem Schutzstatus S registriert. Städteplaner rechnen bis 2040 mit einem Einwohnerzuwachs in Zürich von 80 000 Menschen. *Thomas Renggli*

## MÖRGELI

### Jubeltage im Schweizer Radio

In Kolumbien besteht erstmals in der Geschichte – je nach Sichtweise – die Chance oder die Gefahr einer linken Regierung. Diese rote Vision lässt das Schweizer Radio SRF vor Freude regelrecht ausflippen. Hunderttausende hätten in den Städten protestiert: gegen «soziale Ungerechtigkeit», gegen die «korrupte politische Elite», gegen die «gewalttätige Polizei». SRF präsentierte im Originalton trauernde Eltern, die ihre Söhne bei den Protesten verloren haben. Eine Mutter, so jubelt Radio SRF, wähle «am Sonntag den linken Kandidaten Gustavo Petro». Genau so wie ein Vater: «Ich wähle am Sonntag Petro, er steht für die Veränderung des Landes.»

Selbstverständlich kommt auch Gustavo Petro als sozialistischer Präsidentschaftskandidat im Schweizer Radio zu Wort. Niemals könnte er zulassen, «dass soziale Proteste gewaltsam niedergeschlagen» würden: «Eine Regierung, die mordet, das ist nicht der Weg Kolumbiens.» Auf eine bürgerlich-liberale Stimme in Kolumbien warten die Hörer von SRF vergeblich. Schliesslich herrscht in Kolumbien Wahlkampf. Und unser Radio kämpft mit.

Fast geht vergessen, dass der Kandidat der Linken seine politische Laufbahn 1977 als Guerillero in der Terrorgruppe M-19 begonnen hat. Gustavo Petro sass wegen unerlaubten Waffenbesitzes im Gefängnis. Seine M-19 war verantwortlich für den Diebstahl von 5000 Waffen aus einem Armeedepot, ebenso für die Entführung von Frauen und Diplomaten. 1985 überfiel die M-19 das Justizgebäude, tötete den Verwalter und mehrere Sicherheitsbeamte und nahm 300 Personen als Geiseln, darunter 24 Verfassungsrichter. Bei der Erstürmung des Gebäudes starben Dutzende Menschen.

Es ist wahr, dass in Kolumbien bürgerliche Regierungen schwere Verbrechen begangen haben. Nur sind die dortigen Sozialisten keinen Deut weniger gewaltbereit. In der Stärke der Waffen zeigt sich die Schwäche der Menschen. Es gibt Väter und Mütter, deren Kinder von der kommunistischen M-19 oder den Farc-Rebellen umgebracht wurden. Und es ist nicht süsser, durch eine linke Patrone zu sterben als durch eine rechte.

Christoph Mörgeli

# Der Katholikentag, der keiner ist

Um Glaubensvermittlung geht es bei der Heerschau des deutschen Reformkatholizismus schon lange nicht mehr.

Gloria von Thurn und Taxis

Regensburg

Im wilhelminischen Kaiserreich bestand die dringende Notwendigkeit, sich im politischen Raum Gehör zu verschaffen. Der damals von Bismarck protestantisch geprägte Laizismus drohte die Kirche an den Rand zu drängen.

Der Kirchentag war die ideale Veranstaltung, um öffentlich für und mit dem Papst katholische Werte zu vertreten, Kampagnenfähigkeit und katholisches Selbstbewusstsein zu demonstrieren.

Diese aufmüpfige Haltung, die früher nach aussen gerichtet war, geht heute nach innen. Der Katholikentag ist der sichtbarste Ausdruck einer Autoimmunkrankheit, von der die katholische Kirche im Westen befallen ist. Es geht nicht mehr darum, Rom, dem Papst oder der Kirche zu dienen, sondern einzig einer nationalen Staatskirche.

Deshalb dürfen Katholikentag und Synodaler Weg auch Millionen kosten, schliesslich agiert man hier für die Regierung mit einem Erziehungs- und Bildungsauftrag. Aussteller, Podiumsteilnehmer, aber auch ein Grossteil der Besucher werden direkt oder indirekt subventioniert.

### Vogelfrei und ausgestossen

Bei der Heerschau des deutschen Reformkatholizismus geht es vor allem darum, der Welt zu demonstrieren, wie Katholisch 2.0 geht. Aber vor allem auch um Pfründe, die es zu sichern gilt. Eine ganze Kaste von Funktionären lebt schliesslich von der Kirche. Deshalb darf die Kirchensteuer zahlende Kundschaft nicht mit mittelalterlichen Moralvorstellungen und Dogmen verscheucht werden.

Auf die Gefahr hin, dass die, im übertragenen Sinne gesprochen, Reifen mit Profil gegen glatte Slicks ausgetauscht wurden, die schon bei geringem Regen ins Rutschen kommen, muss nicht geachtet werden. Es scheint doch die Sonne!

Um Glaubensvermittlung geht es schon lange nicht mehr. Geistige Überlebensstrategien für kalte Tage oder wie man Unsterblichkeit erlangt, vergiss es!

Dafür sind heutzutage die Transhumanisten zuständig, die aus unseren Algorithmen einen sich selbst erhaltenden Digitalzwillig machen. Jeder häretischen Strömung wird im Namen von Toleranz nicht nur grosszügig Platz, sondern auch Raum zur Huldigung eingeräumt. Dem dreifaltigen Gott oder Jesus Christus? Ist leider etwas anstössig.

Nicht toleriert wird einzig und allein, wer keine Kirchensteuern zahlen möchte. Hier hört die Toleranz ganz schnell auf, und man ist einem Paria gleich vogelfrei und ausgestossen.

Der Kirchentag stellt die deutsche Sicht auf die Weltkirche dar und wie diese zu sein hat. Am deutschen Wesen soll die Weltkirche genesen. Ich gehe nicht hin, die lassen mich eh nicht rein.

Fürstin Gloria von Thurn und Taxis ist Unternehmerin und Managerin.

liebe ist...



... wenn dich die Zeit erdrückt,  
wenn sie nicht da ist.



# Parmelin und Putin gegen Einkaufstourismus

Warum explodieren in der Schweiz die Lebensmittel- und Strompreise nicht?



**W**arum funktionieren die ganzen Sanktionen gegen Russland suboptimal bis gar nicht? Ganz einfach, weil unter anderem Länder wie China, Indien und Israel nicht mitmachen.

Kohle, Öl, Holz, Metalle, Getreide und etwas verzögert Gas kann Russland jenen über fünf Milliarden Menschen liefern, deren Länder bei den Sanktionen nicht mitmachen. Und dies mit Rabatten von durchschnittlich 30 Prozent auf die inzwischen stark gestiegenen Weltmarktpreise.

Die Russen wären schön blöd, wenn sie nicht liefern würden. Die Chinesen und Inder noch blöder, wenn sie nicht kaufen würden. Sanktionen mit sperrangelweit offenen Hintertüren können nicht funktionieren.

Das Einzige, was vielleicht hilft, sind Massnahmen gegen Oligarchen. Diese Plünderer verdanken ihren Reichtum letztlich Jelzin und Putin.

**D**erweil verdoppeln sich die Preise vieler Güter. Vom Getreide über das Bauholz bis zu den Pet-Flaschen. Alles zu Lasten vorab der Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen und Renten. Gegen die Inflation helfen – obwohl fast alle das Gegenteil verbreiten – höhere Zinsen wenig. Im Gegenteil, sie führen uns absehbar in eine Stagflation.

Oskar Grübel lehrt uns im *Tages-Anzeiger* vom letzten Freitag, dass nicht alle wegen der hohen Preise unglücklich sind: «Im Moment lesen wir jeden Tag die Schlagzeilen zur Ukraine und dass die Weizenpreise in die Höhe geschossen sind, und alle finden das eine Katastrophe. Sind Sie aber ein Weizenbauer in den

USA, finden Sie das fantastisch, da die Preise sich für Sie verdoppelt haben.»

Bisher kosteten hundert Kilo Getreide aus der Ukraine 20 Franken. Neu kosten die gleichen hundert Kilo auf dem Weltmarkt 40 Franken. In der Schweiz kosten hundert Kilo Weizen bis und mit heute konstant 55 Franken. Wie erklärt sich dieses Wunder von Bern? Bisher machte Parmelin die Schweizer Getreidebauern mit hohen Schutzzöllen glücklich. Jetzt senkt er die Schutzzölle – oder hebt

*Die Nationalbank darf uns nicht, wie schon bei der Aufhebung des Mindestkurses, in die Beine schiessen.*

diese für Schweinefutter ganz auf –, damit die Zielpreise im Schweizer Markt die gleichen bleiben.

Dies führt zu weniger Staatseinnahmen und somit zu weniger Teuerung in der Schweiz. Und der Einkaufstourismus nimmt ab, weil die Fleischpreise in Deutschland und Frankreich steigen. Ist das alles sozial oder unsozial? Wären statt der Giesskanne Zollsenkungen nicht gezieltere Subventionen sinnvoll?

**S**tellen wir uns vor, wir hätten in der Schweiz – auf der neoliberalen Welle von Gerhard Schröder und Tony Blair reitend – die Produzenten und Verteiler von Strom privatisiert. Und den Markt parallel dazu dereguliert. Die verheerende Folge: Jeder Haushalt und jedes Unternehmen in der Schweiz müsste heute doppelt so hohe Stromrechnungen be-

gleichen. Die direkte Demokratie hat dies auf der Ebene der Gemeinden und Kantone erfolgreich verhindert. Und so pro Jahr sechs Milliarden Franken zugunsten der Haushalte und Unternehmen gerettet.

Jetzt muss der Preisüberwacher nur verhindern, dass parastaatliche Schlaumeier die Strompreise unnötigerweise doch erhöhen. Ist meist nicht notwendig: Denn erstens wurde der Strom aus Wasserkraft in den letzten Jahren immer billiger. Zweitens sinken die Wasserzinsen bis ins Jahr 2030 real. Und drittens haben unsere überalterten Atomkraftwerke für die nächsten Jahre russische Brennstäbe bezahlt und gebunkert.

**D**ie Nationalbank darf uns nicht, wie schon bei der Aufhebung des Mindestkurses 2015, noch einmal in die Beine schiessen. Leider ist der Bankrat der Nationalbank ein Kastratenchörli und der Bundesrat wirtschaftspolitisch nicht auf der Höhe der Zeit. Drei Überforderte entscheiden alleine. Geht eigentlich gar nicht.

Für Rudolf Augstein galt: «Schreiben, was ist». Zur Ablenkung von den wirklichen Problemen führen wir ellenlange Diskussionen über die Neutralität. Die SVP will Neutralität im Dienste aller Oligarchen. Der Bundesrat eine solidarische Neutralität gemäss amerikanischem Diktat. Zur Erinnerung: Wir folgen seit Marignano höchst erfolgreich dem Prinzip der opportunistischen Neutralität.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Xi Jinping wird zur Gefahr für China

Durch Xis Covid-Strategie steht die chinesische Wirtschaft vor einem Katastrophensturm. Seine Aussenpolitik schreckt ausländische Investoren ab. Droht Peking ein Erdbeben?

Francis Pike

Auf einem Neujahrsempfang bezeichnete der chinesische Staatschef Xi Jinping den für Herbst angesetzten 20. Parteitag der Kommunistischen Partei als «grosses Ereignis im politischen Leben der Partei und des Landes». Seit einiger Zeit gehen Beobachter davon aus, dass der Volkskongress Xi in seiner Funktion als Generalsekretär der Partei bestätigen wird.

Nach zwei Amtszeiten als Partei- und Staatschef wäre Xi Jinping damit der erste chinesische Führer seit einer Generation, der ein drittes Mal gewählt wird. Seine Macht scheint uneingeschränkt zu sein. Im vergangenen Jahr, einem Jahr von «herausragender Bedeutung», wie er selbst erklärte, verabschiedeten die 400 Mitglieder des Zentralkomitees die dritte «historische Resolution» in der hundertjährigen Geschichte der chinesischen Kommunistischen Partei.

## Grenzen der Freundschaft

Die ersten beiden Resolutionen wurden 1945 von Mao Zedong und 1981 von Deng Xiaoping vorgelegt. Das Konzept «Xi-Jinping-Denken» knüpft historisch an die Ideologie seiner beiden berühmten Vorgänger an und wurde entsprechend gefeiert. Mit anderen Worten: Xi ist einer von Chinas «überragenden Führern», die von der Beschränkung auf zwei Amtszeiten ausgenommen sind. Xi hat selbst angedeutet, dass er mindestens bis 2032 an der Macht bleiben und Taiwan dann (wie Hongkong) wieder Teil der Volksrepublik sein werde.

Doch seit Februar ist Xi mit den ersten grossen Krisen in seiner Amtszeit konfrontiert. Nachdem er bei seinem Treffen mit Wladimir Putin am Vorabend der Olympischen Winterspiele in Peking erklärt hatte, dass die russisch-chinesische Freundschaft grenzenlos sei, zeigte sich bald, dass es doch Grenzen gibt. Obwohl



Trübe Aussichten: Chinas Machthaber Xi Jinping.

China, zusammen mit Belarus, Eritrea, Nordkorea und Syrien, gegen die Uno-Resolution stimmte, die den russischen Einmarsch in der Ukraine kritisierte, zeichnet sich die chinesische Unterstützung für Russland vor allem durch ihre Nichtexistenz aus.

Putins «militärische Spezialoperation» wird öffentlich nicht befürwortet, und Xi selbst hat erklärt, dass die Souveränität und territoriale Integrität aller Staaten respektiert werden müsse. Auf die Bitte Russlands um Unterstützung hat Peking nicht reagiert, jedenfalls nicht öffentlich. Wenn, wie zu vermuten ist, China tatsächlich hilft, dann im Verborgenen. China will offensichtlich nicht riskieren, in Handelskriege mit dem Westen verwickelt zu werden. Bemerkenswert ist, dass Union Pay, Chinas grösstes Kreditkartenunternehmen, genau wie Visa und Mastercard die Zusammenarbeit mit russischen Banken eingestellt hat.

Aus Sicht vieler Chinesen ist Russland so etwas wie ein peinlicher Verwandter. Xi wünscht sich vermutlich, genau wie Putin, ein Ende der westlichen Hegemonie, aber selbst die halbherzige Unterstützung für einen Verbündeten, dessen Handeln weltweit Inflation antreibt und in etlichen Ländern für Hungersnot sorgt, dürfte den aussenpolitischen Am-

bitionen Chinas zuwiderlaufen. So macht man sich keine Freunde unter den «blockfreien» Nationen.

Wenn Chinas Freundschaft mit Putin aussenpolitisch unvorteilhaft ist, so dürfte sie auch innenpolitisch für Probleme sorgen. Kritiker könnten fragen, welche Vorteile das Bündnis mit Russland hat. Die chinesische Führung hält sich bedeckt, was innerparteiliche Kritik an Xis aussenpolitischem Kurs angeht. All jene, die sich an der vorsichtigeren Aussenpolitik eines Deng

Xiaoping orientieren, dürften über die Folgen von Xis offen aggressiver und expansionistischer Politik indes nicht sonderlich glücklich sein.

## Stars der neuen Wirtschaft

Xis Partnerschaft mit Russland hat die Nato und ein breites Spektrum von antichinesischen Allianzen im Westen mobilisiert – etwa Aukus (USA, Grossbritannien und Australien) und The Quad, das informelle Sicherheitsbündnis von Amerika, Japan, Indien und Australien, das sich die Eindämmung Chinas auf die Fahnen geschrieben hat. Xis aggressive Aussenpolitik hat den Westen nicht geschwächt, sondern gestärkt.

Auch der ökonomische Preis von Xis Kampagne gegen die westlichen Werte wird sichtbar. Unter dem Einfluss von Wang Huning, Chefideologe der Partei und Mitglied des siebenköpfigen Ständigen Ausschusses, geht Xi immer rücksichtsloser gegen die Stars der neuen chinesischen Wirtschaft vor.

Jack Ma, der charismatische Gründer von Alibaba, verschwand in der Versenkung, sein Unternehmen wurde umstrukturiert. Social-Media-Stars wie die schwerreiche Schauspielerin und Sängerin Zhao Wei, deren On-



linepräsenz im August vergangenen Jahres «verschwand», werden an die Kandare genommen, Auftritte androgyner Boygroups eingeschränkt. Die westliche LGBT-Pandemie wird in China vermutlich nicht so schnell Fuss fassen.

Wang, ein puritanischer Tugendwächter, möchte China von moralischer Dekadenz westlicher Prägung befreien. Aus seiner Sicht hat «der moderne amerikanische Liberalismus mit seinem nihilistischen Individualismus» die moralische Struktur der USA geschwächt. Er und Xi wollen unbedingt verhindern, dass dieses Virus in China um sich greift.

Die neuen Technologien, so problematisch sie als Instrumente einer sozialen Überwachung sind, repräsentieren die Zukunft. Für China ist das auf lange Sicht ein Problem. Xis hartes Vorgehen gegen Tech-Unternehmen hat ihre Börsenkurse einbrechen lassen und wird laut Technode, einem chinesischen Medienunternehmen, zu einem massiven Verlust an Arbeitsplätzen führen. So hat die Plattform Xiaohongshu, die «chinesische Antwort» auf Instagram, 10 Prozent ihrer Mitarbeiter entlassen. Laut Reuters planen selbst die grossen Tech-Unternehmen wie Alibaba und Tencent einen umfangreichen Personalabbau.

### Schlacht um Schanghai

Investitionen in Start-ups, schon vor der Corona-Pandemie rückläufig, sind drastisch eingebrochen. Viele chinesische Tech-Unternehmer zieht es nach Singapur oder Amerika, wo sie freier agieren können. Ein Unternehmer klagte über ausufernde staatliche Vorschriften, die das Leben in China erschwerten: «Wir Unternehmer sind doch keine Politologen.»

Chinas Technologie- und Finanzzentrum Schanghai ist überdies massiv betroffen von Xis unnachsichtiger Null-Covid-Politik. Im Gegensatz zu anderen asiatischen Null-Covid-Verfechtern wie etwa der neuseeländischen Ministerpräsidentin Jacinda Ardern, die inzwischen kapituliert hat, scheint Xi entschlossen zu sein, an seinem Kurs festzuhalten. Funktionäre wurden angewiesen, strikte Lockdown-Massnahmen zu verhängen und an der allgemeinen Null-Covid-Politik festzuhalten.



„Es ist der letzte Schrei!“

Xi erklärte: «Wir haben die Schlacht um Wuhan gewonnen, und wir werden auch die Schlacht um Schanghai gewinnen.»

Während sich der Rest der Welt immer weiter dazu durchringt, Corona als Endemie zu akzeptieren, schreckt China davor zurück, seine Grenzen zu öffnen. Selbst die Weltgesundheitsorganisation hält die Null-Covid-Strategie für gescheitert. «Wir glauben nicht, dass dieser Weg sinnvoll ist», sagt WHO-Generalsekretär Tedros Adhanom Ghebreyesus.

Durch Xis Strategie steht die chinesische Wirtschaft vor einem wahren Katastrophenturm. Seine Aussenpolitik – vor allem seine Drohungen gegenüber Taiwan und sein Ein-

### Auch der ökonomische Preis von Xis Kampagne gegen die westlichen Werte wird sichtbar.

treten für Russland – schreckt ausländische Investoren ab. Direktinvestitionen, die um die Mitte der 1990er Jahre noch 6,5 Prozent des Bruttoinlandprodukts ausmachten, sind auf 2,5 Prozent geschrumpft.

Aus den gleichen Gründen verlassen westliche Unternehmen scharenweise das Land. Xis Vorgehen gegen Technologie- und Medienunternehmen schadet diesem für künftiges Wachstum unerlässlichen Sektor. Fortdauernde Corona-Einschränkungen, die praktisch zu einer Isolation Chinas geführt haben, können diese Probleme nur verschärfen. Und mit seinen Massnahmen gegen den Immobiliensektor nach dem Zusammenbruch des Immobiliengiganten China Evergrande ruiniert Xi den Immobilienmarkt und die Baubranche. Auch der russische Angriffskrieg in der Ukraine sorgt nicht unbedingt für gute Wachstumsaussichten in China.

### Dritte Amtszeit in Gefahr

Kein Wunder also, dass globale Investitionsbanken ihre Wachstumsprognosen für China im Jahr 2022 nach unten korrigieren. Das reale BIP-Wachstum wird nun auf etwa 4 Prozent geschätzt (nach 8,1 Prozent im vergangenen Jahr), aber selbst das könnte allzu optimistisch sein. Dies ist nicht der ökonomische Hintergrund, den sich Präsident Xi für die Wahlen zum Ständigen Ausschuss des Politbüros im November wünschen kann. Zwar hält niemand die Lage für so schlecht, dass Xis Kandidatur für eine dritte Amtszeit scheitern wird, aber sein Ansehen ist zweifellos beschädigt. Wir sollten im November kein politisches Erdbeben erwarten, es aber auch nicht ausschliessen, vor allem, wenn sich die wirtschaftlichen Aussichten in China weiter eintrüben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Neue SRG-Initiative: 200 Franken sind genug

Rechtsbürgerliche Kreise lancierten diese Woche die SRG-Initiative «200 Franken sind genug!». Das Anliegen verlangt, dass die Radio- und Fernsehgebühren von 335 Franken pro Haushalt und Jahr auf 200 Franken beschränkt werden. Die Befürworter des Begehrens haben jetzt bis 1. Dezember 2023 Zeit, die notwendigen 100 000 Unterschriften zu sammeln.

Hat der Vorstoss eine Chance? Fakt ist, dass sich der Medienkonsum rasch ändert. Viele junge Menschen in diesem Land haben keinen Bezug mehr zum TV-Sender. Auch wenn sie die Sendungen der SRG nie konsumieren, sind sie seit 2019 gezwungen, eine Abgabe zu entrichten. Diese Leute können sich dafür entscheiden, diese Kosten für sich auf einen Schlag zu reduzieren.

Politisch wird jedoch entscheidend sein, ob es den SRG-Anhängern gelingt, die SVP zu isolieren. Wenn die grösste Partei alleine



Achtungserfolg mit Netflix-Referendum: Jungfreisinnigen-Präsident Müller.

dasteht, hat sie es traditionellerweise schwer, ihre Wünsche durchzusetzen. Oder umgekehrt gedacht: Die Initianten können gewinnen, sie müssen aber die Mehrheit der FDP und Teile der Mitte für die Sache gewinnen. Ein Anfang ist gemacht: Mit alt CVP-Nationalratspräsident Ruedi Lustenberger macht ein prominentes Mitglied der Mitte-Gruppierung mit, das sich seit vielen Jahren immer wieder als Kritiker des Medienriesen profiliert hat. Aber auch die Jungfreisinnigen versuchen ihren Beitrag zu leisten.

Mit Präsident Matthias Müller, der sich jüngst beim Lex-Netflix-Referendum einen Namen gemacht hat, sitzt das Aushängeschild gleich im Co-Präsidium des Initiativkomitees.

Marcel Odermatt

# Gefährliche Verwirrung

Unser Staatssystem wird im Ausland kaum je richtig verstanden.  
Umso mehr schaden die Sololäufe der Bundesräte dem Ansehen des Landes.

Carlo Jagmetti

Die Kommunikation des Bundesrates seit Beginn des Ukraine-Krieges wirft Fragen auf. Am Anfang der Krise machten einzelne Magistratspersonen verschiedenartige Aussagen. Bevor die Landesregierung einen Entscheid gefällt hatte, bezogen einzelne Mitglieder bereits Position. Damit wurde Verwirrung gestiftet und im Ausland mitunter der Eindruck erweckt, die Schweiz verzichte auf die Maxime der Neutralität. Die Diskussion wurde auch parteipolitisch benutzt und zur Verfolgung partikulärer Ziele gewissermassen missbraucht, dies besonders hinsichtlich der Europa- und der Sicherheitspolitik.

Gibt es wirklich einen Grund anzunehmen, dass der Ukraine-Krieg für die Schweiz bedeutet, dass sie an der Neutralität rütteln oder etwas ändern, eine intensive Annäherung an die Nato suchen oder eine Mitgliedschaft bei der EU anstreben sollte? Der Bundespräsident hat es mit seiner Stellungnahme am Weltwirtschaftsforum (WEF) in Davos verstanden, die Situation zu klären und die Politik damit vor überstürzten Schlussfolgerungen zu bewahren.

## Ungeschriebene Regeln missachtet

Die Ereignisse der letzten Wochen haben gezeigt, wie wichtig es ist, dass unsere oberste Exekutive mit einer Stimme spricht, dass dies aufgrund einer soliden Strategie geschieht und mit überzeugender Kompetenz kommuniziert wird. Dabei geht es ja nicht um Verhandlungen, sondern um hochpolitische Stellungnahmen, die für die Wahrung der schweizerischen Interessen gegen aussen von grösster Bedeutung sind. Die Diplomatie kann und soll hierzu Vorarbeit leisten und nach Bedarf unterstützend wirken. Auch hier gilt: Die Politik hat aber stets das letzte Wort.

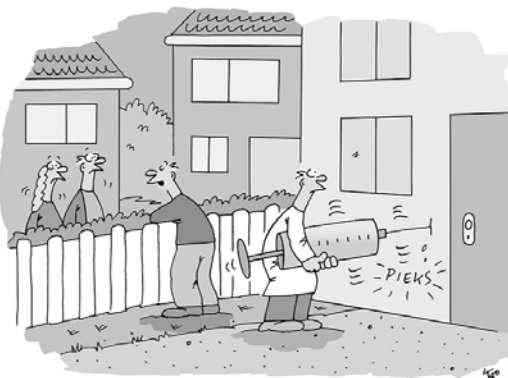
Mitglieder des Bundesrates begeben sich seit Jahrzehnten auf offizielle Reisen ins Ausland, nehmen an internationalen Konferenzen teil und empfangen ausländische Behördenmitglieder in der Schweiz. Dies ist in der heutigen Welt der internationalen Zusammenarbeit nicht nur legitim, sondern nötig, wenn die Schweiz präsent sein und auch konstruktiv mitwirken will. Dabei kommen vor allem die Verantwort-

lichen der Aussenpolitik und der Aussenwirtschaftspolitik zum Zuge.

Es ist klar, dass bei Tagungen von Spezialorganisationen, wie zum Beispiel der Weltgesundheitsorganisation oder der Weltorganisation für Meteorologie, Fachminister und somit die Verantwortlichen anderer eidgenössischer Departemente zum Einsatz kommen. Auch im bilateralen Verkehr können Treffen auf Ministerebene nützlich sein. Eigentliche Verhandlungen sollten aber auf diesem Niveau grundsätzlich nicht geführt werden.

Es ist für ein Mitglied des Bundesrates von der Funktion her und natürlich auch zeitlich gar nicht möglich, die oft komplexe Materie so zu beherrschen, um darüber detaillierte internationale Verhandlungen erfolgreich führen zu können. Dafür hat man eben die der Politik unterstellten Diplomaten. Diese sollen die Verhandlungen besorgen aufgrund eines klaren Mandates des Bundesrates. Die politische Ebene kann dann das Resultat absegnen, weitere Verhandlungen anordnen oder die Diplomatie desavouieren. Regierungsmitglieder, in unserem Falle Mitglieder des Bundesrates, sollten nur dann in den Prozess eingreifen, wenn zum Beispiel eine politische Blockade eingetreten ist oder eine Neuausrichtung nötig wird.

Früher galt in der Schweiz die Tradition, dass der Bundespräsident (-präsidentinnen gab es noch keine ...) im Präsidialjahr das Land nicht verlassen durfte. Diese ungeschriebene Regel wird schon lange nicht mehr beachtet. Unser



„Das ist nur unser Hausarzt...“

Staatssystem ist im Ausland wenig bekannt und wird kaum je richtig verstanden. Da wird dann oft das Präsidium im Sinne des eigenen Systems interpretiert. Das lässt man schweizerischerseits gerne einfach so geschehen; es ist aber eigentlich verfassungswidrig.

## Es gibt keinen Staatschef

Artikel 176, Absatz 1, der Bundesverfassung lautet: «Die Bundespräsidentin oder der Bundespräsident führt den Vorsitz im Bundesrat.» Zudem steht es in seiner/ihrer Kompetenz, in dringenden Fällen Massnahmen zu treffen, Repräsentationspflichten zu übernehmen und protokollarisch als Primus/Prima inter Pares zu agieren. Es gibt in der Eidgenossenschaft keine Einzelperson in der Rolle des Staatspräsidenten und auch keine Regierungschefin. An sogenannten Gipfeltreffen, an der Generalversammlung der Uno und an anderen politisch hochrangigen Zusammenkünften sollten nur Mitglieder des Bundesrates als solche auftreten, und wenn sie dann gerade das Präsidium innehaben, sollten sie dieses nicht offiziell ausspielen.

Seit einigen Jahren ist es üblich, dass Bundespräsidenten und Bundespräsidentinnen nicht nur Auslandsreisen unternehmen, sondern im Präsidialjahr gar internationale Fachverhandlungen führen, für die sie von ihrem Departement her gar nicht zuständig sind. In jüngerer Zeit konnte man dies beobachten bei den Kontakten mit der EU und den USA, besonders wenn es dabei gar zu Verhandlungen über die Gestaltung des Verhältnisses mit der EU oder der Handelsbeziehungen mit den USA kam.

Der Trend zur Verhandlungsführung durch die Präsidialperson ist nicht ganz ungefährlich. Im Falle von nachträglich auftretenden Unklarheiten und Missverständnissen wird die Gegenseite immer sagen können: «Aber das hat mir doch der/die Bundespräsident/-in zugesichert.» Da gibt es keine höhere Ebene mehr.

Desavouieren geht dann natürlich nicht, es sei denn, man nehme eine Staatskrise in Kauf.

Carlo Jagmetti ist Jurist und ehemaliger Diplomat.



# Yin und Yang Hollywoods

Zwei Superstars in den Schlagzeilen:

Tom Cruise hebt gerade ab, Johnny Depp zieht es in den Abgrund.

Benjamin Bögli

Just als Tom Cruise zum ersten Mal in seiner grossen Karriere etwas die Bodenhaftung zu verlieren schien, begann der kometenhafte Aufstieg Johnny Depps zum bestbezahlten Hollywoodstar. 2006 kam der zweite «Pirates of the Caribbean»-Film in die Kinos. Die Figur des Ulk-Piraten Jack Sparrow vergoldete Depps Talent. Königsmacher war, wie schon 1986 bei *golden boy* Tom Cruise und «Top Gun», der famose Filmproduzent Jerry Bruckheimer.

Im selben Jahr, 2006, ging Tom Cruises vierzehnjährige erfolgreiche Partnerschaft mit den Paramount-Studios in die Brüche. Der frisch verliebte Cruise war in Oprah Winfreys Talkshow auf dem Sofa herumgesprungen, weil er das Glück über seine Liaison mit der Schauspielerin Katie Holmes kaum fassen konnte. Angeblich war es Cruises «öffentliches Verhalten», das Paramount nicht goutierte. «Hat Tom Cruise den Verstand verloren?», fragte das Magazin *Vanity Fair* damals.

## Kinder des Südens

Mitnichten. Denn heute ist alles wieder anders. Cruises «Top Gun»-Fortsetzung startete vergangenes Wochenende mit einem Rekordergebnis in den Kinos, die Kritiker jubelten, und sein Auftritt bei der Premiere am Filmfestival in Cannes war ein Triumph. Johnny Depps Karriere geriet indes heftig ins Schlingern. Bei «Pirates» ist er nicht mehr erwünscht, und auch andere Hollywood-Studios haben sich von ihm distanziert. Derzeit verteidigt er vor Gericht seinen Ruf und sein Vermögen in einer Schlammschlacht mit Ex-Frau Amber Heard. Bei Redaktionsschluss war das Urteil noch nicht bekannt.

Depp und Cruise, fast gleich alt, sind zwei der wichtigsten Filmstars der letzten vierzig Jahre. Sie sind das Yin und Yang Hollywoods, in Kentucky liegen ihre Wurzeln. Cruises Eltern stammen aus dem Bundesstaat zwischen dem Mittleren Westen und dem Süden der USA, Depp verbrachte dort seine frühe Kind-

heit. Beide haben drei Geschwister, kommen aus zerrütteten Familienverhältnissen, hatten wenig Geld und zogen unzählige Male um. Dann schlugen sie andere Wege ein. Depp wollte schon früh Rockstar werden. Seine erste Band, die er mit dreizehn gründete, hiess Flame. Cruise ging als Vierzehnjähriger freiwillig ins Priesterseminar. Depps Bibel hiess zu der Zeit «On the Road». Der Roman von Jack Kerouac, einer der legendären Autoren der Beat-Generation, ist alles andere als heilig.

Diesen Pfaden blieben beide bis heute mehr oder weniger treu. Cruise flog zwar bereits nach einem Jahr von der geistlichen Schule, doch

Regisseur Francis Ford Coppola, erhielt er eine Rolle im Horrorklassiker «A Nightmare on Elm Street» (1984). Mit der TV-Serie «21 Jump Street» wurde der Hollywood-Bohemien zum Idol für Teenager.

## Dekadenter Mächtgern-Europäer

Johnny Depp liess sich treiben, Tom Cruise behielt die Kontrolle. Während Cruise die Filmkunst zum Geschäft machte, versuchte Depp, das Geschäft zur Kunst zu machen. Er zog mit seiner Freundin Vanessa Paradis nach Südfrankreich, drehte mit europäischen und amerikanischen Autorenfilmern, blühte in Tim

Burtons Maskeradenuniversum auf, fand sich wie zufällig als Captain Jack Sparrow verkleidet auf dem Blockbuster-Kahn «Black Pearl» in «Pirates of the Caribbean» wieder und stolperte irgendwann über Bord. Cruise hingegen behielt die Übersicht, dachte unternehmerisch, beteiligte sich schon früh als Produzent an seinen Filmen, suchte die grossen Stoffe (u. a. von Arthur Schnitzler, H. G. Wells, Philipp K. Dick) und Regisseure (Steven Spielberg, Stanley Kubrick, Oliver Stone, Paul Thomas Anderson, Martin Scorsese etc.) und brachte 2018, 22 Jahre nach dem Phänomen «Top Gun», seinen bisher grössten kommerziellen Erfolg ins Kino: «Mission: Impossible 6».

Gemeinsam vor der Kamera standen Cruise, 59, und Depp, 58, noch nie. Cruise, die Verkörperung des ehrgeizigen unschlagbaren Amerikaners, und Depp, der leicht dekadente Mächtgern-Europäer: zwei hochbezahlte Hollywoodstars mit betörendem Charisma und völlig unterschiedlichem Charakter. Irgendwie mögen sie nicht in denselben Film passen. Donnern beim öffentlichen Auftritt von Tom Cruise schon mal Kampffjets über die Köpfe seiner Fans, setzt Johnny Depp mit dem Rauch seiner selbstgedrehten Zigaretten die Duftmarke.

Einen Oscar haben beide noch nicht gewonnen.



Kampffjets und selbstgedrehte Zigaretten: Cruise (l.), Depp.

klemmte er sich sofort und mit ungeheurem Willen hinter seinen neuen Berufswunsch Schauspieler. Mit neunzehn hatte er seine erste kleine Rolle in Hollywood («Endless Love», 1981). Dass er sich nach wie vor von fein regulierten Glaubensgemeinschaften angezogen fühlte, machte Cruise klar, als er Mitte der achtziger Jahre Mitglied bei Scientology wurde. Bei Freigeist Johnny Depp wirkt alles viel zufälliger. Um das Geld zu verdienen, das er mit seiner Musik nicht machte, rutschte er in die Schauspielerei hinein. Dank einer Empfehlung des neuen Freundes seiner Ex-Frau Lori Anne Allison, Nicolas Cage, des Neffen von «Godfather»-

# Kompass in verrückten Zeiten

Das Publikum schiesst sich auf den SVP-Präsidenten ein. Dabei ist die Bilanz von Marco Chiesa fast durchwegs positiv.

Marcel Odermatt

*Lugano*  
**M**arco Chiesa gehört zu jenen Menschen, mit denen man gerne zusammentrifft. Anders als viele seiner Mitstreiter im Bundeshaus ist er weder ein Selbstdarsteller noch eine Polit-Diva und interessiert sich auch für die Positionen von anderen. Der SVP-Präsident glänzt mit einer empathischen Art, und er ist mit Witz und Charme ausgestattet – eine Kombination, die im Bundeshaus etwa so oft anzutreffen ist wie Wasser in einer Wüste.

Die Öffentlichkeit macht sich jedoch ein anderes, negatives Bild vom Ständerat. Verantwortlich für dieses Image ist ein Dauerbeschuss der Medien, die dem Tessiner vorwerfen, er sei zu wenig präsent, nicht auf der Höhe seiner Aufgabe und führe die Rechtspartei schlecht. Der 47-Jährige sei ein «grosser Schweiger vor dem Herrn», giftete etwa das Onlineportal *Nebelspalter*. Die freisinnige *NZZ* fragte vor einigen Tagen gespielt fürsorglich, ob «die Partei wirklich mit ihm in den Wahlkampf ziehen wolle». Schon ein halbes Jahr nach seiner Kür zum Präsidenten im August 2020 wollte die *Sonntagszeitung* hämisch wissen: «Wo ist Marco Chiesa?» So erkundigten sich SVPlers landauf, landab, berichteten angeblich anonyme Kritiker.

## Prioritäten als Vater

Haben die Kritiker recht? Ist Chiesa tatsächlich eine Fehlbesetzung? Fakt ist, dass der Südschweizer, der über einen Master in Gesundheitsökonomie verfügt und fünfzehn Jahre lang ein Alterszentrum mit achtzig Mitarbeitern geleitet hat, ein grosses Handicap aufweist: die deutsche Sprache. Verglichen mit seinen bürgerlichen Kollegen – dem Mitte-Chef Gerhard Pfister, ehemals Lehrer für Deutsch und Philosophie im elterlichen Schulinternat in Oberägeri, und dem Juristen und FDP-Präsidenten Thierry



Herzlich und geradlinig: Parteichef Chiesa.

Burkart – fällt es ihm nicht leicht, bei politischen Debatten mitzuhalten. Auch nach bald zwei Jahren an der Spitze der Rechtspartei und viel Deutsch-Büffeln leidet Chiesa hier noch unter einem Defizit.

Doch wer bezüglich dieses Hemmschuhs weiterdenkt, begibt sich schnell auf abschüssiges Terrain. Wurde dem erfolgreichen Toni Brunner je zum Vorwurf gemacht, dass er weder Französisch noch Italienisch spricht? Sollen in diesem Land, das stolz auf seine Viersprachigkeit ist, nicht perfekt Deutsch sprechende Politiker kein nationales Parteipräsidium mehr übernehmen dürfen? Hand aufs Herz: Bei einem Parteichef einer anderen Gruppierung würde man das mediale Bashing längst als diskriminierend gegenüber einer Sprachminderheit auslegen. Die Öffentlichkeit könnte den vermeintlichen Stolperstein auch ganz anders bewerten: Chiesa ist der einzige Parteipräsident, der nicht aus der Deutschschweiz stammt. Er fungiert als Brückenbauer zur lateinischen Minderheit der Schweiz.

Apropos Tessin: Der periphere Kanton liefert dem in Ruvigliana bei Lugano wohnhaften Anführer der grössten Partei gleich noch einen weiteren Nachteil. Anders als seine Konkurrenten der Bundesratsparteien, die sich unisono in den Regionen Zürich, Aargau und Zug tummeln und so die medialen Machtzentralen der Limmat- und der Bundesstadt innert kurzer Zeit erreichen, braucht Chiesa geschlagene drei Stunden, bis er im TV-Studio in Zürich Leutschenbach eintrudelt. Dazu kommt, dass der Parlamentarier anders als Pfister und Burkart Familienvater von zwei Söhnen mit Jahrgang 2008 und 2010 ist. Wie vielen anderen Männern seiner Generation gibt ihm diese Rolle eine andere Perspektive auf die Politik und die Gesellschaft. Es bedeutet aber auch, dass er zusätzliche Prioritäten hat

und bereit ist, diese wahrzunehmen.

## Pfisters und Burkarts Kapriolen

Sprache, Distanz, Familie: Angesichts dieser Ausgangslage scheint es nachvollziehbar, dass Chiesa immer wieder anderen den Vortritt lässt und nicht zu den Dauergästen auf allen Kanälen zählt. Dass sein Ego nicht wie bei anderen Politikern astronomische Ausmasse annimmt, macht ihm den Entscheid, immer wieder hintanzustehen, sicher leichter. Er lasse sogar gerne Platz für andere Mitglieder der Parteileitung, heisst es glaubhaft aus der SVP. Jemand anders den Vorzug geben, auf etwas verzichten: Chiesa, der ultimative Polit-Altruist.

Was die Gegner auf die Palme bringt: Chiesa steht für die Grundanschauungen und den politischen Kompass der SVP. Das hat er bereits in der schwierigen Corona-Zeit demonstriert. Er leistet sich auch in diesen Wochen keine inhaltlichen Kapriolen wie gegenwärtig Pfister und Burkart beim Thema der Übernahme der Russland-Sanktionen von EU und USA, des Andockens



an die Nato und von Waffenlieferungen in die Ukraine. Während die Chefs von Mitte und FDP über Nacht alles auf den Kopf stellen und für nichtig erklären, was sie jahrzehntlang als sakrosankt bezeichnet hatten, hält ihr Gegenstück bei diesen Themen bisher eisern den Kurs. Dass der Standesvertreter der Sonnenstube nicht mit den Wölfen heult, mag ihm und seiner Partei im Augenblick Ärger, Anfeindungen und sogar Wahlverluste eintragen. Wie der radikale Kurswechsel von FDP und Mitte sich mittel- und langfristig auswirkt, wird sich erst noch weisen.

Doch Marco Chiesa muss den Vergleich mit der Konkurrenz auch sonst nicht scheuen. Er konnte in den letzten zwei Jahren einige bedeutende Erfolge vorweisen. Den wichtigsten sicher vor einem Jahr: Allein gegen alle anderen bodigte die SVP das CO<sub>2</sub>-Gesetz. Schon damals bewies der SVP-Präsident, dass er ein Teamplayer ist. Gänzlich unpräzise gewährte er im Abstimmungskampf den beiden Energieexperten den Vortritt – seinem Vorgänger Albert Rösti und Nationalrat Christian Imark. Ein

### Die von den Medien transportierte Untauglichkeit von Chiesa wird von niemandem in der Partei geteilt.

Rezept, das sich schon einige Monate vorher bei der erfolgreichen Burka-Initiative ausgezahlt hatte. Auch damals profilierte sich Chiesa nicht auf Kosten anderer, sondern überliess die zentralen Auftritte dem Islamismus-Spezialisten Walter Wobmann. Einen weiteren Sieg verbuchten er und die SVP beim Referendum gegen das Mediengesetz – dieses Mal mit Hilfe der Freisinnigen. Dass der Bundesrat im vergangenen Jahr zudem das Rahmenabkommen versenkt hat, darf der Mann, der im Ständerat den Kanton mit der wahrscheinlich grössten Skepsis gegenüber der EU vertritt, gleichermassen als Erfolg verbuchen.

Ebenfalls nicht abfallend ist die Bilanz des Parteichefs, der sich gerne für einen Schwatz im Raucherzimmer des Bundeshauses aufhält, was die Resultate bei den Parlamentswahlen betrifft. Die SVP präsentierte kürzlich eine Bilanz zum Formstand – siebzehn Monate vor dem eidgenössischen Urnengang im Oktober 2023. Chiesa erklärte, er möchte die Verluste «nicht banalisieren». Er wies jedoch darauf hin, dass seine Partei in den achtzehn kantonalen Wahlen seit Ende 2019 nur vier von 544 Sitzen verloren habe. Die FDP hat 37 Mandate eingebüsst (jetzt 517), die Mitte 41 Vertreter (noch 426), und die SP hat 38 Repräsentanten weniger auf dem Konto und kommt nun auf 439. «Alle Bundesratsparteien haben Federn gelassen, wir konnten praktisch halten», kommentierte er die Resultate.

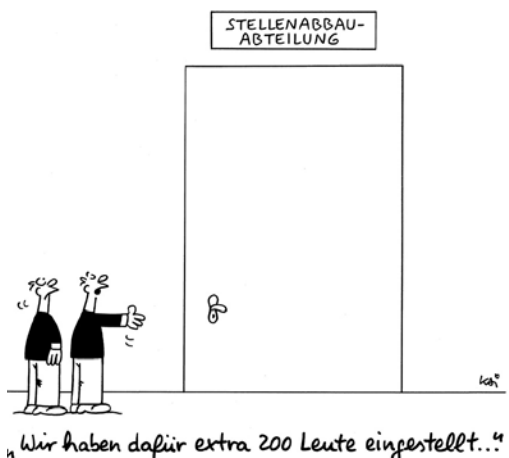
Trotzdem kämpft seine «Sünneli-Partei» mit hausgemachten Problemen. In der schwierigsten Situation – das weiss auch Chiesa – steckt im

Augenblick die Zürcher SVP. Also ausgerechnet jene Kantonalpartei, die in den vergangenen Jahrzehnten den Ton angab und massgeblich dafür gesorgt hat, dass die SVP zur wählerstärksten Partei aufstieg. Die dortigen Parteipräsidenten geben sich die Klinke in die Hand, es herrscht eine Stimmung des Misstrauens, und hinter den Kulissen werden bereits die Schuldigen für eine mögliche Niederlage bei den anstehenden Kantonsratswahlen vom Februar 2023 ausgemacht.

### Angst vor Sitzverlust

Wer sich in der SVP umhört, dem wird schnell klar: Die von den Medien transportierte angebliche Untauglichkeit von Chiesa wird von niemandem in der Partei geteilt; zumal er mit Generalsekretär Peter Keller reibungslos zusammenarbeitet. Gleichzeitig nimmt der Druck aber auf allen Seiten zu. Die nationalen Wahlen rücken näher; gerade Bundesparlamentarier haben Angst, sie könnten ihren Sitz verlieren. Hinzu kommt eine Gesellschaft, die sich nach der Corona-Pandemie wegen des Krieges in Osteuropa nochmals radikalisiert hat. Wer beispielsweise wie Chiesa die von der Schweiz von der EU und den USA blind übernommenen, bisher erfolglosen EU-Sanktionen in Frage stellt und auf eine diplomatische Lösung des Konflikts hofft, sieht sich plötzlich Angriffen von allen Seiten ausgesetzt.

Dass der SVP-Präsident, der für seine Partei erstmals in der Geschichte des Tessins einen Ständeratssitz erobert hat, in diesen verrückten Zeiten Kurs hält und sich von Kritikern und falschen Ratgebern nicht einschüchtern lässt, gehört zu seinen politischen und charakterlichen Stärken. Einfach war es nie, Chef der Volkspartei zu sein. Auf Haltungen zu pochen, die für die SVP unter keinen Umständen verhandelbar sind, weil sie zu ihrer DNA gehören, sich nicht von den Gegnern und Kritikern ins Bockshorn jagen zu lassen und nicht den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen: Wenn man Marco Chiesa an diesen Massstäben misst, kann die SVP nach bald zwei Jahren mit dem Mann an ihrer Spitze zufrieden sein.



## BRODER

### Neues Recht auf Meinungsfreiheit

Vor genau zwanzig Jahren, Ende Juni 2002, erschien das deutsche Satire-Magazin *Titanic* mit einer Titelgeschichte über Adolf Hitler. Der Führer hob die rechte Hand zum Hitlergruss, darunter stand: «Schrecklicher Verdacht: War Hitler Antisemit?»

Letzte Woche erschien in der *Süddeutschen Zeitung* eine Zeichnung, die den ukrainischen Präsidenten beim WEF in Davos zeigte, wie er überlebensgross, fett und behäbig auf die Teilnehmer des Forums herabblickt. Man muss nicht über das «Bild des Juden in der Karikatur» promoviert haben, um die Zeichnung historisch «verorten» zu können. So hat *Der Stürmer*, das «Deutsche Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit», während der NS-Jahre anti-jüdische Ressentiments bedient. Den Vorwurf, diese Tradition fortzusetzen, konterte die *Süddeutsche Zeitung* mit einer kurzen Erklärung, in der es unter anderem hiess, man habe nur zeigen wollen, «wie dominierend das Thema Ukraine» in Davos war.

Freilich, wenn etwas derzeit dominierend ist, dann ist es das Thema «Antisemitismus in Deutschland». Während die Bundesministerin des Inneren, Nancy Faeser, nicht müde wird, zu behaupten, «für Judenfeindlichkeit» gebe es «in unserer Gesellschaft keinen Platz», trifft genau das Gegenteil zu. Allein im Bundesland Baden-Württemberg hat die Zahl «antisemitisch motivierter Delikte» im vergangenen Jahr um fast 50 Prozent zugenommen.

Der Antisemitismus ist nicht nur längst «in der Mitte der Gesellschaft» angekommen, er ist Ausdruck der grundgesetzlich geschützten Meinungsfreiheit – so hat es ein deutsches Verwaltungsgericht vor kurzem entschieden.

Derweil bemühen sich etwa zwei Dutzend «Antisemitismusbeauftragte» des Bundes, der Länder und der Gemeinden, die Judenfeindlichkeit einzudämmen. Mit mässigem Erfolg. Und käme der Führer heute vor ein deutsches Gericht, könnte er geltend machen, er habe nur von seinem Recht auf Meinungsfreiheit Gebrauch gemacht.

Henryk M. Broder

# Hysterische Moralisten

Das Recht auf die Waffe gehört zum amerikanischen Traum, wie das Recht auf die Neutralität zum Schweizer Traum gehört.

Mario Widmer

Was für ein schrecklicher Tag. In der Ukraine starben, undokumentiert, ungezählt, Menschen in einem dümmlichen Krieg. In Washington drohte ein in allen Umfragen absackender Präsident, an der Grenze zur Senilität, der neuen Weltmacht China mit einem Weltkrieg. In Texas erschoss ein dem offenen Irrsinn verfallener achtzehnjähriger Junge neunzehn Schulkinder mit einem Sturmgewehr. Und am öffentlichen Schweizer Radio erklärte eine schrille und alle Ohren quälende weibliche Stimme das amerikanische Waffenrecht zum grössten Problem der Menschengeschichte.

## Drohende Höllenfeuer

Niemandem konnte mehr klar sein. Was waren jetzt die schlimmsten News des Tages: der beginnende Weltuntergang als nächste Konsequenz der idiotischen Auseinandersetzung in der Ukraine? Das drohende Höllenfeuer zwischen zwei Atommächten im chinesischen Meer? Oder das unmenschliche Leiden der schrillen Sonntagsschülerin wegen des freien Verkaufs von Sturmgewehren in Texas, einer Reporterin, die es nur als weibliche Quote an den Newsdesk des öffentlich-rechtlichen Radios geschafft hatte?

Reduzieren wir einmal das Elend dieser Welt auf die Realität. Der Krieg in der Ukraine tobt zur Hauptsache noch aus einem Grund. Wir alimentieren ihn mit dem Beifall und unserer Solidarität, unserer Unterstützung. Ja, wir! Als Schweizer hätten wir zwar die Chance gehabt, unsere Hände in Unschuld zu waschen, uns auf unsere Neutralität zu berufen und darauf, dass wir unsere Guten Dienste schützen müssten.

Neutral bleiben. Das haben wir nicht gemacht. Unsere Regierung hat in einem eigentlichen Machtrausch, wohl in der Corona-Diktatur entstanden, ihre beste Waffe, den Krieg zu verkürzen, unsere Neutralität, in den Dreck geschmissen, ohne ihren Chef zu fragen. Uns. Den Souverän. Und wir, dieser ehemalige Souverän, lassen uns dies auch noch gefallen, jammern nun mit den jämmerlichen Quoten-

frauen am öffentlich-rechtlichen Radio darüber, dass in der Ukraine Menschen sterben.

Ja, sind wir noch ganz dicht?

Okay. Nächster Punkt. Der senile, alte Mann in Washington droht China, wenn es Taiwan überfällt, mit dem Militär. Falls uns Putin bis dann also noch nicht mit seinen Bomben ver-

*Als Schweizer hätten wir die Chance gehabt, unsere Hände in Unschuld zu waschen.*

dampft hat, geht im chinesischen Meer bald, und dies trotz der vorherrschenden Erderwärmung, eine zweite Sonne auf, wenn die nächsten zwei Atommächte den Weltuntergang spielen lassen. Millionen von Toten. Uns allen droht die Höllenqual, wenn wir gemeinsam an brennender Luft in den Lungen ersticken.

Jeder weiss: Das totalitäre China hat in den letzten Jahrzehnten fast eine Milliarde Menschen aus den Hungersnöten Maos geholt, ist Produktionsmaschine der Welt geworden. Allein mit seiner Binnenwirtschaft hält China dieses grösste Wunder der Wirtschaftsgeschichte nicht am Leben. Es reicht also, China kühl und sachlich mitzuteilen, seine Exportwirtschaft bei einem Angriff auf Taiwan zu blockieren,

statt mit einem Weltkrieg zu drohen. Natürlich weiss der vom übelriechenden Moralismus befallene Mann im Weissen Haus dies auch. Er glaubt aber in seinem Vorgreisenstatus, mit Muskeln imponieren zu müssen, um wiedergewählt zu werden. Mann, Mann!

Jetzt zum Ende das Problem unserer Welt nach dem öffentlich-rechtlichen Radio unserer Schweiz – die amerikanischen Waffengesetze, der Irrsinn mit den neunzehn toten Kindern in Texas. Einmal mehr wird hier versucht, mit dem Denken aus dem beschaulichen Oerlikon oder Bümpliz die völlig andere Welt im riesigen und freien Amerika zu beurteilen, zu verändern. Ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, was die Konsequenzen wären, wenn man den Amerikanern das Recht auf eigene Waffen schmälern würde.

## Grössenwahn behördlicher Macht

Das Recht auf eigene Waffen ist das erste Freiheitsrecht einer Nation von Flüchtlingen, die in Europa total verarmt waren, Opfer eines Feudalismus, Produkt eines Kontinents, der von der Macht des Stärkeren beherrscht war. Das Recht auf die Waffe gehört zum amerikanischen Menschen, wie das Recht auf die Neutralität zu den Schweizern gehört. Das Recht auf die eigene Waffe garantiert den Amerikanern, dass sie ihre Freiheit selbst gegen den eigenen Staat verteidigen können und dürfen, wenn er diese Freiheit im Grössenwahn von behördlicher Macht beschneiden will. Dieses Recht ermöglichte die Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika im Freiheitskrieg gegen England. Es ist immer noch für über die Hälfte aller Amerikaner nicht verhandelbar. Es ist kein praktisches Recht, seine Anwendung hätte keine Chance auf Erfolg mehr. Aber es ist Bestandteil des amerikanischen Traums, wie die Neutralität Bestandteil des Schweizer Traums ist, nie mehr in einen Krieg verwickelt zu werden.

Ein Allmächtiger erbarme sich jener, die den Menschen ihre Träume nehmen wollen. Sie wissen nicht, was sie tun. Schon mal gehört?

*Für eine neue Folge 'Modern Family' schalten Sie bitte den Fernseher aus und spiegeln sich in der leeren Bildfläche...*





# Desolate Gurkentruppe

Im Propagandakrieg gegen Russland lehnten sich Schweizer Journalisten weit aus dem Fenster.



Im Oktober 2021 publizierte der *Tages-Anzeiger* «die grösste Recherche aller Zeiten», wie das Blatt stolz vermeldete. Sechshundert Journalisten weltweit hatten in entwendeten Files Hinweise zu Steueroasen und Steuerflucht gesucht.

Man nannte es die «Pandora Papers».

Mittendrin in der Affäre stand Wolodymyr Selenskyj. «Pandora Papers: Die Spuren der Offshore-Firmen führen zum ukrainischen Staatspräsidenten», war die Schlagzeile des *Tages-Anzeigers*. Und die *Süddeutsche Zeitung*, die ebenfalls Teil des Rechercheteams war, titelte über Selenskyj: «Präsident mit Oligarchennähe».

Selenskyj und seine Entourage, so beschrieben die beiden Redaktionen, hatten zehn Offshore-Briefkastenfirmen betrieben und darauf womöglich Milliardenbeträge versteckt.

Heute, acht Monate später, sind die Pandora Papers immer noch ein Dauerthema in den beiden Blättern. Allerdings fehlt in allen Artikeln nun der Name des Mannes, der zuvor ein Mittelpunkt der Affäre war. Selenskyj kommt in den Artikeln mit keiner Silbe mehr vor.

Der ukrainische Bösewicht Selenskyj ist durch russische Bösewichter ersetzt. Für den *Tages-Anzeiger* zeigen die Pandora Papers nun, «wie breit gestreut die Vermögen der russischen Milliardäre sind». Und die *Süddeutsche Zeitung* schreibt zu den Papers inzwischen: «Wie Russlands Oligarchen ihr Geld verstecken».

Wir nähern uns damit der interessanten Frage, wo Information endet und wo Propaganda beginnt. Propaganda unterscheidet sich von Information dadurch, dass sie die Faktenlage durch politische oder weltanschauliche Fil-

ter interpretiert. Im Fall von Selenskyj ist offenkundig, dass die Journalisten ihn nun schonen und stattdessen zeitgemässere Schurken suchen.

Der Krieg in der Ukraine ist, wie jeder Krieg, auch ein Informations-Krieg. Das primäre Schlachtfeld ist die öffentliche Meinung des Westens, das Zielpublikum also die Leser und Zuschauer dieser Länder.

Ein wesentlicher Faktor in diesem Informations-Krieg sind, wie immer, die Geheimdienste. Den Lead haben die ukrainische Regierung und ihr Geheimdienst SBU. Sie werden unterstützt von der amerikanischen CIA und dem britischen SIS.

Bisher hatte die westliche Propaganda vor allem eine Stossrichtung. Sie stellte die russische Armee als einen desolaten Haufen dar, dessen miserable Bewaffnung nur noch durch die marode Moral übertroffen wurde.

Dagegen hatte die russische Gegenpropaganda aus der alten KGB-Schule keine Chance. Ihre Story, wonach die Ukraine von Nazis zu säubern sei, fand ausserhalb der eigenen Nation null Abnehmer.

Die Schweizer Redaktionen machten bei der Publicity-Offensive gegen Putins Gurkentruppe gerne mit. «Russische Soldaten schiessen sich jetzt sogar selbst ins Bein», wusste etwa der *Blick*. «Täglich desertieren Dutzende, wenn nicht gar Hunderte russischer Soldaten», wusste etwa die *Aargauer Zeitung*.

Darum war klar, dass die russischen Verbände in diesem Konflikt auf eine schnelle Niederlage zusteuerten. Zitieren wir dazu nochmals unsere zwei Blätter mit der ukrainischen Pandora-Ver-

gangenheit. «Wladimir Putin kann diesen Krieg nicht gewinnen», titelte der *Tages-Anzeiger*. Und die *Süddeutsche Zeitung* wusste, «wie gewaltig das Desaster der russischen Armee ist».

Das Szenario erinnert mich an den Vietnamkrieg, dessen Ende ich als journalistischer Anfänger noch erlebte. Ich sass damals im Büro der Auslandsredaktion. Selbst als der Vietcong schon nahe vor Saigon stand, kamen hier noch die vom CIA präparierten Propaganda-Stories herein. Sie stellten die vietnamesische Armee als

*Der ukrainische Bösewicht Selenskyj ist durch russische Bösewichter ersetzt.*

einen desolaten Haufen dar, dessen miserable Bewaffnung nur noch durch die marode Moral übertroffen wurde.

Es waren Stories von der Art: «Nordvietnamesische Soldaten schiessen sich jetzt sogar selbst ins Bein.» Kurz darauf verliessen die Amerikaner fluchtartig das Land.

Ich bin kein Militärexperte, gottlob. Aber ich habe den Eindruck, dass die russische Armee nicht schnellstens zerfällt, wie mir die Journalisten weissagten, sondern die ukrainischen Streitkräfte ziemlich in die Bredouille bringt. Ich bin nicht so sicher, dass Putins desolate Armee vor dem sicheren Ende steht.

Für Journalisten ist eines schwer zu verstehen: Nicht die bessere Informationsmaschine gewinnt den Krieg. Den Krieg gewinnt die bessere Kriegsmaschine.

# «Putin hat die Idee von Europas Einheit neu belebt»

Norman Davies ist der Spezialist für untergehende Reiche. In Putins Russland erkennt der britische Historiker ein klassisches Muster eines anachronistischen Grossreichs im Endstadium.

Urs Gehriger

**A**ufstieg, Blüte und Untergang ist der Bogen, den der britische Historiker Norman Davies in seinen Werken spannt. Mit dem Sinn für das anekdotische Detail lässt er Europas Königreiche verschwinden und längst vergessene Reiche neu aufleben, ohne dabei den Blick für das geschichtliche Ganze zu verlieren.

Prägend war eine Reise, die Davies als junger Mann unternommen hat. Kaum zwanzigjährig, fuhr er 1959 mit Freunden in einem amerikanischen Armee-Jeep von Oxford nach Istanbul, als Europa in einen boomenden Westen und einen «dunklen» Osten geteilt war. Indem er den Kontinent Kilometer um Kilometer durchdrang, brachte er einer ganzen Generation das Verständnis von europäischer Einheit nahe, die sich in seinem Bestseller «Europe – A History» niederschlug.

Wir erreichen den 82-Jährigen in seinem Haus in Summertown, Oxford. Im Gespräch reflektiert der emeritierte Professor am University College London über die Auswirkungen von Putins Krieg auf Russland, die Ukraine, Europa und China. «Die Chinesen haben nie akzeptiert, dass Teile des Fernen Ostens zu Russland gehören», so Davies. «Früher oder später», sagt er voraus, «werden sie über die Grenze kommen, um zurückzuholen, was sie für sich beanspruchen.» Russland habe sich als «schwach» und seine Armee als «in-kompetent» entlarvt: «Unabhängig davon, was militärisch geschieht, hat Putin verloren.»

**Weltwoche:** Sie sagten kürzlich, wir seien Zeugen einer letzten Feuerprobe, die den Stahl der ukrainischen Identität schmiedet. Professor Davies, ist der Krieg der letzte Akt der ukrainischen Nationalbildung?

**Norman Davies:** Die kurze Antwort lautet: Ja. Ich sehe eine Parallele zu dem, was 1920 in Polen geschah, als Polen von Sowjetrußland überfallen wurde. Das Ergebnis des polnisch-sowjetischen Krieges von 1920 war zur Überraschung aller ein sehr klarer, vollständiger polnischer Sieg und die einzige grosse Niederlage der Roten Armee. Dieser Krieg, der nur zwei Jahre nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens

stattfand, schmiedete die nationale Identität. Etwas Ähnliches ist in der Ukraine geschehen. Die Ukraine erlangte 1991 ihre Unabhängigkeit, aber dreissig Jahre lang war die Frage der Identität sehr verworren. Die ukrainische Politik war in Aufruhr. Die ukrainische Wirtschaft war nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion stark geschwächt. Mit der Invasion von 2014 – und der Annexion der Krim – begann Putin seinen Krieg.



Blick fürs Ganze: Forscher Davies.

Die letzten acht Jahre haben mehr für die ukrainische Identität getan als die 800 Jahre zuvor. Dieses Jahr verschärfte Putin die Situation. Jeder Ukrainer fühlt sich durch die schreckliche, brutale, gewalttätige und mörderische Invasion angegriffen.

**Weltwoche:** Es gab seit langem Spannungen zwischen russischstämmigen Ukrainern und dem Rest des Landes. Traten diese durch den Krieg in den Hintergrund?

**Davies:** Hier ist es interessant, dass die Russen die russischsprachigen Gebiete der Ukraine, also den Osten, angegriffen haben, aber nie in die Nähe der Hauptzentren der ukrainischen

Sprache und der historischen Kultur gekommen sind. Putin hat dem ukrainischen Volk mit einem Schlag das Gefühl gegeben, dass es sich um eine Nation handelt, die zum Opfer gemacht wird. Das ukrainische Volk wird nie wieder dasselbe sein. Unabhängig davon, was militärisch geschieht, hat Putin verloren.

**Weltwoche:** Bei der Lektüre Ihres hervorragenden Buches «Europa: Eine Geschichte» erkennen wir ein wiederkehrendes Thema. Die Europäer haben sich seit Urzeiten bekriegt, sich gegenseitig abgeschlachtet, wegen Territorien, Ethnien, Religionen und so weiter. Mit anderen Worten: Krieg war bis vor kurzem die Normalität in der europäischen Geschichte. Das wirft die Frage auf, warum wir Europäer so schockiert über den Krieg in der Ukraine sind?

**Davies:** Ich bin 82 Jahre alt und kann mich gerade noch an den Zweiten Weltkrieg erinnern. Die letzten drei Generationen von Europäern sind von der Ideologie, die auf das Recht pocht, zu expandieren und die Nachbarn anzugreifen, geheilt worden, mit Ausnahme einer Nation, nämlich der Russen. Nicht völlig angstfrei, aber dennoch blieben ihnen die Regeln der Aggression fremd. Nationale Kriege, nationale Streitigkeiten um Territorien waren in Europa bis 1945 die Norm. Seit den Schrecken des Zweiten Weltkrieges haben Invasionen, Angriffe einer Nation auf eine andere nicht mehr stattgefunden.

**Weltwoche:** Sie sagten jüngst: «Die Unantastbarkeit des Territoriums und der Grenzen der einzelnen Staaten ist das Fundament der nach 1945 geschaffenen internationalen Ordnung. Indem Putin ein Mitglied der Uno angreift, greift er uns alle an.»

**Davies:** Die letzten drei Generationen von Europäern sind von der Ideologie, die auf das Recht pocht, zu expandieren und die Nachbarn anzugreifen, geheilt worden, mit Ausnahme einer Nation, nämlich der Russen. Im Unterschied zu Deutschland, das stärker als alle anderen von aggressivem Nationalismus betroffen war und das von dieser Ideologie fast vollständig geheilt wurde, lebt diese in Russland fort. Putins Ideologie ist ein seltsames, aussergewöhnliches Überleben von Haltungen, die



sich anderswo verflüchtigt haben. Ich glaube, das ist der Grund, warum wir schockiert sind. Niemand in den letzten drei Generationen von Europäern hat so etwas erlebt.

**Weltwoche:** Auch die Balkankriege in den 1990er Jahren wühlten ein Europa auf, das sich gerade auf einen ewig währenden Frieden eingerichtet hatte.

**Davies:** Die Kriege in Jugoslawien waren, wenn man so will, eine Ausnahme, aber sie haben niemanden ausserhalb ihres Territoriums wirklich bedroht, während Putins Angriff auf die Ukraine für viele andere Nationen in Europa sehr bedrohlich ist, insbesondere für die Polen, die baltischen Staaten, Rumänien, die direkt an Russland grenzen. Alle sind sehr schockiert.

**Weltwoche:** Sie hatten eingangs die Polen erwähnt. Polen und die Ukraine waren sich lange Zeit spinnefeind. Sind die Animositäten angesichts Putins Angriffskrieg komplett verschwunden?

**Davies:** Polen war einer der historischen Feinde der Ukrainer. Die Ukrainer fühlen sich von Westen her durch Polen und von Osten her durch Russland bedroht. Bis zu diesem Jahr gab es viele Polen und Ukrainer, die durch die Erinnerung an frühere Konflikte und Gräueltaten zutiefst beleidigt waren. Dazu gehören die massiven völkermörderischen Tötungen durch ukrainische Nationalisten während des Zweiten Weltkriegs. Wir kennen Menschen, deren Familien ausgelöscht wurden und die das nie vergessen haben, aber plötzlich scheint Putins Angriff auf die Ukraine die meisten Polen von diesen Hemmungen geheilt zu haben. Das ist schon bemerkenswert. Die Polen, ein Volk von rund 40 Millionen, haben 4 Millionen Ukrainer aufgenommen. Die Bevölkerung in Polen ist der Ukraine gegenüber sehr wohlwollend eingestellt, weil die Ukrainer so leiden, wie es die Polen vor nicht allzu langer Zeit erlebt haben.

**Weltwoche:** Durch das Leiden haben beide Nationen einen Moment der Versöhnung erreicht. Die Frage ist: Wird sie von Dauer sein?

**Davies:** Wir hören Geschichten von polnischen Schulen, in denen es in den meisten Klassen jetzt eine Gruppe ukrainischer Kinder gibt, die den Lehrer nicht verstehen können. Es gibt polnische Eltern, die sagen: «Moment mal, das wirkt sich auf die Bildung unserer Kinder aus.» Letztlich hängt das davon ab, was in der Ukraine passiert, denn wenn diese Flüchtlinge in grosser Zahl zurückkehren, wird der Druck von Polen genommen und die Polen werden diese Episode in positiver Erinnerung behalten.

**Weltwoche:** Eines meiner Lieblingsbücher, das Sie geschrieben haben, ist «Verschwundene Reiche». Im letzten Kapitel befassen Sie sich mit dem Sowjetimperium. Jahrzehntlang sah es so aus, als würde dieses Reich für immer bestehen bleiben, aber dann löste es sich fast über Nacht auf. Das führt mich zu der Frage: Ist Russland, ein Relikt dieses alten Grossreichs,



Von Jasagern umgeben: Präsident Putin.

das sich über elf Zeitzonen erstreckt, nicht ein Anachronismus? Könnte Russland nicht auch bald verschwinden, wie die Sowjetunion und viele andere Reiche vor ihr?

**Davies:** Ich denke, das ist nicht nur möglich, es ist wahrscheinlich. Russland ist flächenmässig immer noch der grösste Staat der Welt. Auch nach der Auflösung der Sowjetunion, bei der sich vierzehn Republiken von der Sowjetunion abspalteten. Doch der Rumpf Russland ist immer noch grösser als alles andere. Es ist erstaunlich, dass das alles zusammenhält. In den

*«Unabhängig davon, was militärisch geschieht, hat Putin verloren.»*

1990er Jahren stand Jelzins Russland kurz vor dem Zerfall. Die Jelzin-Regierung war absolut chaotisch. Die wirtschaftlichen Bedingungen waren schrecklich. Russland begann, in verschiedenen Regionen auszufransen, Oligarchen und lokale Bosse breiteten ihre Macht aus, sie begannen, die Herrschaft von Moskau zu ignorieren. Es war eine Frage von ein paar Jahren, und Russland wäre in ein Dutzend Teile zerbrochen. Eine der wichtigsten Errungenschaften Putins ist es, dass er diesen Zerfall verhinderte. Das ist ihm gelungen, indem er diese stark nationalistische Ideologie gefördert hat. Innerhalb Russlands war er damit recht erfolgreich. Deshalb hatte er auch genug Selbstvertrauen, um einen unprovzierten Angriff auf seinen Nachbarn zu befehlen.

**Weltwoche:** Putin denkt offensichtlich in den Kategorien alter Reiche. Wie würden Sie seine Ideologie beschreiben?

**Davies:** Putin ist ein ehemaliger KGB-Offizier, aber er hat sich nicht auf die sowjetische Ideologie berufen, von der er weiss, dass sie völlig diskreditiert ist und nur noch wenig Rückhalt hat. Was er revidiert hat, ist die Ideologie des zaristischen Russlands. Er ist zu Ideen zurückgekehrt, die im späten 19. Jahrhundert vor der bolschewistischen Revolution vorherrschten. Dabei gibt es mehrere Elemente, die sehr offensichtlich sind. Eines ist das religiöse Element. Putin, der ein atheistischer KGB-Offizier war, hat sich, als er die Kontrolle über Russland übernahm, taufen lassen. Und er hat die russisch-orthodoxe Kirche wiederbelebt, die vom russischen Staat, von einem ehemaligen KGB-Offizier geleitet wird. Kyrill ist ein KGB-Agent.

**Weltwoche:** Sie sprechen von Patriarch Kyrill I., der aus Wladimir Putins Heimatstadt St. Petersburg stammt und früher aktiver Offizier des KGB war.

**Davies:** Ein Element der russisch-orthodoxen Kirche ist die von Iwan dem Schrecklichen vor 500 Jahren geschaffene Vorstellung, dass alle orthodoxen Slawen dem Zaren von Russland und dem Patriarchen von Moskau zu gehorchen haben. Es war Iwan der Schreckliche, der diese Kampagne startete, um alle orthodoxen Slawen zu zwingen, Moskau zu gehorchen. Zu Iwans Zeiten, also im 16. Jahrhundert, benutzten die Ukrainer nicht einmal die Bezeichnung Ukrainer. Sie nannten sich Ruthenen. Sie waren Slawen und orthodox, aber sie standen in der alten byzantinischen Tradition der griechisch-orthodoxen Kirche und erkannten den Patriarchen von Konstantinopel an. Plötzlich erhalten sie von Moskau diese Drohungen: «Wenn ihr den Patriarchen von Moskau nicht anerkennt, werden



Im Visier Chinas: russische Hafenstadt Wladiwostok.



Niederlage der Roten Armee: polnisch-sowjetischer Krieg von 1920.

wir kommen und euch töten.» Diese Idee ist ein wesentlicher Bestandteil dessen, was Putin tut. Putin liess die Truppen, die in die Ukraine einmarschieren, von russisch-orthodoxen Priestern segnen. Diesen jungen Männern wurde gesagt: «Ihr kämpft gegen Faschisten und Nazis, aber auch gegen Ketzer.» Es ist erstaunlich, dass Putin imstande ist, so etwas zu tun.

**Weltwoche:** Putin hat Russland zwanzig Jahre lang fest zusammengehalten. Mit seinem Angriffskrieg scheint er enorme Risiken eingegangen zu sein, nicht nur für Russland, sondern auch für seine eigene Macht. Warum hat er den ukrainischen Widerstand so drastisch unterschätzt?

**Davies:** Er ist von Jasagern umgeben, Leute, die ihm nur das sagen, was er hören will. Putin hat sich an allen Fronten verkalkuliert. Er hat nicht erkannt, dass selbst russisch sprechende Ukrainer keine Russen sind und nicht innerhalb von zwei oder drei Tagen überrollt werden können, aber er hat sich auch bei allem anderen verkalkuliert. Ich weiss nicht, ob Sie bemerkt haben, dass am Tag nach Putins Einmarsch in die Ukraine die Japaner die Welt daran erinnerten, dass die von Stalin eingenommene Inseln vor Hokkaido – die so genannten «Kleinen Kurilen» – immer noch von Japan beansprucht werden. Die Japaner stellten klar, dass sie diese Eroberung nie akzeptieren werden.

**Weltwoche:** Was ist mit den Chinesen, werden sie Teile des russischen Territoriums zurückfordern oder sind sie geneigt, auf andere Weise von dem Ukraine-Krieg zu profitieren?

**Davies:** Die Chinesen haben nie akzeptiert, dass Teile des Fernen Ostens rechtmässig in Russland eingegliedert wurden. In chine-

sischen Lehrbüchern wird Wladiwostok als Teil Chinas dargestellt, der von Russland eingenommen wurde. Früher oder später werden die Chinesen ihre Chance ergreifen, um es zurückzuholen. Ausserdem ist die Zukunft

*«Die Chinesen haben nie akzeptiert, dass Teile des Fernen Ostens zu Russland gehören.»*

Sibiriens eine der grossen, offenen Fragen. Sibirien ist grösser als die Vereinigten Staaten. Es ist voller Mineralien, Holz, all den Dingen, die die Chinesen brauchen. Das Gebiet ist fast menschenleer. Die Russen haben es nie richtig ausbeuten können. Irgendwann werden die Chinesen einfach über die Grenze kommen und sich nehmen, was sie wollen.

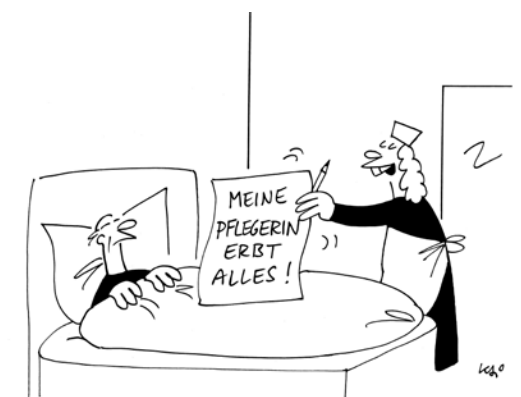
**Weltwoche:** Einige im Westen haben gewarnt, dass Russland als Folge des strengen Sanktionsregimes China in die Arme getrieben werden könnte. Wenn ich Sie über Sibirien reden höre, kommen mir Zweifel an einer Allianz zwischen den Grossreichen. Russland und China sind vielleicht doch eher Rivalen als Partner.

**Davies:** Die Chinesen wollten derzeit den Amerikanern einen Tritt verpassen. Sie dachten taktisch. Sie waren geneigt, Putin zu unterstützen, weil sie dachten, Putin würde die Ukraine in ein paar Tagen erobern. Ich bin sicher, das wurde besprochen, als Putin vor der Invasion nach Peking reiste. Er hat wohl zu Xi gesagt, es werde eine einfache Operation, man werde die Ukraine erobern, und gemeinsam würden Russland und China zu neuer Stärke aufleben. Das Gegenteil ist eingetreten. Russ-

land hat gezeigt, wie schwach es ist und wie inkompetent die russischen Streitkräfte sind. China erkennt nun, dass Russland kein verlässlicher Partner ist. In der Tat wird es sich nun fragen: Kommt bald die Zeit, in der wir Teile des asiatischen Russland zurückgewinnen können?

**Weltwoche:** Thomas Hobbes erklärte im «Leviathan», dass der Krieg der entscheidende Faktor ist für den Zerfall von Staaten. In der Tat war der Krieg in Afghanistan (1979–1989) ein Schlüsselfaktor, der zur Implosion der Sowjetunion führte. Könnte der Krieg, den Putin jetzt in der Ukraine führt, der Beginn des Untergangs Russlands sein?

**Davies:** Auf jeden Fall. Putin wird für sein Versagen, die Ukraine schnell zu erobern, einen Preis zahlen. Natürlich wissen wir nicht, was in den Köpfen der Russen vor sich geht. Russland ist für Aussenstehende immer noch eine schwerverständliche Gesellschaft. Man darf Meinungsumfragen keinen Glauben schenken, aber es ist zweifellos wahr, dass diese nationalistische Ideologie Putins nur durch einen



«Wenn Sie bitte hier noch kurz unterschreiben, dass ich heute bei Ihnen war.»





Stalins Griff nach Fernost: japanische Insel Hokkaido.

Sieg überleben wird. In dem Moment, in dem das Scheitern Russlands der russischen Bevölkerung bekannt wird, wird Putin auf die eine oder andere Weise den Preis dafür zahlen. Ich bezweifle sehr, dass Putin in zwei Jahren noch da sein wird. Er wird entweder, wenn er Glück hat, in den Ruhestand gehen, oder er wird eliminiert und durch jemand anders ersetzt werden. Das kann jemand sein, der noch aggressiver ist als er, aber es ist wahrscheinlicher, dass es jemand ist, der versucht, den Schaden dieses ganzen Krieges zu beheben.

**Weltwoche:** Mit dem Versagen auf dem Schlachtfeld treten nun gleich mehrere Führungsschwächen Putins ans Tageslicht. Das betrifft auch seine Nachfolge. Ich möchte eine Zeile aus Shakespeares «Wie es euch gefällt» zitieren: «Die ganze Welt ist eine Bühne, und alle Männer und Frauen sind nur Spieler, sie haben ihre Ausgänge und ihre Eingänge.» Shakespeares Stücke erinnern uns daran, dass die Amtszeit einer Führungspersonlichkeit nur vorübergehend ist. Doch allzu oft gelingt es nicht, eine reibungslose Übergabe der Macht zu gewährleisten.

**Davies:** Das ist richtig.

**Weltwoche:** Zumindest von aussen ist kein Plan für die Nachfolge Putins zu erkennen.

**Davies:** Das gilt für alle autoritären oder totalitären Systeme, ob unter Adolf Hitler oder wem auch immer. Erbmonarchien lösen dieses Problem. Bei Ableben eines Monarchen erklingt stets ein «Der König ist tot, lang lebe der König». Dieses System, das Putin eingerichtet hat, ist eine persönliche Diktatur. Sobald der Diktator entweder stirbt oder anfängt zu versagen, fällt das System auseinander, weil es nichts mehr gibt, was es zusammenhält.

**Weltwoche:** Staaten, Reiche und Imperien sind im Laufe der Geschichte auf unterschiedliche Weise untergegangen. Einige implodierten wie die Sowjetunion. Andere, wie das Burgund oder das Byzantinische Reich, wurden durch Eroberungen zerstört. Und es gab auch Scheidungen, wie 1993, als sich Tschechen und Slowaken friedlich trennten. Welcher Staat, glauben Sie, wird als Nächstes untergehen?

**Davies:** Ich dachte lange, dass Belgien untergehen würde, aber ich habe mich getäuscht. Heute sehe ich das Vereinigte Königreich ganz oben auf der Liste der gefährdeten Staaten. Eine der Auswirkungen des Brexits, der meiner Mei-

*«Ich sehe das Vereinigte Königreich ganz oben auf der Liste der gefährdeten Staaten.»*

nung nach eine katastrophale Entscheidung war, ist, dass sich das irische Problem entzündet hat und alles, was ich über Irland vorausgesagt habe, wahr wird: Die Unionisten stecken in grossen Schwierigkeiten, sie verlieren. Die Nationalisten sind jetzt in Nordirland in der Mehrheit. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis es in Nordirland eine demokratische Abstimmung über den Beitritt zu einer Republik Irland geben wird. Sehr bald danach werden die Schotten ihre Kampagne für die Unabhängigkeit wieder aufleben lassen. Dann wird das Vereinigte Königreich vollständig verschwinden, und es wird entweder das Königreich England oder die Republik England geben. Ich sehe dieses Szenario bereits am Horizont erscheinen.

**Weltwoche:** In Ihren Büchern haben Sie Europa stets als Ganzes dargestellt und den

westlichen Lesern die Augen für den verborgenen Osten, namentlich für Polen, geöffnet. Angesichts des Krieges, den Russland auf europäischem Boden führt, fragt man sich: Gibt es zwischen Himmel und Erde mehr, als was uns in Europa eint, als was uns trennt?

**Davies:** Nun, eine von Putins – unbeabsichtigten – Errungenschaften ist es, dass er die Idee der europäischen Einheit neu belebt hat. Sie können sehen, dass Finnland und Schweden, die bisher ausserhalb der Nato standen, nun beitreten werden. Unsere Vorstellung von Europa schliesst Russland nun vollständig aus. Putin ist siebzig Jahre alt. Er wird nicht mehr ein halbes Jahrhundert da sein. Wenn er geht, kann das nächste Regime in Russland sehr wohl eines sein, das versucht, die Verbindungen zu Europa wiederzubeleben, oder es kann ganz verschwinden. Putin könnte die endgültige Spaltung mit Europa verursacht haben.

**Weltwoche:** Welches sind die Werte, die uns in Europa vereinen?

**Davies:** Es ist diese gemeinsame Erfahrung. Alle Europäer, mit sehr wenigen Ausnahmen, sehen jetzt, dass die Ukraine für Ideale kämpft, die wir teilen, nämlich die Rechtsstaatlichkeit, die freien Demokratien, die nationale Identität. Die Tatsache, dass Putin offen entschieden hat, dass eine Nation mit 48 Millionen Menschen nicht existieren soll, ruft bei allen die Reaktion hervor: «Nun, wir existieren.» Alle Menschen, die zu Nationen in der europäischen Gemeinschaft gehören, die sich glücklich und zufrieden fühlen, werden sagen, dass wir Europäer sind.

Norman Davies, 82, ist britisch-polnischer Historiker walisischer Herkunft. Seine Werke, allen voran «Europe – A History», zeichnen Davies aus als führenden Historiker zur Geschichte Europas. Sein Arbeitsschwerpunkt liegt auf Polen («Heart of Europe») und dem Untergang grosser Reiche.

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



# Wie Katholiken im Bistum Basel drangsaliert werden

Im Aargauer Wasserschloss finden Messen in Industriehallen statt.

Die Polizei hindert einen Priester daran, den Menschen die Sakramente in der Kirche zu spenden.

Daniel Ric

**S**onderbares widerfährt mitunter den gläubigen Christen: Sie müssen die heilige Messe in einer Industriehalle feiern, denn ihrem Priester verbieten Mitarbeiter eines Sicherheitsdienstes den Zutritt zur Kirche, in der er jahrelang gewirkt hat. Und es gibt Gotteshäuser, in denen keine Sakramente mehr gespendet werden dürfen.

Wer glaubt, hier werde die Situation der Christen in Pakistan oder Afghanistan geschildert, täuscht sich. Wir befinden uns im Kanton Aargau, der kirchlich zum Bistum Basel gehört. Es sind auch nicht militante Atheisten, die Katholiken drangsaliieren. Für die Christenverfolgung im grössten Bistum der Schweiz braucht es keinen neuen Nero oder Diokletian, sondern einen schwachen Bischof und eine Landeskirche, die das Geld anstatt den Glauben in den Mittelpunkt stellt. In der Kirchgemeinde Gebenstorf-Turgi hat die Landeskirche Aargau mit Bischof Felix Gmür dazu beigetragen, dass Pater Adam Serafin ein Rayonverbot erteilt wurde. Dabei hat sich der Priester weder straf- noch kirchenrechtlich etwas zuschulden kommen lassen.

## Verfallserscheinungen

Für jene, die sich weder in der kirchlichen Hierarchie noch im Staatskirchenrecht auskennen, ein kurzer Überblick: Die meisten Kantone der Schweiz zeichnen sich durch das sogenannte duale System aus, in dem demokratisch gewählte katholische Bürger in den Kirchgemeinden über Finanzen, den Bau von Gotteshäusern und die Anstellung von Personal entscheiden. Der Bischof verkündet hingegen die kirchliche Lehre, und er muss den Kirchgemeinden Priester zur Verfügung stellen, die in seinem Auftrag den Gläubigen die Sakramente spenden.

Das duale System ist in den meisten Kantonen durch die jeweilige Kantonsverfassung abgesichert. Diese gibt den Katholiken das Recht, sich als sogenannte Landeskirchen zu organisieren und dadurch die Verwaltung der Kirchengüter zu regeln. In der Theorie ist das ein sehr gutes System, durch das auf jenem Gebiet, das für die Kirche immer schon problematisch

war – nämlich der Verwaltung von Geld und der damit verbundenen Macht –, ein demokratisches Element zum Tragen kommt. Nun zeigt das real existierende duale System aber Verfallserscheinungen: Es herrschen sich am System bereichernde Demagogen, welche die Unwissenheit der einfachen Bürger ausnützen.

*In wohl keiner Diözese der Welt ist die Beteiligung an der Kirche so gering wie im Bistum Basel.*

Vom Ideal einer kirchlichen Volksherrschaft, die durchaus im Sinne des katholischen Naturrechts wäre, ist nicht mehr viel übrig.

In wohl keiner Diözese der Welt ist die Beteiligung an der Kirche so gering wie im Bistum Basel. Es ist bemerkenswert, wie wenig über die Entleerung der reformierten und katholischen Gotteshäuser in der Deutschschweiz geschrieben wird. Man muss sich davor hüten, einfache Erklärungsansätze zu bemühen, um dieses Desinteresse zu erklären. Auch wenn die Kirche in ganz Europa eine Krise durchmacht, sind

die hiesigen Verhältnisse doch viel prekärer als anderswo. Und es zeigt sich – dies als Wermutstropfen für alle Kirchenkritiker, die ohnehin an das baldige Ableben aller Metaphysik glauben –, dass der Niedergang nicht dadurch begünstigt wird, indem zu viel, sondern indem zu wenig authentische Glaubenslehre vermittelt und vor allem praktiziert wird.

## Damit die Steuergelder fliessen

Auch wenn die Bistumsverantwortlichen und die Landeskirche nirgends so weit gingen wie in der am Wasserschloss gelegenen Kirchgemeinde Gebenstorf-Turgi, wo ein Priester mit Polizeieinsatz gehindert wurde, den Menschen die Sakramente in der Kirche zu spenden, so sind die geistigen Strömungen, die dadurch sichtbar wurden, überall im Bistum vorhanden. Laientheologen und Diakonen wird die kirchliche Leitung der Pfarreien übertragen, und sakramentale Dienste werden durch andere seelsorgerische Angebote ersetzt. Dies steht im Widerspruch zu den Vorgaben der Weltkirche.

Am sichtbarsten ist diese Entwicklung bei der heiligen Messe – in allen anderen Ländern der Mittelpunkt des katholischen Lebens –, die durch sogenannte Wortgottesdienste ersetzt wird. Der sich so liberal und weltoffen gebende Bischof Gmür schafft mehr und mehr eine Nationalkirche, die sich total von der Weltkirche entkoppelt und das Römische nur noch auf dem Papier trägt, damit die Steuergelder weiterhin reichlich fliessen. Ansonsten würde niemand für so eine Form der Kirche zahlen, die nur ihren Angestellten – ausser den lehramtstreuen Priestern –, den Funktionären der Landeskirche und dem Bischof dient.

Daher mein pfingstliches Votum an alle Katholiken: Nehmt eure Verantwortung als Laien im dualen System wahr und engagiert euch lokal für eine authentische Kirche. Oder tretet aus der Staatskirche aus, damit ihr zumindest diesen institutionalisierten Betrug nicht mitfinanziert.



Von der Weltkirche entkoppelt: Bischof Gmür.

Daniel Ric ist Kirchenpflegepräsident der Kirchgemeinde Gebenstorf-Turgi und arbeitet als Lehrer an einer Oberstufe.



# Schwule in Gefahr

Wer sind die Täter? Deutschland scheut sich, Ross und Reiter zu benennen.



Wenn es eines gibt, das viele Menschen neben empfundener Ungerechtigkeit besonders wütend macht, dann die Bigotterie, mit der man in der Politik seit einigen Jahren an gewisse Themen herangeht. Ein Satz, der oft zitiert wurde, weil er genau das auf den Punkt bringt, ist jener von Karl Lagerfeld über den Zusammenhang von muslimischer Zuwanderung und steigendem Antisemitismus in Deutschland: Man könne nicht, so der inzwischen verstorbene Modeschöpfer, Millionen Juden töten und später Millionen ihrer schlimmsten Feinde ins Land holen.

Ähnlich verhält es sich mit anderen gesellschaftlichen Gruppen, für die diese Zuwanderung eine besondere Bedrohung darstellt. Seit Jahren häufen sich Übergriffe auf Homosexuelle in Deutschland. Nirgends lässt sich das so gut erkennen wie im angeblich so weltoffenen Berlin. Wurden in den ersten drei Quartalen des Jahres 2018 noch 184 Fälle von Hasskriminalität gegen Schwule, Lesben und Transsexuelle erfasst, waren es im selben Zeitraum des Jahres 2019 bereits 261. Zugleich sank die Aufklärungsquote von 47 auf 38 Prozent. 2021 stieg die Zahl der Delikte auf 527 Fälle an. Das ist ein prozentualer Anstieg von rund 186 Prozent in nicht einmal drei Jahren.

Vor allem schwule Pärchen stehen im Fokus homophober und transfeindlicher Angriffe. 2016 zeigte ein Video auf Youtube, wie zwei Männer von einer Gruppe arabischer Männer nahe des Kottbusser Tors in Berlin verfolgt und immer wieder mit einem Gürtel geschlagen wurden. Eine Hetzjagd auf offener Strasse. Die grosse gesellschaftliche Empörung blieb aus.

2020 dann der bis dato traurige Höhepunkt: In Dresden wird ein schwules Touristenpaar aus Nordrhein-Westfalen von einem Islamisten mit einem Messer angegriffen. Einer der beiden Männer stirbt, sein Partner wird schwer verletzt. In der Untersuchungshaft gab Täter Abdullah al-H. H. gegenüber einem forensischen Psychiater an, das Paar als Ziel ausgewählt zu haben, «weil sie homosexuell seien». Homosexuelle seien gemäss dem angeklagten Syrer

## *Was für einen Wert haben gehisste Regenbogenflaggen, wenn man immer mehr Feinde ins Land lässt?*

«Feinde Gottes, die bekämpft, geschlagen und getötet» werden müssten. Abdullah al-H. H. galt als Gefährder, konnte wegen des generellen Abschiebestopps aber nach Syrien nicht ausgewiesen werden.

Der Fall machte jedoch auch deshalb Schlagzeilen, weil die zuständigen Behörden lange nicht offen kommunizierten, dass es sich um einen gezielten Angriff auf zwei homosexuelle Männer handelte.

Ähnlich wie beim Thema Antisemitismus scheut man sich von offizieller Seite auch bei der zunehmenden Gewalt gegen homo- und transsexuelle Bürger vor einer klaren Benennung von Ross und Reiter. Die Datenlage über die Täter beschreibt Bastian Finke, Leiter des Anti-Gewalt-Projekts Maneo, als «sehr dürftig». Zumindest räumen die Behörden inzwischen ein, dass es sich überwiegend um

junge Männer handle. Wobei auch Finke als Vorsitzender einer privaten Initiative gegenüber der Welt lediglich ganz ominös von einer «Kultur der Ehre» als Hauptproblem spricht. Die Wörter «Muslime» oder «Islam» sucht man im gesamten Artikel vergeblich.

Die Datenlage wird nicht besser werden. Zumindest nicht in der Stadt, in der die Zahlen von homophoben und transfeindlichen Angriffen sowie Antisemitismus wie kaum irgendwo sonst ansteigen. Dort hat der Datenschutzbeauftragte der Berliner Strafverfolgungsbehörden bei der Generalstaatsanwalt die regelmässige Übermittlung von Daten zu homophoben und antisemitischen Straftaten kürzlich mit Verweis auf den Datenschutz untersagt.

Wie ernst kann man nun den Kampf für mehr Toleranz und Vielfalt eines Landes nehmen, in dem man sich schon damit schwer tut, Tätermilieus (es sei denn, es handle sich um Rechte) klar zu benennen, weil man ständig fürchtet, es könnte «den Falschen» beziehungsweise der AfD in die Hände spielen? Ein Land, in dem die Lösung solch wachsender Probleme darin besteht, Täter einzubürgern, um den kulturellen Background zu verschleiern oder Daten gleich gar nicht mehr herauszugeben?

Was für einen Wert haben gehisste Regenbogenflaggen, wenn die zuständige Innenministerin – um Karl Lagerfeld wieder aufzugreifen – zugleich immer mehr Feinde von LGBT-Personen und jüdischen Mitbürgern ins Land lässt? Richtig. Keinen. Und genau darin liegt die Bigotterie, die so viele in diesem Land nicht mehr ertragen.

---

# Feministinnen, gebt auf

Der Feminismus ist eine mächtige Ideologie, die das gesellschaftliche Klima herunterkühlt. Wir brauchen dringend eine Exit-Strategie.

*Sylvie-Sophie Schindler*

**W**as hat Gott sich eigentlich dabei gedacht, als er den Mann erschaffen hat? Warum hat er das Toxische zwischen seine Rippen geknetet? War die alttestamentarische Heuschreckenplage nicht Plage genug? Unbestritten ist, dass just der Penis daran schuld ist, dass die Menschheit auf die Apokalypse zusteuert. Der Klimawandel ist die Konsequenz von Hypermaskulinität. Zweifelnd Sie etwa daran? Sie Spielverderber! Die Option, männerfeindlich zu sein, sollte man sich niemals entgehen lassen.

Wer Gender Studies betreibt, wer feministisch gut trainiert ist, weiss das. Weil alles Übel der Welt auf Männer abgewälzt werden kann, hatten auch der Philosoph Peter Boghossian und der Mathematiker James Lindsay ein leichtes Spiel: Sie publizierten, es war im Mai 2017, im Fachjournal *Cogent Social Sciences* einen Aufsatz mit ebendiesem Fazit: Das männliche Glied sei die «konzeptionelle treibende Kraft hinter grossen Teilen des Klimawandels».

## Er Täter, sie Opfer?

Der frei erfundene und mit postmodernen Phrasen sinnlos zusammengestellte Text hatte vor allem ein Ziel: Er sollte den Nachweis erbringen, dass wissenschaftliche Forschung durch ideologische, fast religiös anmutende Strömungen gefährdet ist und also bisweilen auch blanker Unsinn ohne Bedenken durchgeht, solange er nur dem eigenen Glaubensbekenntnis dient. Übrigens, der Aufsatz durchlief vorab einen klassischen Peer-Review-Prozess, durch den eigentlich sichergestellt werden sollte, dass gewisse Qualitätsstandards nicht unterschritten werden. Um die Spreu vom Weizen zu trennen, muss man in der Lage sein, die Spreu zu erkennen.

Noch besser wäre, und deutlich gesellschaftsfreundlicher, Männer-Bashing ganz aufzugeben. Was soll eine gnadenlos geführte Geschlechterfehde überhaupt bringen? Glaubt irgendwer ernsthaft, dass irgendetwas durch permanente zwischenmenschliche Kriegsführung gewonnen werden kann? Wäre es nicht angenehmer, wenn wir lernten, besser



*Anthropologische Konstante:* Robin Wright in «House of Cards».



miteinander auszukommen? Wenn wir uns gegenseitig weniger belauerten und mehr wertschätzten? Auch wenn ich mich der Sonntagspredigerei verdächtig mache, ich halte viel davon, den Herzenskräften entschieden mehr Mitspracherecht zu geben. Um das zu schaffen, braucht es eine Exit-Strategie – wir müssen dringend raus aus dieser Kälte. Raus aus den Ideologien. Denn sie implizieren, mal latent, mal evident, Gewalt. Und richten sich, auch wenn sie das Gegenteil intendieren, letztendlich immer gegen den Menschen. Und zwar alle. Ohne Ausnahme.

Mag der Feminismus, die ideologische A-Disziplin, auch mit hehren Idealen ins Rennen gegangen und bisweilen notwendig gewesen sein, so wird er inzwischen, protegiert durch weite Teile von Politik und Medien, von einer radikalen Frauenlobby hemmungslos instrumentalisiert, ja missbraucht als Vernichtungsinstrument. Derart, dass ich mal befremdet, mal beschämt, vor allem bestürzt bin und stets fern davon, mich damit zu identifizieren.

Wer mich als Antifeministin überführen will, dem kann ich nur zurufen, dass mir Schwarzweiss-Welten viel zu schlicht und überhaupt nur in Märchen und Netflix-Serien ernstzunehmen sind. Daher: Nein, danke, ich mache auch beim ideologischen Gegenprogramm nicht mit. Sondern stöbere lieber in den Zwischentönen.

Es ist doch so: Wer Männer permanent als Täter anprangert und Frauen zu Opfern degradiert und damit eine arg strapazierte Feindbild-Maschinerie am Laufen hält, hat wenig Ahnung von sozialen Wärmeprinzipien. Und offenbart zudem eine eklatante Neigung zur Bequemlichkeit – es bedarf keinerlei Anstrengung, auf diesem ausgelatschten Pfad zu wandeln. Oder anders gesagt: So geht Ignoranz gegenüber aufklärerischen Werten.

In seinem im Jahre 1784 erschienenen Aufsatz «Was ist Aufklärung?» definierte Immanuel Kant Aufklärung als «Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit». Ferner stellte er fest: «Fauleit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so grosser Teil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung freigesprochen (naturaliter maiorenes), dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben [...]»

### Neigung zur Bequemlichkeit

Wer dem Feminismus Fortschrittsgeist zutraut, übersieht, dass er durch Mechanismen geprägt ist, die ein Beitrag sind zur Perpetuierung selbstverschuldeter Unmündigkeit – und dadurch in voraufklärerische Zeiten zurückfällt. Und also reaktionär ist. Verwunderlich ist das nicht, verunmöglicht doch jede Ideologie mit ihren schlichten, strikt vorgegebenen Denkmustern jedes beherzte «Sapere aude». Ideologietypisch ist auch, die eigenen Diffamie-

rungen als solche nicht zu erkennen, sondern sie umzudeuten als legitimes, ja notwendiges Vorgehen im Kampf gegen den – vermeintlichen – Feind. So geben sich Feministinnen selbst den Freibrief zur Hetzjagd auf Männer, als handle es sich um weltweit gesuchte Testosteron-Terroristen.

Geht es nur darum, Männer zur Strecke zu bringen, anstatt sich für die berechtigten Interessen von Frauen einzusetzen? In Berichterstattungen grassiert Bedenkenlosigkeit, Männer anzuprangern: Die *Zeit*-Schlagzeile

*Nein, ich will mich nicht schützend vor alle Männer werfen; sie können für sich selbst eintreten.*

«Fürchtet den weissen Mann» ist eines von zig Beispielen. Verbalinjurien gibt es an fast jeder Ecke gratis. Überhaupt, Männlichkeit scheint per se als «toxisch» abgestempelt. Es wird daher wild drauflosdiskriminiert, gleichwohl es in weiten Teilen der Gesellschaft zum Selbstverständnis gehört, sich gegen Rassismus starkzumachen, Regenbogenfahnen zu schwenken und für jede noch so unterdrückte Randgruppe einzutreten.

Es gibt Väter, die sich nicht mehr trauen, mit ihrer kleinen Tochter ins Schwimmbad zu gehen, weil geargwöhnt wird, sie seien pädophil. Mit einer Frau alleine im Aufzug? Heikel. Man könnte der Vergewaltigung bezichtigt werden. Apropos. Bevor Gerichte alle Beweise zusammengetragen haben, hat die feministisch-woke Meute längst das Urteil gefällt. Sie weiss, freilich ohne dabei gewesen zu sein, dass ein deutscher Komiker und ein Ex-Bildchef, um nur zwei Beispiele zu nennen, Frauen übelst belästigt haben. Der Justiz derart vorzugreifen, ist zutiefst antidemokratisch. Allein: Das wird gar nicht erst in Betracht gezogen.

Nein, ich will mich nicht schützend vor alle Männer werfen; sie können für sich selbst eintreten. Ich will auch nicht, nur um Erwartungen zu entsprechen, die gängigen Rechtfertigungen abgeben. Wer aus meiner Argumentation schliesst, ich sei blind für das Unrecht, das zahlreichen Frauen geschieht,



„Ich sehe ... ich sehe ... damit hast du auch gleichzeitig die Flugstreiks erfunden, Leonardo ...“

misstraut meiner Befähigung, die Komplexität im Blick zu haben. Üblicherweise müsste man ausserdem einräumen, dass Männer im Laufe der Menschheitsgeschichte auffallend oft für Gräueltaten verantwortlich waren. Doch wenn Gewalt, und das scheint mehr als offensichtlich, eine anthropologische Konstante ist, sind Frauen davon nicht ausgenommen.

Warum, denn es ist längst überfällig, reden wir also nicht darüber? Gleichberechtigung kann nicht bedeuten, sich ausschliesslich die süssesten Kirschen herauszupicken. Konsequenz wäre, den wattierten Schutzraum aufzugeben, den Frauen gerne für sich beanspruchen. Und sich der Möglichkeit zu stellen, ebenso in der Lage zu sein, Gewalt auszuüben. Ungeachtet dessen, dass weibliche Aggressivität meist verdeckter auftritt.

### Meine Sehnsucht

Mag auch feministische Selbstinszenierung das nicht erlauben: Wir Frauen sind keine besseren Menschen. Überlassen wir den Heiligenstatus der Gottesmutter Maria. Und bekennen wir uns zu unseren dunklen Seiten. So weit kommt es in der Regel allerdings nicht. Dafür sorgen zeitgemässe Einschüchterungs- und Abwehrreflexe: Die Begriffe Whataboutism und Victim Blaming sind längst erfolgreich etabliert, um sich selbst so schnell wie möglich aus der Zone der Verdächtigen zu bringen.

Freilich, es ist geschickt, dem anderen vorzuhalten, er weiche einem Missstand aus, indem er den Fokus auf einen anderen Missstand richtet. So muss man sich dem vorgebrachten Argument nicht stellen. Man tut also genau das, was man dem anderen anlastet. Zum anderen führt der Vorwurf, man betreibe Täter-Opfer-Umkehr, dazu, das sogenannte Opfer davon freizusprechen, Verantwortung zu übernehmen. Sollen Frauen etwa ewige Kinder bleiben?

Ohnehin, und daran krankt es gesamtgesellschaftlich: Selbstreflexion ist immer noch nicht en vogue. «Warum siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem eigenen Auge bemerkst du nicht?», heisst es bereits in der Bibel. Eine mögliche psychologische Antwort: Indem ich über den anderen herfalle, kann ich mich besser fühlen, überlegener, und vermeide es, mich den eigenen Verfehlungen zu stellen. Erhellung gibt auch der französische Lyriker Paul Valéry. Er machte folgende entlarvende Beobachtung: «Sie scheinen nicht zu ahnen, dass unsere Urteile uns richten und uns nichts naiver enthüllt und unsere Schwächen mehr blosslegt als die Art, wie wir über den Nächsten urteilen.»

Stimmt schon. Ich schreibe nicht besonders freundlich über den Feminismus. Allein: Dass ich keine Abgründe hätte, davon war nie die Rede. Trotzdem bleibt: meine Sehnsucht nach einer zärtlicheren Welt. Und diese Sehnsucht ist eine verzweifelte.

# «Wir bevorzugen stabile Beziehungen»

Economiesuisse-Präsident Christoph Mäder über die Bedeutung des Freihandelsabkommens Schweiz–China und zu den Risiken politischer Statements gegenüber Peking.

Marcel Odermatt

Die Schweiz und China fassten vor Jahren eine Aufdatierung des Freihandelsabkommens ins Auge, seit 2018 stockt der Prozess jedoch. Es gibt Widerstände auf beiden Seiten. Wir fragen Christoph Mäder, Präsident Dachverband Economiesuisse, wie er die Lage sieht.

**Weltwoche:** Herr Mäder, welche Chancen gehen der Schweiz verloren, wenn eine Aufdatierung beziehungsweise Erweiterung des Freihandelsabkommens mit China nicht zustande kommt?

**Christoph Mäder:** Zuerst muss ich vorausschicken, dass ein Freihandelsabkommen nicht statisch ist. Die Unternehmen, der Handel und die Rahmenbedingungen entwickeln sich ständig weiter. Das bedeutet, dass sich ein Freihandelsabkommen nicht diesen Veränderungen anpasst, wenn es nicht aktualisiert und ergänzt wird. Es wurden bei den Verhandlungen – aus welchen Gründen auch immer – gewisse Aspekte ausgespart, weil es zum Beispiel keine Einigung gab. Das heisst, es gibt in diesen Verträgen Lücken, die geschlossen werden können.

**Weltwoche:** Was heisst das für das Freihandelsabkommen mit China?

**Mäder:** Ein Hauptziel von solchen Vereinbarungen ist immer, die Zölle zu eliminieren. Mit den Chinesen wurde das nicht erreicht, Zollerleichterungen gelten heute nur teilweise. Kommt es zu keinen Verhandlungen, vergeben die Schweiz und China die Chance, in diesem Bereich Verbesserungen zu erzielen. Das bedeutet, dass die beiden Länder noch vorteilhafter Handel betreiben könnten. Schon heute ist China für die Schweiz mit einem Handelsvolumen von jährlich über 30 Milliarden Franken hinter den USA und Deutschland der dritt wichtigste Wirtschaftspartner.

**Weltwoche:** Wo möchten Sie aus Sicht des Wirtschaftsverbandes am ehesten Verbesserungen der Beziehungen erreichen?

**Mäder:** Neben der erwähnten weiteren Reduktion der Zölle sehe ich folgende Be-



«Keine einfachen Zeiten»: Lobbyist Mäder.

reiche: Es könnten Fortschritte beim Schutz des geistigen Eigentums gemacht werden. Ein weiterer Punkt wäre die Vereinfachung von Produktzulassungsvorschriften. Ebenfalls Schwierigkeiten bereiten uns die komplizierten Visavorschriften. Was zudem jetzt nicht möglich ist, ist eine Gesprächsplattform über Nachhaltigkeit. Insbesondere die

*«Mittel- und langfristig ist klar, dass die Bedeutung von China weiter zunimmt.»*

Maschinenindustrie hätte beispielsweise bezüglich Energieeffizienz den Chinesen viel zu bieten.

**Weltwoche:** Gibt es umgekehrt zu starke Einschränkungen für Importe in die Schweiz?

**Mäder:** Nein, uns sind keine signifikanten Probleme bekannt. Was uns gewisse Sorgen bereitet, sind aktuelle Forderungen nach gesetzlichen Grundlagen für Investitionskontrollen ausländischer Direktinvestitionen in Schweizer Unternehmen, die im Parlament kursieren. Wir sind hier sehr skeptisch. Die

kritische Infrastruktur in der Schweiz ist heute in öffentlicher Hand und steht nicht zum Verkauf. Zudem gab es bisher keine Übernahme von Schlüsseltechnologien durch Chinesen, die uns geschadet hätte oder schaden würde.

**Weltwoche:** In welchen Branchen suchen Sie besseren Zugang zu Chinas Märkten?

**Mäder:** Primär geht es um Weiterführung der guten Beziehungen. Im Warenhandel und bei der Produktzulassung sind Verbesserungen etwa im Bereich Chemie, Kunststoffindustrie und Pharma anzustreben. Auch bei den Dienstleistungen gibt es Verbesserungspotenzial beim Marktzugang – zum Beispiel im Versicherungsbereich. Auch im Hightechbereich sind viele chinesische Unternehmen sehr interessante Partner.

**Weltwoche:** Was würde es für die Schweizer Wirtschaft bedeuten, wenn unser Land die US-Sanktionen mit Blick auf Menschenrechte und Uiguren übernehme?

**Mäder:** Der direkte Einfluss wäre wirtschaftlich marginal, weil sich die allermeisten Schweizer Unternehmen schon lange aus der betreffenden Region zurückgezogen haben. Aber es wäre ein weiteres politisches Statement, das die Chinesen als politische Einmischung in innere Angelegenheiten verstehen könnten. Das hätte Auswirkungen auf die guten Beziehungen der beiden Länder. Die Frage ist, ob wir diese Nachteile in Kauf nehmen wollen. Wir bevorzugen den konstruktiven Dialog und stabile Beziehungen.

**Weltwoche:** Welche künftigen Wachstumsimpulse erwarten Sie von China für die Schweiz?

**Mäder:** China erlebt zurzeit keine einfachen Zeiten. Die Wirtschaft erleidet eine Delle. Mittel- und langfristig ist aber klar, dass die Bedeutung von China weiter zunimmt. Grosse Fortschritte sehe ich besonders für die Konsumgüter- und Finanzindustrie. Auf absehbare Zeit ist es der wichtigste Produktionsstandort der Welt und damit ein Wachstums- und Schlüsselmarkt für die Schweiz.



# Richterinnen und Henkerinnen

Komiker Luke Mockridge geriet bei seinem Auftritt im Zürcher Hallenstadion ins Fadenkreuz radikaler Feministinnen. Der Mann sei ein Vergewaltiger. Bewiesen ist rein gar nichts.

Gisela Friedrichsen

Die Lösung wäre so einfach. Im mittlerweile zu einer Debatte über die Zulässigkeit moderner Lynchjustiz ausufernden Fall des Komikers Luke Mockridge geht es nicht um die Frage, ob der Mann vielleicht ein Vergewaltiger, zumindest ein potenzieller, ist oder nicht. Das hat die Justiz längst entschieden: Ein Ermittlungsverfahren wegen versuchter Vergewaltigung seiner einstigen Freundin wurde eingestellt, da Aussage gegen Aussage stand, die Angaben der Frau widersprüchlich und nach Auffassung der Staatsanwaltschaft nicht überzeugend waren und es überdies an einem Mindestbestand an Beweistatsachen fehlte. Mockridge ist seitdem ein unbescholtener deutscher Staatsangehöriger.

Eine woke Gesellschaft kann so etwas aber nicht hinnehmen. Vorwürfe wegen sexualisierter Gewalt und Machtmissbrauch aus Frauenmund, selbst wenn sie nicht verifizierbar sind, dürfen demnach nicht sang- und klanglos ad acta gelegt werden. Schliesslich sind da die lebenslange Traumatisierung der Opfer, der Mord an ihrer Seele und was es diesbezüglich noch alles gibt. Unter der Devise «Keine Show für Täter» versuchten das feministische Streikkollektiv Zürich und die Jusos Zürich, einen Auftritt Mockridges im Zürcher Hallenstadion am Sonntagabend zu verhindern. Dass ein «Täter» ein solcher erst genannt werden darf, wenn rechtskräftig seine Täterschaft nachgewiesen ist – egal, wenn Frau ihn für einen hält.

## Öffentliches Tribunal

Jeder «Überlebenden einer Sexualstraftat» uneingeschränkt Glauben zu schenken, wird gefordert. Dies löst aber das Problem mit dem davongekommenen Mann nicht. Und das Strafrecht kneift ausgerechnet in diesem sensiblen Bereich, ja man kann sogar von einem Komplettversagen sprechen.

Diesem Missstand wäre leicht abzuhelfen. Einer jener Foristen, die im Netz an der erst von einer sogenannten Aktivistin befeuerten, dann von einem deutschen Nachrichtenmagazin mit den Weihnen journalistischer Ermittlungstätigkeit in den öffentlichen Fokus

erhobenen Diskussion teilnahmen, machte dazu einen bemerkenswerten Vorschlag: Es sollte grundsätzlich so sein, resümierte der Diskutant, dass nach einem Freispruch oder nach einer Einstellung eines staatsanwaltlichen Ermittlungsverfahrens in solchen Fällen die Unterlagen dem Magazin X oder der Zeitung Y zugeführt werden und nachträglich ein öffentliches Tribunal stattfindet. Die



Wie wär's mit der Unschuldsvermutung?  
Schauspieler Mockridge.

Strafe bestünde dann in der Vernichtung der beruflichen und privaten Existenz des von der Justiz Verschonten. Auf diese Weise würde den Opfern Gerechtigkeit widerfahren. Die fraglichen Medien (in Deutschland haben schon mehrere Verlagshäuser ihre Kompetenz auf diesem Gebiet eindrucksvoll bewiesen) könnten dann woke Konzepte der Strafverfolgung wie die Umkehr der Beweislast oder auch die Verurteilung nach Geschlecht durchsetzen, was der Justiz bisher verwehrt sei.

Ach, es gäbe vieles, was sich nachhaltiger und effektiver gestalten liesse, legte man den Rechtsstaat nur in die Hände von Journalistinnen.

Dem kreativen Manne gebührt ein Orden. Denn sein Vorschlag dient nicht nur den Opfern, sondern auch der Entlastung der Justiz. Was braucht es noch Staatsanwältinnen und Richterinnen, wenn die Henkerinnen in den Redaktionen schon auf ihre neuen Aufgaben brennen, was sich aus unbewiesenen Vorwürfen alles machen lässt.

## Gefundenes Fressen für die Medien

Im Fall Mockridge wurde etwa nach weiteren Frauen gefahndet, die – anonym – schlecht über den Komiker reden, um den Vergewaltigungsvorwurf anzureichern. An solchen Damen herrscht kein Mangel, siehe Kachelmann-Prozess, als während laufender Hauptverhandlung derlei Erzählungen in einer bunten Zeitschrift hochdotiert erschienen. Mockridge soll in einem Klub einer solchen Dame Wein ins Gesicht gespuckt haben. Das ist zwar weder eine Sexualstraftat noch Machtmissbrauch, sondern ein Mangel an Benehmen, wenn es denn so war. Aber was soll's. Eine andere will von ihm in den Po gezwickt, eine dritte gegen ihren Willen geküsst worden sein. Der Typ sei eben eklig und doof, man habe schon immer ein komisches Gefühl gehabt, wenn er auf dem Bildschirm aufgetaucht sei, er gehöre weg, bekennen Podcasterrinnen in Beiträgen über toxische Männlichkeit und Übergriffigkeit. Dafür brauche es unbedingt «neue Verhandlungsformen», forderte die Autorin des fünfseitigen Magazin-Berichts, die zwei Jahre nach dem unbewiesenen Vorwurf der versuchten Vergewaltigung die «Akte Mockridge» noch einmal «aufrollte». Dem Journalismus bietet sich da ein ganz neues Tätigkeitsfeld.

Mockridge hat sich dagegen zwar mit einigem Erfolg gewehrt. Doch was hilft ihm das? Er bleibt für die Medien und die dortigen Aktivistinnen ein gefundenes Fressen. Die Debatte über den medialen Umgang mit unklaren Sexfällen, für die er steht, reisst nicht ab.

Frage: Wie wär's mit der Unschuldsvermutung? Die aber wurde von Alice Schwarzer schon im Fall Kachelmann zugunsten einer generellen «Schuldvermutung» bei (mutmasslichen) Sextätern in die Tonne getreten.

# Prinz Charles' Liebe zu Siebenbürgen

Wenn Prinz Charles vom «Kreislauf der Tugend» schwärmt, ist er auf dem Gut meines Bruders, Graf Tibor Kálnoky, angekommen, wo er seit vielen Jahren die Sommerferien genießt.

*Boris Kálnoky*

**E**s ist ein perfekter Tag im kleinen siebenbürgischen Dorf Miclosoara, oder, wie die ungarischen Einheimischen es kennen, Miklósvár. Ein leichter Wind weht, ein wenig Regen ist gefallen, aber jetzt ist die Sonne da.

«Schaut!», ruft jemand und zeigt mit dem Finger in die Luft. Ein seltener Anblick: Über den moosbewachsenen Dächern jagt ein wütender Eichelhäher einen Storch davon. Die Störche sind schon seit Wochen zurück aus ihrem afrikanischen Winterquartier. Manche bauen noch an ihren Nestern, aber die meisten haben schon Junge, die gefüttert werden müssen.

Prinz Charles sieht hin und schaut sich dann um. Der Vogel verteidige vielleicht sein eigenes Küken, meint er. Und tatsächlich, ein paar Meter weiter auf dem staubigen Pfad sucht ein Eichelhäher-Junges unbeholfen nach Schutz. Der Prinz beugt sich nieder und stupst es sanft in die relative Sicherheit wuchernder Blumen am Strassenrand.

Jetzt richtet er den Blick in die Höhe. «Das Nest muss hier irgendwo sein», sagt er. Bald ist es gefunden, direkt darüber, unter einem Dach.

Drei Jahre sind vergangen, seit Prinz Charles zuletzt Siebenbürgen besuchte, ein Ort, der ihm besonders am Herzen liegt. Meistens kommt er im Mai, Jahr für Jahr. Die Covid-Pandemie verhinderte das vorübergehend. Aber jetzt ist er

*Die Einheimischen benehmen sich, als wäre der Prinz jeden Tag hier – nichts Besonderes.*

wieder da, wie üblich mit einer kleinen Gruppe von Freunden (und wachsamen britischen und rumänischen Sicherheitsbeamten, die über die Ränder ihrer Sonnenbrillen Ausschau halten nach potenziellen Störern und Gefahren).

Was ist es, das er hier so schätzt? Er wurde zitiert mit der Bemerkung, seine Liebe zu Siebenbürgen liege «in meinem Blut». Die Ururgrossmutter von Königin Elisabeth war Gräfin Klaudia Rhédey, eine ungarische Siebenbürgerin.



«Es ist gut, wieder da zu sein»: Prinz Charles (l.) und Graf Tibor Kálnoky in Miklósvár.

Aber wenn man ihn fragt, sind es die Menschen und die Natur, die es ihm angetan haben. «Es gibt hier ein Gefühl jahrhundertalter Kontinuität», sagt er. «Einen Kreislauf der Tugend, in dem Mensch und Natur im Einklang sind.»

Der Prinz besitzt ein Häuschen im winzigen Weiler Zalánpatak, am Fusse der Karpaten. Da wohnt er, wenn er im Land ist. «Es muss ein Bär in der Nähe gewesen sein gestern Nacht», sagt er. «Die Hunde wollten einfach nicht aufhören zu bellen.»

«Es ist gut, wieder da zu sein», sagt er – nach den langen Covid-Jahren, in denen er nicht reisen konnte. «Jetzt kann ich sehen, wie schön die Apfelbäume gewachsen sind, die ich letztes Mal gepflanzt habe.»

Der Transparenz halber sei hier angemerkt: Wenn Prinz Charles in Siebenbürgen weilt (eine Region in Rumänien), besucht er meistens Graf Tibor Kálnoky, meinen Bruder.

Es ist eine lange Geschichte, die vor sieben Jahren begann, als bei Tibor das Telefon

klingelte. Es war der rumänische Präsidentenpalast, mit der Nachricht, dort sei jemand, der Tibor gern treffen möchte. Er möge sich also bitte nach Bukarest begeben.

## Saltos und Galopp-Einlagen

Es war Prinz Charles. Er interessierte sich für das, was mein Bruder in Siebenbürgen macht: Tibor restauriert uralte Bauernhäuser mit Techniken früherer Jahrhunderte, in der Hoffnung, Individualtouristen dafür interessieren zu können. Und so funktioniert der «Kreislauf», von dem Prinz Charles spricht: Die Gäste bringen das nötige Geld, um alles, was alt und schön ist, und die Natur selbst zu erhalten.

Auch an diesem friedlichen Sonntag ist es mein Bruder Tibor, mit dem Prinz Charles durch Miklósvár spaziert. Manches hat sich geändert seit seinem letzten Besuch, und er will gerne sehen, was es Neues gibt.

Er beobachtet Handwerksmeister bei der Arbeit – ein Tischler schnitzt an einem *kopjafa*.



Das Wort übersetzt man vielleicht am besten mit «Totempfahl». Solche Pfähle pflanzen die Menschen hier oft auf die Gräber ihrer Angehörigen, statt Kreuzen oder Grabsteinen. Die Tradition geht auf vorchristliche Zeiten zurück. Ein *kopjafa* ist ein hölzerner Balken mit sorgfältig geschnitzten Symbolen, die das Leben des Verstorbenen erzählen. Die Menschen, die hier leben, sind Ungarn, aber von einer besonderen Sorte, die sich «Székler» nennen. Das Széklerland ist jener Teil von Siebenbürgen, den Prinz Charles so sehr liebt.

Während er zuschaut, erklärt ihm der Tischler, was die Symbole auf dem Totempfahl bedeuten. Eine Tulpe an der Spitze – es geht um eine Frau. Darunter ein diagonales Kreuz – sie hatte Kinder. Andere Symbole besagen, dass sie verheiratet und aus bescheidenem Hause war. Es steht alles auf dem *kopjafa*, für jene, die es lesen können.

Bei einem früheren Besuch in Miklósvár vor einigen Jahren wurde für Prinz Charles und seine Entourage im Garten des Schlosses von örtlichen Roma-Kindern ein Theaterstück zu Pferde aufgeführt. (Das Schloss gehörte einst den Kálo-

### Bei einem Besuch in Miklósvár wurde für Prinz Charles ein Theaterstück zu Pferde aufgeführt.

kys und ist jetzt ein Museum.) Die Frau meines Bruders, Anna, hatte es inszeniert und spontan Prinz Charles' Sicherheitschef ins Stück hineingeschrieben. Er genoss seine Rolle sichtlich. «Warum hat der Zigeuner das Pferd des Bauern geklaut?», lautete der nach westlichen Standards nicht ganz politisch korrekte Titel (aber bei uns in Siebenbürgen nennen sich die meisten Roma selbst so, mit Stolz). Die Antwort – nach vielen Saltos, Galopp-Einlagen und drolligen Komplikationen – lautete: «Weil er Lust hatte zu reiten.»

Am Ende sprangen die Kinder von den Pferden und rannten trillernd auf die königlichen Gäste zu, die das Geschehen von ihren Gartenstühlen aus beobachteten, packten sie bei den Händen und zogen sie aufs Gras, um zu tanzen. Und so nahm der Prinz seinen Platz ein in einem traditionellen siebenbürgischen Kreistanz, wobei alle einander an den Händen halten und sich in Schrittmustern bewegen, die einfach aussehen, aber gar nicht so einfach sind. (Das Theaterstück war Teil eines karitativen Projekts zur Förderung der Roma.)

War Prinz Charles überrascht? Hatte man ihm gesagt, was ihn erwartete? «Nein», sagt er lächelnd, «und es passiert mir immer wieder. Gerade gestern gab es eine Volkstanzvorstellung, und am Ende haben sie wieder dasselbe mit mir gemacht. Mit 73 wird es allmählich zur Herausforderung.»



Zurück zum Schloss, dort wimmelt es heute im Garten vor Kindern und ihren Verwandten. Es ist Sonntag, und an diesem speziellen Tag feiert eine hiesige Familie mit ihren Gästen und Angehörigen die Erstkommunion ihres Kindes. Bald wird ein Essen für sie serviert in den Gewölben des Schlosskellers.

Wie Prinz Charles und seine kleine Schar durch den Park spazieren, fühlt es sich an wie eine Illustration seiner Worte vom Széklerland als einer Welt im Gleichgewicht. Die Einheimischen schauen hin, aber benehmen sich eigentlich, als wäre der Prinz jeden Tag hier – nichts Besonderes. Man drängt sich nicht, ihn zu fotografieren, kein Gewinke, keine Zurufe. Freundliches Lächeln auf den Gesichtern, hier und da ein höfliches «Jó napot kívánok!» (Ich wünsche einen guten Tag), wie die Menschen hier einander grüssen, sooft sie sich begegnen.

Natürlich erkennen sie ihn. Immerhin ist er oft genug hier gewesen, seit 2006. Er selbst

wirkt ganz so, als sei er jeden zweiten Sonntag hier. Als ob er ein wenig zu Hause wäre in diesem kleinen Dorf.

Ein wenig später lässt sich die kleine Gruppe nieder zu Tee und Kuchen auf der Terrasse des gemütlichen «Stone Pub», ein Ort, wo müde Wanderer sich gerne ausruhen.

Der Prinz blickt hoch – noch ein Storchennest. Das Dorf ist voll von ihnen. Ein Storchennest ist dabei, das Nest zu vollenden. Ein Neubau offenbar, erst dieses Jahr errichtet, und während sie noch daran arbeiten, fällt immer wieder mal ein Zweig herunter.

«Können diese Nester eigentlich auch herunterfallen, wenn es starken Wind gibt?», fragt Prinz Charles. Es sieht tatsächlich nicht allzu solide aus da oben auf dem Strommast. Anscheinend kommt so etwas tatsächlich manchmal vor, sagt jemand aus der Gesellschaft.

### Der letzte Keks

Während Prinz Charles und seine Entourage sich bei Tee und Limonade entspannen, wird ein kleiner Teller mit Fruchtkuchen für ihn serviert. Er fragt im Kreise, ob jemand etwas davon möchte. Er erklärt auch, woraus er gemacht ist, und darauf entwickelt sich eine Unterhaltung über Fruchtkuchen im Allgemeinen und dieses Rezept im Besonderen.

In der Mitte blieb ein einziger, verlockender Keks übrig. Erst hinterher wurde mir zu verstehen gegeben, dass dieser Keks für Seine Königliche Hoheit gedacht war. Unwissentlich habe ich des Prinzen Keks gegessen. Er war köstlich.

Ich hoffe, dass er dennoch auch nächstes Jahr wieder kommt.

## Nachhaltigkeit in der Mobilität und in der Produktion

Ab Montag, 6. Juni, täglich ab 17.30 Uhr auf

und ab Montag, 13. Juni, täglich ab 17.20 auf

---

www.fokus-kmu.tv

Sponsoringpartner

# Amerika will nicht mehr arbeiten

Elf Millionen Jobs können in den USA nicht besetzt werden.

Das sei nicht nur eine Folge der Pandemie, sagt Ökonom Nicholas Eberstadt.

*Christine Brinck*

**M**illionen Arbeitsplätze bleiben unbesetzt, Millionen Arbeitnehmer wechseln wöchentlich den Job. Unternehmen halten verzweifelt Ausschau nach Bewerbern. Sie locken mit besseren Stundenlöhnen und Bildungsangeboten. Warum bleiben Stellen trotzdem unbesetzt? In den Achtzigern und Neunzigern machte man sich Sorgen um das Verschwinden der Arbeit, jetzt aber verschwinden die Arbeiter. Alles die Schuld von Covid?

«Falsch», vermerkt der Arbeitsmarktforscher Nicholas Eberstadt vom American Enterprise Institute in Washington. «Covid ist nicht nur irgendeine Gesundheitskrise», räumt er ein. «Es bleibt ein Mammutproblem. Es war ein schwerer Schock, und ein paar Monate ist die Teilhabe am Arbeitsmarkt zusammengebrochen. Doch nach dem ersten Lockdown kam es zu einer erstaunlichen Erholung.» Aus Angst vor Covid bleiben Menschen zwar immer noch zu Hause, darunter auch viele Impfverweigerer.

## Männer ziehen sich zurück

Doch: «Das Überangebot an offenen Arbeitsplätzen hat nicht so viel mit der Pandemie zu tun, das Problem ist ein historisches». Wieso? «Wir hatten schon vor der Pandemie die Schwelle überschritten, als es mehr Jobangebote als Job-sucher gab.» Das trifft heute noch mehr zu mit fast zwei offenen Stellen auf jeden Arbeitslosen. Mangel an Gelegenheit ist also nicht der Hauptgrund für das Fernbleiben vom Arbeitsmarkt.

Die Wurzeln gehen weit zurück. «Seit den Sechzigern ist die Zahl männlicher Arbeitnehmer im besten Alter zwischen 25 und 54 Jahren nach jeder Rezession gesunken. Der Niedergang begann für die Männer mit dem massenhaften Eintritt der Frauen in den Arbeitsmarkt. 1961 lag die Teilhabe für Männer zwischen 25 und 54 Jahren am Arbeitsmarkt bei 96,9 Prozent», erklärt Eberstadt, «im November 2021 betrug sie jahreszeitlich angepasst nur noch 88,2 Prozent.» Frauen sind auch zurückgefallen, wenn auch «nicht so extrem, aber wir beobachten einen ähnlichen Trend». Die Verlangsamung bei den Frauen findet trotz weniger

Ehen und Geburten statt, obwohl man gerade deswegen einen höheren Drang in den Arbeitsmarkt erwartet hätte.

Eine Gruppe, die diesem Trend widerstand, waren ältere Arbeitnehmer über 55, die nach dem Prinzip «Länger leben, länger arbeiten» handelten. Deren Vorsprung ist dahin. Auch Amerika wird grauer, und ganz unamerikanisch «regiert inzwischen der vorgezogene Ruhestand, den wir zuvor nicht kannten».

Wenn die Pandemie nicht die ganze Schuld für den Rückgang trägt, ist es dann das Füllhorn, das der Staat über das Volk ausschüttete? Eberstadt hat die staatlichen Segnungen auch schon früher als «Generalprobe für ein Universal-einkommen» bezeichnet.

«Man kann der Regierung nicht vorwerfen, so viel verschenkt zu haben, um eine Wirtschaftskrise zu verhindern», urteilt Eberstadt, «aber sie hat es übertrieben. Ob man arbeitete oder nicht, alle bekamen Cash frei Haus. Zeitweilig gab es doppelt so viele Arbeitslosengeldbezieher wie Arbeitslose.» So wurde, Überraschung, die Sparquote in der Krise die höchste seit Jahrzehnten.

Die öffentlichen Gelder flossen in private Sparkonten. «Bedenken Sie», so Eberstadt, «am Ende der Transferleistungen hatten die Amerikaner nach zwei Jahren 2,5 Billionen mehr auf der hohen Kante als in normalen Zeiten.»

Die Folge war, dass die untere Hälfte der Haushalte dank Covid etwa 25 000 Dollar auf dem Konto hatte. Logischerweise dämpfte dieses Kissen den Drang in den Arbeitsmarkt. «Was, wenn der Geldsegen aufgebraucht ist? «Dann müssen die Leute ihren Absprung sorgfältig überdenken. Beunruhigend sind die Menschen, die den Arbeitsmarkt dauerhafter verlassen, entweder weil sie sozusagen im Lotto gewonnen oder Angst haben.» Trotz dramatisch sinkender Arbeitslosigkeit? Der Wandel der Wirtschaft ist rasant. Können wir mithalten?, fragen sich die Leute, wenn neue Fertigkeiten gebraucht werden.

«Dauerarbeitslosigkeit schafft Probleme für die ganze Gesellschaft», erläutert Eberstadt. «Die Bindungen schwinden, je länger man draussen bleibt. Es ist kein Zufall, dass Alkoholismus und Tablettensucht dort gras-



*Wir leben in einer Welt verbrieftter Ansprüche.*



sieren, wo Menschen nicht Teil der Arbeitswelt sind. Nur räumt er ein: «Ob der Pandemie-Schock oder der langfristige Verlust des Arbeitsethos im Spiel ist – das werden wir erst in einem Jahr genau wissen.»

Nun kennen auch andere Länder das Problem der Langzeitarbeitslosen. Deutschland etwa hat fast vier Millionen Hartz-IV-Empfänger, davon eine halbe Million länger als zehn Jahre; manche Kinder geben als Berufswunsch «Hartz-er» an. Was die amerikanische Szene unterscheidet, sind die vielen Gefängnisinsassen. «Zwei Millionen sitzen im Knast, die höchste Rate in der westlichen Welt – und dazu kommen zehn Millionen Vorbestrafte. Die sind ein nachgerade unsichtbarer Teil der Bevölkerung, der überproportional nicht in der Arbeitswelt verankert ist.» Wegen der grossen Welle der Eigenkündigungen denken die Arbeitgeber endlich darüber nach, wie sie Ex-Sträflinge in den Arbeitsmarkt eingliedern können. «Das», so Eberstadt, «ist das Gute bei elf Millionen unbesetzten Stellen.»

Nun ist nicht jeder für jeden Job geeignet. Das lässt Eberstadt, der 2016 «Men Without Work» zum Ausscheiden aus dem Markt geschrieben hat, nicht gelten: «Es gibt Jobs, für die man einen starken Rücken braucht, aber keinen Bachelor. Auf dem Bau oder im Transportgewerbe sucht man händeringend nach Leuten; die Löhne und Sozialleistungen sind erheblich gestiegen.» Warum kehren die Menschen also nicht zurück? Wieso verbringen sie den Tag lieber in den sozialen Medien, vor dem Fernseher, mit Videospielen? Ist Bildung die Lösung? Eberstadt hält die Schulen für zu akademisiert. Früher gab es neben Mathe und Literatur Kurse für Automechanik und Bürofertigkeiten, das hat viele Jugendliche motiviert. Und Vergleichbares zur deutschen Lehrlingsausbildung gibt es nicht.

### Wert und Anreiz

«Ich denke auch», so Eberstadt, «dass eine weitverbreitete Verachtung für gewöhnliche Jobs von Seiten unserer Entscheider und Beschreiber das Problem verschärft. Es ist schon verblüffend, wenn Eliten die Arbeit anderer als bedeutungslos einstufen. Diese Verachtung vergrössert das Problem der Nichtarbeitenden. Meine Lösung: Statt niederer Tätigkeiten sollte man lieber den Müssiggang von Männern im besten Alter stigmatisieren.»

Eberstadt glaubt, Arbeit als Wert und Anreiz sei für die Gesellschaft und den Einzelnen besser als massenhaft «Stütze», die gerade mal zum Überleben reicht. Man darf hinzufügen: Wir leben in einer Welt verbrieftter Ansprüche – der Staat wird es schon richten. Da klänge eine Debatte über ein neues Arbeitsethos veraltet, wenn nicht gar reaktionär.

Christine Brinck ist Autorin in München. Sie ist gerade nach einem halben Jahr aus Washington zurückgekehrt.

# Schlafwandelnd in den Sozialismus

## Vom bedingungslosen Grundeinkommen bis zum Mietendeckel: Deutschland verabschiedet sich von der Marktwirtschaft.

Oliver Stock

**D**ie Soziale Marktwirtschaft hat Ludwig Erhard in Deutschland verankert. Sie wurde seither, seit den fünfziger Jahren, unzählige Male variiert und reformiert, doch ausgerechnet jetzt, zum 125. Geburtstag des Stammvaters dieses Wirtschaftssystems, versetzen ihr die Regierenden in Berlin einen Hieb. Sie schreiben das Soziale so gross, dass das Marktwirtschaftliche dahinter fast verschwindet.

Zur Erinnerung: Erhard wusste genau um den Kern jeder Marktwirtschaft, der in Marktpreisen besteht, über die Knappheiten angezeigt und am Ende überwunden werden. Er fügte dem aus sozialen Gründen staatliche Eingriffe hinzu, weil er wusste, dass Marktprozesse brutal sein können. Was derzeit in Deutschland passiert, ist eine Politik aus genau umgekehrter Perspektive: Zuerst geht es ums Soziale, und wenn die Marktwirtschaft dem nicht entgegensteht, darf sie hier und da noch ein bisschen ihre Wirksamkeit entfalten. Aber sie steht unter Generalverdacht.

### Grundeinkommen durch die Hintertür

Beispiele? Bis zum Donnerstag der vergangenen Woche gab es für Langzeitarbeitslose in Deutschland eine Pflicht, dabei mitzuwirken, ihren Zustand der Hilfsbedürftigkeit zu überwinden, und sich nachweisbar um Arbeit zu bemühen. Das Gesetz stammte aus der Ära des in Ungnade gefallenen SPD-Kanzlers Gerhard Schröder – und damit aus einer Zeit, in der viele Arbeitssuchende einem knappen Angebot an Stellen gegenüberstanden. Das hat sich inzwischen geändert.

Es gibt mehr offene Stellen als Arbeitswillige. Dennoch beschloss der Bundestag mit den Stimmen von SPD, Grünen und FDP, dass Langzeitarbeitslose künftig ihre Grundsicherung bekommen, auch wenn sie sich nicht um einen Job bemühen. Damit hat die Regierungskoalition in Deutschland das bedingungslose Grundeinkommen durch die Hintertür eingeführt. Ein alter sozialistischer Traum ist Wirklichkeit geworden.

Auch der Mietendeckel ist so ein Traum, den jedoch vergangenes Jahr das Bundesverfassungsgericht verboten hat. Allerdings existiert die Mietpreisbremse weiter. Sie bestimmt seit dem 1. Juni 2015 in fast allen deutschen Grossstädten, dass bei der Neuvermietung einer Wohnung die Miete nicht mehr als 10 Prozent über der «ortsüblichen Vergleichsmiete» liegen darf. Diese «ortsübliche Vergleichsmiete» ist in einem Mietenspiegel festgelegt.

### Trotz Milliarden-Schulden

Der Mietenspiegel wurde früher auf Basis der Mieten der letzten vier Jahre errechnet. Durch Gesetzesänderung ist dieser Zeitraum auf sechs

*Dazu kommt das klassenlose Fahren in der Bahn zum Einheitspreis. Die Steuerzahler werden es richten.*

Jahre ausgedehnt worden. Die Ampelregierung diskutiert eine Ausdehnung auf zwanzig Jahre, was faktisch einer Deckelung der Mieten entspricht. Er hält Investoren davon ab, Bauprojekte zu finanzieren, und schiebt dem Staat die Sache zu. Staatssozialismus ist der passende Begriff dafür.

Dazu kommt jetzt das klassenlose Fahren in der Bahn zum Einheitspreis in der Ferienzeit. Dass die Bahn mit dreissig Milliarden in der Kreide steht – egal. Der Staat und seine Steuerzahler werden es richten. Alle zahlen für den Freizeitspass weniger. Dazu kommt auch ein Steuerrabatt auf Sprit, der knapper geworden ist, seitdem die Beschlusslage lautet, dass russisches Öl zu boykottieren sei. Dass teurer Sprit die Energiewende befördern würde, was ein marktwirtschaftlich erzeugter Wandel in Richtung der Ziele der Ampelregierung wäre – wenschert das denn? Und dass kein Unternehmen eine Strategie fahren würde, die auf der einen Seite den Individualverkehr und auf der anderen Seite den öffentlichen Verkehr gleichermaßen unterstützt – geschenkt.

Dieser Staat war noch niemals so fern, ein Unternehmen zu sein, wie heute.

# Kleine Geschichte der Neutralitätsmüdigkeit

Seit es die immerwährende bewaffnete Neutralität als Staatsmaxime gibt, haben manche Schweizer Mühe mit dem «Stillesitzen».

Christoph Mörgeli

Bereits im Spätmittelalter und am Übergang in die Neuzeit kannte die Eidgenossenschaft das Prinzip der Neutralität. 1399 verpflichteten sich Bern und Solothurn zum «Stillesitzen». Eine Instruktion Zürichs lautete 1536 auf «unpartyschung und neutralitet». Nachdem der Holländische Krieg ausgebrochen war, erklärte die Tagsatzung das Land 1674 zum «Neutralstand». Doch seit je gab es tonangebende Personen, die mit dieser aussenpolitischen Passivität Mühe bekundeten.

Vor allem das Zeitalter der Glaubensspaltung stellte das Temperament von weniger Einsichtigen auf eine harte Probe. Es fehlte keineswegs an Männern, welche die Schweiz in die Konfessionskriege Europas hineinzerrren wollten. Johann Jakob Breitinger, der sechste Nachfolger Zwinglis als Vorsteher der Zürcher Kirche, betätigte sich im Dreissigjährigen Krieg ungeniert als Propagandist der protestantisch-schwedischen Partei und sah in der Neutralität in seinen Predigten nichts als Schande: «Weil du lau bist und weder kalt noch warm, so will ich dich usspeien us minem mund.»

Trotz anderslautender Vereinbarungen wurden unter dem Sonnenkönig Ludwig XIV.

einzelne Schweizer Söldnerregimente gegen Holland, das römisch-deutsche Reich und die Spanischen Niederlande eingesetzt. Die Tagsatzung beschwerte sich deswegen beim französischen Hof, rief die Truppen zurück und bestrafte die verantwortlichen Offiziere. Bern belegte den Obersten Johann Jakob von Erlach

## Die Umwälzung der Französischen Revolution riss viele Schweizer in einen wahren Sturm der Emotionen.

mit einer empfindlichen Geldbusse und verlangte 1672 in Paris, dass er abgesetzt werde. Zürich wiederum beorderte wegen eines ähnlichen Neutralitätsbruchs den vom König geadelten Obersten Peter Lochmann in die Heimat und verhörte ihn scharf.

### «Gewüsse Apathie»

Nicht wenige reformierte Schweizer begeisterten, ja berauschten sich geradezu an den kriegerischen Taten des Preussenkönigs Friedrich des Grossen. Johann Rudolf Iselin hatte sich als Redaktor der *Basler Zeitung* vor dem Rat zu

rechtfertigen und wurde nach österreichischen Drohungen ernstlich ermahnt, seine einseitige Begeisterung zu zügeln, damit er in sein öffentliches Blatt «eher weniger als aber zu viel hineinsetze». Auch der bekannte Zürcher Literat Johann Jakob Bodmer ereiferte sich zugunsten von Friedrich und hätte es nach eigenem Bekunden noch mehr getan, «wenn man mir nicht ins Ohr gezischelt hätte, dass unsere Neutralität eine gewisse Apathie erforderte».

Die Umwälzung der Französischen Revolution riss auch viele Schweizer in einen wahren Sturm der Emotionen. Der Schaffhauser Historiker Johannes von Müller empfand den Flügelschlag höherer Ereignisse, ja von gerechten Kriegen Gottes. Dabei setzte er sich für eine helvetische Koalition mit den Revolutions-truppen ein und äusserte den problematischen Gedanken: «Nicht der ist neutral, der es seyn will, sondern dem die Mächtigen es zu seyn erlauben.» Kurz vor dem Sturm auf die Tuileries von 1792 empfahl von Müller dem Berner Schultheissen Niklaus Friedrich von Steiger in einer Denkschrift: «Ich glaube, dass dies der schwierigste Test für die Weisheit der Schweizer Regierungen ist. Werden sie in der Lage sein,



«Nichts als Egoismus»: Staatsrechtler von Haller.



Deutschfreundlich: General Wille.



Wollte Nordsavoyen besetzen: Bundesrat Dubs.



«Solidarität»: EDA-Chef Petitpierre.



vorübergehende Opfer für dauerhafte Vorteile zu bringen und etwas zu riskieren, um alles zu erhalten und sogar zu behalten?»

Noch wesentlich weiter ging der Stadtbasler Peter Ochs, dem bei allen Fähigkeiten und Verdiensten geradezu Landesverrat vorgeworfen werden muss. Er hatte die Franzosen zu grenznahen bewaffneten Aufmärschen ermuntert und sie auch darauf hingewiesen, diese geschichtlich zu begründen. Die Konspirationen, die der ehrgeizige Ochs vor, während und nach dem französischen Einfall von 1798 mit Paris pflegte, belegen ein gestörtes Verhältnis zur schweizerischen Unabhängigkeit wie zur überlieferten Neutralität. Auch der konservative Berner Carl Ludwig von Haller, der 1816 mit seinem Werk «Restauration der Staatswissenschaften» einer ganzen Epoche den Namen gab, sah in der Neutralität nichts als Egoismus, Eigennutz und «colorierte Lieblosigkeit».

### Zugang zum Mittelmeer

Nachdem die europäischen Mächte die schweizerische Neutralität 1815 völkerrechtlich anerkannt hatten, befand Ignaz Paul Vital Troxler diese als Hindernis zu einer nationalen Erneuerung in einem starken Bundesstaat, ja als «ewigen Tod alles Schweizertums». Bundesrat Jakob Stämpfli, Führer der Berner Radikalen, beurteilte die Neutralität als einengende, der Ehre der Nation zuwiderlaufende Staatsmaxime. Er wollte 1860 das zum Schutz von Genf neutralisierte Savoyen militärisch erobern

### Bundesrat Stämpfli beurteilte die Neutralität als einengende, der Ehre der Nation zuwiderlaufende Maxime.

und so die schweizerischen Ansprüche gegenüber Frankreich durchsetzen. Alfred Escher bekämpfte diesen riskanten aussenpolitischen Husarenritt des noch jungen Bundesstaates und rief zu einer «aufrichtigen», also absoluten Neutralität auf.

Anders sah es der liberale Zürcher Bundesrat Jakob Dubs. Im Moment der militärischen Schwäche des westlichen Nachbarn nach dem Deutsch-Französischen Krieg wollte er 1870 Nordsavoyen besetzen. Schon früher hatte Dubs schriftlich festgehalten, dass die Schweiz zur hohen Aufgabe bestimmt sei, als europäischer Schiedsrichter aufzutreten, Meerhäfen zu gewinnen und via Savoyen zum Mittelmeer vorzustossen. Im Ersten Weltkrieg bekundete Generalstabschef Theophil von Sprecher durch seine engen Beziehungen zu Österreich-Ungarn immer wieder Mühe, sich an die Neutralitätsdoktrin zu halten. Auch der deutschfreundliche General Ulrich Wille, der sich ansonsten dem Primat der Politik unterzog, schrieb im Sommer 1915, dass er «den gegenwärtigen Moment für das Eintreten in den Krieg als vorteilhaft er-



achte». Eindeutig neutralitätswidrig handelten die Obersten Karl Egli und Moritz von Wattenwyl, welche die Zentralmächte regelmässig mit den Tagesbulletins des Schweizer Generalstabs und entschlüsselten diplomatischen Depeschen belieferten.

### «Differenziell», «aktiv», «kooperativ»

1917 versuchte der Freisinnige Arthur Hoffmann, starker Mann im Bundesrat, mit Hilfe des SP-Politikers Robert Grimm einen Separatfrieden von Russland und Deutschland zu erwirken. Als dies bei den Staaten der Entente ruckbar wurde, kam es zu einer schweren diplomatischen Neutralitätskrise, die Hoffmann zum Rücktritt zwang. Der katholisch-konservative Aussenminister Giuseppe Motta führte die Schweiz mittels einer heftig umkämpften Volksabstimmung 1920 in den Völkerbund. Damit verbunden war eine «differenzielle Neutralität», die das Land dazu veranlasste, Wirtschaftsanktionen mitzutragen, nicht aber militärische Interventionen. Nach der Besetzung Abessiniens durch Italien, die gefährliche Sanktionen gegen den faschistischen Nachbarn im Süden nach sich gezogen hätte, konnte der Bundesrat die Schweiz 1938 wieder zur integralen Neutralität zurückführen.

In der Nachkriegszeit verfolgten sämtliche Chefs des Aussendepartements einen mehr oder weniger internationalistischen Kurs. Hatte Max Petitpierre der Neutralität «Universalität» und «Solidarität» zugesellt, prägte Micheline Calmy-Rey (SP) 2006 die «aktive Neutralität». Ihre krachend gescheiterte «Genfer Initiative» für einen Nahostfrieden wirkte indessen wenig vertrauensbildend. Neuerdings kommt – von Ignazio Cassis (FDP) erfunden – die «kooperative Neutralität» mit bedingungsloser Übernahme von EU-Sanktionen hinzu. Demnächst wird wohl auch noch die «flexible Neutralität» entdeckt. Die Neutralitätsmüdigkeit, die in der Geschichte zum Wohl des Landes immer wieder eingedämmt werden konnte, ist mittlerweile in der offiziellen Schweizer Politik angekommen.

## Sanktionen als Rohrkrepierer

Nach vier Wochen Feilschen hat es nun doch geklappt, und die EU ist mächtig stolz: Das sechste Sanktionspaket gegen Russland steht – und es gibt auch schon einen lachenden Gewinner: Russland.

Besser hätte es für Moskau nicht laufen können. Der Ölboykott gilt erst in sechs Monaten. Der Kreml hat also Zeit, um neue Kunden zu akquirieren. In dieser Zeit wird der Ölpreis weiter steigen und die prallgefüllten Kassen weiter überquellen lassen.

Nebenbei wurde deutlich, wie hohl das Gerede von der «Einheit» der EU ist. Nicht nur Ungarn stellte sich quer. Auch die Öltankernationen Griechenland und Zypern sowie die Niederlande protestierten: In Rotterdam löschen die meisten Tanker russisches Öl.

Was verschwiegen wird: Auch die USA wollten kein sofortiges Totalembargo. Das hätte die Preise noch schneller in die Höhe getrieben. Und nichts verzeiht der amerikanischen Wähler weniger als teures Benzin. Die Rache trübe Bidens Demokraten im November bei den Wahlen zum Kongress.

Das Ölembargo steht stellvertretend für alle Sanktionen, die «der Westen» bisher verhängt hat. Sicher, sie treffen die russische Wirtschaft schwer. Aber in die Knie haben sie das Land nicht gezwungen. Das werden sie auch nicht, wie die Geschichte von Sanktionen zeigt: nicht in Kuba, nicht in Südafrika, nicht in Nordkorea, nicht im Iran.

Mit Finanzminister Anton Siluanow und Zentralbankchefin Elwira Nabiullina hat der Kreml ein gutes Team, das die schwersten Folgen der Sanktionen abfedern konnte. Geholfen haben die Energiepreise – die wegen der Sanktionen in die Höhe schiessen. Folge: Die Zahlungsbilanz ist ausgeglichen, der Handelsbilanzüberschuss ist dreimal so hoch wie vor der Invasion. Der Rubel strotzt vor Kraft.

Derweil werden die Bürger in Europa auf Entbehrungen eingestellt. Für den Winter drohen Stromsperrungen, die Heizkosten können sich schon jetzt Millionen nicht mehr leisten. Die Energiekosten treiben die Inflation und damit alle anderen Preise.

Deutsche Minister wie Robert Habeck haben darauf hingewiesen, dass die Sanktionen auch ihren Urhebern schaden würden. Wie er das mit seinem Amtseid verbindet, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden, bleibt sein Geheimnis. Höchste Zeit, das fragwürdige Schwert der Strafmassnahmen wieder einzustecken. *Wolfgang Koydl*

# Rührende Berner Verlobung

FDP-Präsident Thierry Burkart und Mitte-Parteichef Gerhard Pfister arbeiten bei der Demontage der Neutralität wie ein eingespieltes Team. Sie könnten gut fusionieren.

Hubert Mooser

In der «Arena» vom 13. Mai, bei der es um Waffenlieferungen an die Ukraine und um die Schweizer Neutralität ging, gab die Platzierung der Teilnehmer Rätsel auf. FDP-Präsident Thierry Burkart nahm auf der rechten Seite neben SVP-Nationalrat Roger Köppel Platz. Links vom Moderator standen Gerhard Pfister, der Chef der Mitte-Partei, und Mattea Meyer, Co-Präsidentin der SP Schweiz. Dabei hätte Burkart eigentlich an die Seite von Pfister gehört und neben Meyer. Denn wohl noch nie waren FDP und Mitte so was von Hans was Heiri.

Die beiden Parteichefs wichen eigentlich nur im Wortlaut, kaum in der Argumentation voneinander ab. Der Grundtenor des Duos: Man könne in diesem Krieg keine neutrale Position beziehen, weil man sonst Russlands Präsidenten Wladimir Putin unterstütze. Ist dieses neue Teamwork nun der Beginn einer langen, wunderbaren Freundschaft zwischen den historischen Kontrahenten FDP und der inzwischen zur Mitte mutierten früheren CVP? Oder muss man gar von einer Berner Verlobung reden?

## Burkart und Pfister erfinden Differenzen

Selbst die NZZ schrieb vor einiger Zeit über Burkart und Pfister, sie würden die Diskussion über die Neutralität prägen, sie seien auf allen Kanälen präsent und vor allem häufig einer Meinung. Natürlich hören dies die beiden Parteichefs nicht gerne, weil sie das eigene Profil schärfen wollen. Erfinden sie darum Differenzen, die es im Grundsatz nicht gibt – zum Beispiel bei Waffenlieferungen an die Ukraine?

So stellt sich Pfister auf den Standpunkt, dass der Bundesrat Deutschland hätte erlauben müssen, die in der Schweiz vor Jahren eingekaufte Panzermunition an die Ukraine weiterzuleiten. Burkart aber will nicht, dass der Bundesrat die Erlaubnis dazu erteilen muss, weil dies rechtlich nach seiner Meinung eine Verletzung des

Neutralitätsrechts bedeuten würde. Der Aargauer ist jedoch dafür, dass im Falle von Waffenverkäufen an demokratische Staaten diese Länder das Kriegsgerät an demokratische Staaten weitergeben können, wenn sich Letztere verteidigen müssen.

Unter dem Strich kommt es auf das Gleiche heraus: Es bedeutet im einen wie im anderen Fall eine Aufweichung der Schweizer Neutralität. Ausgerechnet die Spitze der beiden Parteien, die das Land am längsten regieren, rütteln am Fundament der Eidgenossenschaft. Dass die FDP



Hans was Heiri: Pfister (l.), Burkart.



näher an die Nato heranrücken will, ist nicht neu. Das hat sie vor Jahren schon vorgeschlagen. Jetzt will auch Pfister die Zusammenarbeit mit dem Nordatlantikpakt verstärken. Beide traten auch mit Nachdruck und in gemeinsamen Interviews für die Übernahme von EU-Sanktionen ein.

Dabei waren sich die beiden Parteien lange spinnefeind – nur schon aus historischen Gründen. Nach dem Sonderbundkrieg, als die Katholisch-Konservativen gegen die Liberalen in den Kampf zogen und kläglich scheiterten, entstand als Folge davon der Bundesstaat. Lange regierten die Freisinnigen das Land allein; ein tiefer Graben teilte noch Jahre danach die beiden verfeindeten Lager. Erst 1891 kam es mit der Wahl des ersten Katholisch-Konservativen in den Bundesrat zu einer gewissen Entspannung.

Inhaltlich haben sich die beiden Parteien seither längst angenähert, auch wenn die Gräben in einzelnen Kantonen – etwa dem Wallis – noch immer nicht zugeschüttet sind. Mit der CVP und der BDP, die 2020 zur Mitte-Partei fusionierten, hat der Freisinn schon seit Jahren die meisten Berührungspunkte – auch wenn die FDP unter ihrem Präsidenten Fulvio Pelli, aber auch unter dessen Nachfolger Philipp Müller einen eigenen Kurs rechts der Mitte fuhr und der SVP damals im Auftritt gegen aussen näherstand als der CVP.

## Ruth-Metzler-Trauma

Strapaziert wurde das Verhältnis zwischen FDP und CVP, als der Freisinn 2003 Nationalrat Christoph Blocher (SVP) auf Kosten von CVP-Bundesrätin Ruth Metzler in die Landesregierung verhalf. Diese Wunden sind verheilt. Acht Jahre später brachte der Urner Ständeratspräsident Hansheiri Inderkum (CVP) vor den Wahlen 2011 die Idee einer Fusion auf. Er war der Meinung, das Land brauche eine starke Mitte, sonst zersplittere es in Teilinteressen. Der Vorschlag versandete.

In einigen Kantonen arbeiten FDP und Mitte aber heute einander in die Hand, um die eigenen Pfründen abzusichern. In Zug und Luzern ging man bei den eidgenössischen Wahlen Listenverbindungen ein. Bei den letzten Grossratswahlen im Kanton Bern schlossen sich die Freisinnigen einem Mitte-Bündnis an und liessen ihren früheren Koalitionspartner SVP allein im Regen stehen.

Nun findet unter dem Eindruck des Ukraine-Kriegs eine weitere Annäherung statt. Dass daraus mittelfristig eine Hochzeit entstehen könnte, wie sie Inderkum vor elf Jahren vorschwebte, ist für die Mitte-Nationalrätin Marianne Binder-Keller allerdings «unvorstellbar.» Auch für die FDP ist eine Fusion undenkbar, wie ein Parteisprecher zu verstehen gibt. Er weist auf Differenzen hin, die FDP und Mitte-Partei trennen – ausgerechnet beim Thema Neutralität.



# Heimliche Manipulation beim Sex

«Stealthing» betrifft Männer und Frauen – und so sollte es auch beachtet werden.



Um ihren Lover an sich zu binden, griff eine Frau zu einem toxischen Hilfsmittel: Sie durchlöcherte heimlich seine Kondome. Laut Bild.de hatten sich die beiden auf einem Datingportal kennengelernt, dann eine unverbindliche Sexbeziehung geführt, später verliebte sie sich in ihn. So weit, so normal. Weil sie aber wusste, dass er keine feste Beziehung wollte, manipulierte sie die Verhütungsmittel, schwanger wurde sie aber nicht. Als er irgendwann später den Kontakt abbrach, gestand sie die Aktion mit dem Kommentar: «Ich glaube, ich bin schwanger.» Das stiess auf so wenig Begeisterung, dass der Mann Anzeige erstattete und folglich die Ex wegen sexueller Nötigung jüngst zu sechs Monaten Haft auf Bewährung verurteilt wurde. Die Urteilsbegründung lautet «Stealthing». «Die Kondome wurden ohne Wissen und gegen den Willen des Mannes unbrauchbar gemacht», so die Richterin.

Nun gibt es Stimmen, die halten das Urteil für angemessen; er habe ja keinen Schaden davongetragen. Andere sagen, das Strafmass sei viel zu niedrig in Anbetracht der Folgen, die es für den Mann hätte haben können, wenn er ungewollt Vater geworden wäre. Der Begriff «Stealthing» steht laut Wikipedia dafür, wenn Männer während des Geschlechtsverkehrs heimlich und ohne Einwilligung des Sexualpartners das Kondom abstreifen. Dadurch können Krankheiten übertragen oder Frauen ungewollt schwanger werden. Unnötig zu betonen, dass eine solche Täuschung absolut verwerflich ist. Wird geschützter Sex vereinbart, einer den Schutz aber heimlich wirkungslos macht, ist das nicht nur ein Vertrauensbruch, es ist eine Art des sexuellen Missbrauchs, so sieht es auch das Recht.

Interessanterweise wird der Begriff Stealthing in der medialen Berichterstattung praktisch nur verwendet, wenn der Mann Täter ist,

er also das Kondom heimlich abstreift, und die Frau das Opfer – auch wenn Männer und Frauen betroffen sein können. In diversen Publikationen zum Thema werden die möglichen Folgen besprochen; ungewollte Schwangerschaft, Missbrauchsgefühl, Risiko übertragbarer Krankheiten. Über ungewollte Vaterschaft steht kaum etwas. Auch die sogenannte Pillenlüge (Frau nimmt entgegen der Abmachung Anti-Baby-Pille nicht) kommt in Stealthing-Artikeln nur ganz am Rande vor. In einem Beitrag der *Kriminalpolitischen Zeitschrift JuP* schreibt die Autorin: «Anders als der Kondomgebrauch geht es bei der Pille jedoch <nur> um die Verhinderung ungewollter Schwangerschaften. [...] Eine Instrumentalisierungs- und Demütigungsdimension besitzt die Nichteinnahme der Pille daher nicht, weshalb der Geschlechtsverkehr nicht sexuell anders zu bewerten ist.»

Wie die Pillen-Täuschung zwecks Durchsetzung einer Schwangerschaft, die gegen den Willen des Sexualpartners erfolgen soll, keine Instrumentalisierung sein soll, muss mir mal einer erklären. Als sich mein Bekannter vor zwei Jahren von seiner Freundin trennte, sagte sie ihm, sie sei von ihm schwanger. Sie hatten sich zwar auf Verhütung durch Pille geeinigt, sie setzte sie aber heimlich ohne sein Wissen ab. Die Manipulation fruchtete: Er kehrte zu ihr zurück. Ein Jahr später stellte sich heraus, dass er gar nicht der Vater des Kindes ist. Sie sind nicht mehr zusammen.

Natürlich reicht das heimliche Abziehen des Kondoms wegen des Krankheitsrisikos über eine ungewollte Schwangerschaft hinaus. Auch kann man argumentieren, die Pillenlüge ist zwar eine List, aber für ein humanes Ziel, weil man ein Kind möchte – während die Kondom-Täuschung nur einem boshaften Selbst-

zweck dient. Auf der anderen Seite: Elternschaft bedeutet die Umstellung des ganzen Daseins. Fehlt dazu die Zustimmung eines Partners, können Konsequenzen wie Unterhaltszahlungen schwerwiegend sein.

Und es gibt einige Gründe, warum Männer keine Kinder wollen: weil sie andere Prioritäten im Leben haben, die Verantwortung nicht übernehmen oder mit dieser bestimmten Frau keine Elternschaft eingehen möchten. Bei einer unerwünschten Schwangerschaft durch Stealthing kann aber die Frau entscheiden, ob sie das Kind behalten möchte. Ein Schwangerschaftsabbruch ist möglich ohne Einverständnis des Mannes (und auch wenn dessen Rechte dabei vernachlässigt werden, ist das richtig, denn eine Schwangerschaft betrifft vor allem das Leben der Frau). Umgekehrt können Männer durch Stealthing ungewollt Vater werden, auch das bestimmt die Frau. Sie hat das Recht, ein Kind nicht zu wollen, er nicht. Mein Eindruck ist, dass der Aspekt hier zu kurz kommt.

Egal, ob Pillenlüge, Kondomdurchstich oder Kondomabstreifen: In allen Fällen kann sich das Opfer ausgenutzt, erniedrigt und missbraucht fühlen und von der Angst ergriffen sein, ungewollt schwanger beziehungsweise Vater zu werden, beim letzten Vergehen kommt noch Furcht vor Krankheit hinzu. Sämtliche Täuschungen können Konsequenzen nach sich ziehen, darum wäre es unabhängig von ihrer Art sinnvoll, den Begriff Stealthing entsprechend für all diese Delikte gleichermassen zu verwenden und den Folgen für beide Geschlechter ausgewogen Beachtung zu schenken.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

# Lob des Freihandels

Pandemie und Krieg schaden der Globalisierung. Das sollte uns beunruhigen. Wir können uns eine Schwächung der Handelsbeziehungen nicht leisten.

Rolf Weder

**A**ls ich am Samstag im Dorf ein einfaches weisses Hemd kaufen wollte, teilte mir der Inhaber des Kleidergeschäftes mit, dass er es zwar bestellen könne, aber kein Lieferdatum und wohl auch noch lange keine Lieferung erhalte. «Eigentlich eine Katastrophe für ein so simples Produkt wie ein Standardhemd», meinte er. Aus den Medien vernehmen wir es täglich: Die internationalen Lieferketten sind unterbrochen, der internationale Handel harzt, Container sammeln sich in den Häfen an, Lieferverzögerungen gehören zum Alltag, Produktionsengpässe bestehen auf allen Ebenen. Entsprechend steigen die Preise, zum Teil vehement, so zum Beispiel im Bausektor. Viele Pläne müssen über den Haufen geworfen werden.

## Wer ist Schuld an der Misere?

Die Antwort auf die Frage nach den Gründen ist relativ einfach. Die seit dem Zweiten Weltkrieg erfolgte Liberalisierung des internationalen Handels und der Beitritt von zahlreichen Ländern (2001 von China) zur Welthandelsorganisation mit heute nicht weniger als 164 Mitgliedern haben den internationalen Austausch von Waren stark erhöht. Die Entwicklung neuer Technologien seit den 1990er Jahren, insbesondere im Informations- und Kommunikationsbereich, hat zusätzlich dazu beigetragen, dass der internationale Handel von Zwischenprodukten und Dienstleistungen zunahm. Mit diesen Technologien wurde es für die Unternehmen einfacher, einzelne Schritte in den Produktionsprozessen zu verlagern und aufeinander abzustimmen. Zahlreiche Länder erhielten so die Möglichkeit, am Welthandel teilzunehmen. Die Wertschöpfungsketten wurden internationalisiert.

Die über Jahrzehnte ziemlich stabile Weltwirtschaft – 2008 durch die Finanzkrise nur kurz gestört – förderte so ein noch nie dagewesenes globales Netzwerk komplexer, eng aufeinander abgestimmter internationaler Austauschbeziehungen. Dieses System wurde dann im Februar 2020 durch die Covid-19-Pandemie in einem sich international rasant aus-



*Wohlstandsmaschine:* Containerhafen im chinesischen Shenzhen.

breitenden Lockdown abrupt unterbrochen. Obwohl in Ländern wie der Schweiz der Alltag schon fast wieder normal ist, haben andere, beispielsweise China, die Massnahmen extrem verschärft, ungeachtet der negativen Folgen für die Weltwirtschaft. Dazu kommt der seit über drei Monaten in der Ukraine wütende Krieg,

## *Unterschätzt wird der negative Effekt von Pandemie und Politik auf das gegenseitige Vertrauen.*

welcher zusammen mit den umfassenden und tiefgreifenden Sanktionen des Westens gegenüber Russland den Welthandel massiv belastet.

Unterschätzt wird der negative Effekt von Pandemie und Politik auf das gegenseitige Vertrauen, das für eine funktionierende (Welt-)Wirtschaft entscheidend ist.

Einige sprechen schon vom «Ende der Globalisierung» oder lassen sich zum Urteil verleiten, dass die Globalisierung für die Misere, die wir heute erleben, verantwortlich sei. Andere warnen im Gegensatz vor einer Deglo-

balisierung und dem Hang zu nationalistischen Tendenzen. Wie ist die Entwicklung zu interpretieren? Was ist zu tun?

Die internationale Handelstheorie studiert seit mehr als 200 Jahren die Auswirkungen der Globalisierung auf die beteiligten Länder. Die von David Ricardo 1817 begründete Theorie der «komparativen Vorteile» betont, dass der Handel eine indirekte Produktionsmethode darstellt: Spezialisiert sich ein Land auf die Herstellung derjenigen Güter und Dienstleistungen, in denen es relativ produktiver ist, kann es vom internationalen Handel profitieren. Mit den Exporten erhält es vom Ausland nämlich mehr Importe, als wenn es diese Importe mit den eigenen Ressourcen selber herstellen würde. Durch die Spezialisierung können Länder so mit gegebenen Ressourcen ein höheres Konsumniveau und damit höhere Reallöhne erreichen – oder ein bestimmtes Wohlstandsniveau mit geringerem Ressourcenverbrauch realisieren.

Diese Überlegungen wurden in der Handelstheorie verfeinert, um neue Aspekte erweitert und empirisch überprüft. Es ist unbestritten,



dass der internationale Handel von Gütern und Dienstleistungen eine bedeutende Rolle für die Erhöhung des Wohlstandes in den meisten Ländern hat. Die Spezialisierung führt dazu, dass die relativ produktiven Branchen und Firmen auf Kosten der anderen expandieren, was die durchschnittliche Produktivität und damit die Reallöhne in einem Land steigen lässt.

Der internationale Handel erlaubt es zudem, Grössenvorteile zu nutzen. Das heisst, Firmen oder Branchen können wachsen und so die Durchschnittskosten senken. Konsumentinnen wie auch die Firmen erhalten so Zugang zu einer grösseren Vielfalt von Produkten, Zwischenprodukten und Dienstleistungen.

Diese Wohlstandsgewinne sind erheblich und können auf die Spezialisierung auf allen Ebenen – einzelne Aktivitäten, einzelne Zwischenprodukte, einzelne Firmen, einzelne Branchen – zurückgeführt werden. Man kann sich leicht vorstellen, dass der Wohlstand in einer autarken Schweiz nur einen Bruchteil des heutigen Niveaus ausmachen würde; die Zahl und die Qualität der hier verfügbaren Produkte und Dienstleistungen wären zudem viel geringer.

#### Rückschlag von 1914

Zu alledem kommen die sogenannten dynamischen Gewinne aus der Globalisierung: die Auswirkungen offener Grenzen auf die Innovation, das heisst die Entwicklung neuer Produkte und Dienstleistungen sowie die Verbesserung der Produktionsprozesse. Die aktuelle Forschung weist darauf hin, dass der Einfluss positiv sein dürfte und sehr gross sein könnte. Durch den Zugang zu grösseren Märkten investieren Firmen mehr in die Forschung und Entwicklung. Der internationale Wettbewerb erhöht den Druck auf die Firmen, sich mit innovativen Produkten und Dienstleistungen von der Konkurrenz zu unterscheiden. Und der Zugang zu Spezialisten im Ausland (über Migration oder Telemigration) erhöht die Qualität der Innovation.

Der Trend zur verstärkten wirtschaftlichen Integration ist nicht einfach gegeben.

So lehrt die Geschichte, dass die beiden Weltkriege zusammen mit nationalistischen Tendenzen der Globalisierung eine grosse Zäsur versetzten: Der relativ hohe Grad der weltwirtschaftlichen Integration um 1914 brach extrem ein und wurde erst etwa in den 1970er Jahren wieder erreicht. Da die Globalisierung innerhalb der Länder erhebliche strukturelle Veränderungen und Umverteilungen mit Gewinnern und Verlierern zur Folge haben kann, steht sie immer auch in der Kritik und kann, wie die Präsidentschaft von Donald Trump zeigte, zu Handelsbeschränkungen oder gar Handelskriegen führen.

Und natürlich wissen wir schon seit Jahrzehnten, dass die relativen Preise durch gezielte Massnahmen der Staatengemeinschaften ins Gleichgewicht gebracht werden sollten: Zum Beispiel ist der internationale Transport zu billig und der Zugang zu vielen gemeinschaftlichen Ressourcen wie Fischen in den Weltmeeren zu offen.

Dass die Globalisierung ein wichtiger Faktor für den Wohlstand ist, beweisen indirekt auch die Sanktionen des Westens gegenüber Russland im aktuellen Krieg in der Ukraine. Warum griff der Westen zu diesem Instrument?

#### *Die Reduktion des internationalen wirtschaftlichen Austausches führt zu Verlusten auf allen Seiten.*

Weil er davon ausging, dass eine substanzielle Reduktion der wirtschaftlichen Integration Russlands den Wohlstand in diesem Land stark vermindern würde. Allerdings treffen diese Sanktionen eben auch die anderen Länder selber: Wie die Theorie zeigt, führt die Reduktion des internationalen wirtschaftlichen Austausches zu Verlusten auf allen Seiten.

Die Erfahrungen mit der Pandemie, deren Bewältigung in zahlreichen Ländern, dem Krieg in der Ukraine und den Sanktionen zeigen, dass wir uns dies alles in der heutigen stark integrierten, komplexen Weltwirtschaft eigentlich gar nicht leisten können. Entweder schaffen wir es, das Welthandelsystem zu stabilisieren und von «nationalen Alleingängen» etwas zu entkoppeln. Oder die wirtschaftlichen Akteure (insbesondere die internationalen Unternehmen) werden weiter nach Wegen suchen müssen, um die Komplexität ihrer Wertschöpfungsketten und die Abhängigkeit ihrer Leistungen von unsicheren Ländern zu reduzieren – mit der Folge von höheren Preisen und tieferen Reallöhnen. Die Weltgemeinschaft hat die Wahl.

Rolf Weder ist Professor für Aussenwirtschaft und europäische Integration an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Basel.



#### INSIDE WASHINGTON

### Auf der Jagd nach Schlagzeilen

Nach dem Massaker an einer Grundschule in Uvalde, Texas, haben die Demokraten dem US-Senat eine einwöchige Frist gesetzt, um einen Kompromiss für legislative Massnahmen zu finden. Während das Land von zwei Massentötungen durch jugendliche Schützen innerhalb von nur zehn Tagen erschüttert wird, schreit die Öffentlichkeit danach, dass der Kongress «etwas unternehmen» soll.

Den Mainstream-Medien geht es wie üblich weniger um die Sache als um Schlagzeilen. Sie giessen Öl ins Feuer. James Alan Fox, ein Kriminologe an der Northeastern University, der sich seit Jahrzehnten mit Massengewalt durch Schusswaffen beschäftigt, erklärt gegenüber dem *City Journal*: «Es gibt keine Epidemie von Massenschliessereien. Was zunimmt und ausser Kontrolle gerät, ist die Epidemie der Angst.» Der Politikwissenschaftler Wilfred Reilly von der Kentucky State University weist darauf hin, dass das Stereotyp des typischen Täters von Medien mit «geistig gestörter weisser, konservativer junger Mann» umschrieben wird. Bei genauer Betrachtung entspreche das Profil der Massenmörder jedoch nicht dieser Beschreibung.

Kevin Williamson, leitender Korrespondent der *National Review*, räumt mit dem hartnäckigen Mythos auf, dass es in US-Haushalten von Waffen nur so wimmle. Tatsächlich sind Waffen zu Hause heute weniger verbreitet als zu Zeiten der Hippie-Bewegung. Im Jahr 2014 hatten fast zwei Drittel der Amerikaner keine Schusswaffe im eigenen Haus, während 1973 knapp die Hälfte eine in ihren Privatgemächern aufbewahrten.

Während die Bürger nach Lösungen für das verstörende Problem der Massenschützen suchen, könnten die Medien einen positiven Beitrag leisten, indem sie diesen böswilligen und mörderischen Unzufriedenen weniger Aufmerksamkeit schenken, nach der sich diese sehnen.

Amy Holmes



## Bullen statt Bonzen

Nr. 20 – «Schwung des Lebens»  
Golf-Spezial der *Weltwoche*

Ich bin begeisterter neuer *Weltwoche*-Leser – und aus dem Alter raus, wo mich das Thema Golfplätze zu dem Slogan «Bullenweide statt Bonzenwiese» hinreissen konnte. Allerdings, Ihre ungeteilte Begeisterung für diese snobistische Sportart findet mein Missfallen. Der Flächenverbrauch ist immens und absurd, und so habe ich mich mittlerweile auf die Ankündigung verlegt, dereinst das Startsignal für den ultimativen Bauernaufstand zu geben, indem ich mit meinem Fendt Vario meine Initialen in einen Golfplatz pflüge. Noch ist das ein Traum. Aber die Rindfleischpreise steigen – warten Sie ab. *Reinhard Jung, Lennewitz (D)*

## Die Unbehaglichen

Nr. 21 – «Metamorphosen eines Werte-Politikers»  
Hubert Mooser über Gerhard Pfister

Der Präsident der Mitte-Partei schwingt die Moralkеule und fragt, ab wann «Neutralität» unanständig werde. Damit stellt er sich in die Reihe der Relativierer und Dekonstruierer der Neutralität. Hinter ihm befürwortet der FDP-Präsident (indirekte) Kriegsmateriallieferungen aus der Schweiz an Demokratien, auch wenn sie Kriegspartei sind, während dessen Vize gar die Aufhebung der Eigentumsгарantie für Investoren fordert (bisher nur für russische). Die Chefin der Grünliberalen gibt wenigstens ehrlich zu, dass sie die Neutralität als Hinderungsgrund für den EU-Beitritt hält und diese deshalb «nicht mehr zeitgemäss» sei. Die Grossmedien und die von ihnen gehätschelte Linke stehen schon längst in der Kolonne der «Unbehaglichen im

Kleinstaat» mit ihrem Drang aus der Eigenverantwortung in den Kollektivismus. Das erinnert an die Krisenzeit, als die Schweiz von den autoritären Achsenmächten umzingelt war. Da gab es die Gruppe der Führungspersonen und Intellektuellen, welche in ihrer «Eingabe der Zweihundert» vom 15. November 1940 die Neutralität uminterpretierte und ihrer Sympathie für das nationalsozialistische System freien Lauf liess. Es war die Reaktion auf den Rütli-Report, an dem General Guisan die Armeeführung um sich scharte, um Defätismus und Anpassertum eine klare Absage zu erteilen. Sind etwa im Nachhinein die «Zweihundert» die «Anständigen» und unsere Grosseltern und Urgrosseltern die «Unanständigen» gewesen? Sie, die für die Neutralität an der Grenze und an der Heimatfront bis zur Grenze des Zumutbaren einstanden?

*Oskar B. Camenzind, Brunnen*

## Mehr Effort, bitte

Nr. 20 – «Das indiskrete Interview»  
Gespräch mit Elke Heidenreich

Es ist zwar schön, dass Frau Heidenreich offen an Gott glaubt – wenn Er sich denn bei ihr melden würde. Aber muss da Gott nicht schmunzeln? Es braucht schon ein wenig mehr Effort von uns Menschen, damit sich Gott finden lässt. Der Prophet Jeremia hat Gottes Sicht so ausgedrückt: «Wenn ihr mich sucht, werdet ihr mich finden. Ja, wenn ihr von ganzem Herzen nach mir fragt, will ich mich von euch finden lassen.» Frau Heidenreich, Sie können gerne Gott auf die Probe stellen. Lesen Sie während dreier Monate täglich ein Kapitel in der Bibel und beten Sie anschliessend. Dies dürfte Sie zirka 20 Minuten Ihrer Zeit kosten. Wenn Sie nicht spätestens nach drei Monaten Gott kon-

kret erfahren durften, wäre ich sehr erstaunt. *Claudia Förderer, Zürich*

Eigentlich wollte ich es bleiben lassen, meiner Enttäuschung über Elke Heidenreichs Bemerkung bezüglich Roger Köppel Ausdruck zu geben. Aber es wurmt mich dermassen, dass ich dazu Stellung nehmen möchte. «Konservativ» und «nicht sympathisch» (es müsste zwar korrekterweise heissen «mir nicht sympathisch») kann ich ja noch gelten lassen, aber «eng»? Nein, das zeugt von Heidenreichs oberflächlichem Urteil! Köppel ist das Gegenteil von eng, sondern immer auch offen gegenüber anderen Meinungen, was man landauf, landab vergebens sucht beim Grossteil des übrigen Journalistentrosses. *Barbara Peter, Wil*

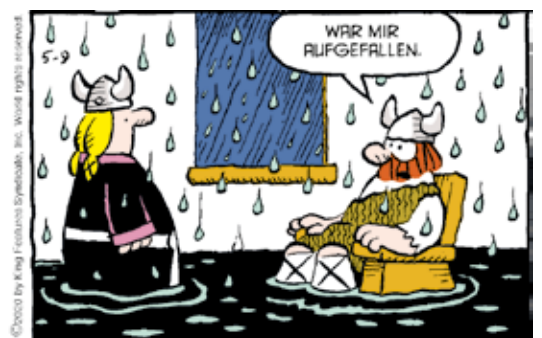
## Finnlands AKW

Nr. 18 – «AKW: Finnland steigt aus»  
Kolumne von Peter Bodenmann

Der Autor schreibt etwa zwei Zeilen über ein in der Planungsphase gewesenes AKW-Gemeinschaftsprojekt zwischen Finnland und Russland. Und das reicht ihm für eine sensationelle Überschrift. Fakt ist: Die Finnen beziehen mehr als 30 Prozent ihres Energiebedarfs von den Atomkraftwerken Loviisa (2-mal 400 MW), Olkiluoto (2-mal 400 MW) und Olkiluoto 3 (1600 MW). Olkiluoto 3 befindet sich noch im Betriebsaufnahmeprozess und liefert jetzt etwa 50 Prozent seiner vollen Kapazität, die es noch bis zum Jahresende erreichen wird.

*Marja-Leena Neuvo, Helsinki (FIN)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





Ray Liotta (1954 – 2022)  
Lester Piggott (1935 – 2022)



Moment der Unberechenbarkeit: Schauspieler Liotta.

Als der jähe Tod Ray Liottas vermeldet und dessen Gesicht gezeigt wurde, grau, aber mit den bekannten Grübchen und dem Grinsen, als ob ihm die Mundwinkel mit einem scharfen Messer aufgeschlitzt worden wären, wem fiel da nicht Henry Hill ein aus Scorseses Mafia-Meisterwerk «Goodfellas». Und insbesondere diese Filmszene aus der Stammkneipe der Mafiosi, in der Joe Pesci als Tommy DeVito, ein Psychopath und Killer, unter Gelächter der Runde lustige Geschichten zum Besten gibt. Henry Hill, noch frisch dabei, lacht mit den anderen und japst: «Das ist komisch.» Plötzlich bricht Tommy DeVito ab und fragt Henry: «Was ist komisch?» Die Runde erstarrt – und am allermeisten Henry. «Was ist so komisch», setzt Tommy nach, «denkst du, ich bin komisch?» – «Na, ja, wie du's erzählt hast», stottert Henry nervös. «Du denkst also, ich bin ein Clown?» Henry weiss, dass jetzt ein falsches Wort, ein einziges genügt, um Tommys Kugel im Kopf zu haben.

Es ist dieser Moment der Unberechenbarkeit, der sich dehnt und dehnt, und Henry tatsächlich nicht weiss, ob Tommy ihn auf den Arm nehmen oder erschiessen will. Schliesslich riskiert er, loszulachen, und die Situation löst sich auf, aber nie ist im Kino schrecklicher am Rand des Höllenabgrunds gelacht worden als in dieser Szene, in der Henry Hill noch einmal davon kommt in diesem *practical joke* des irren Killers, der bereits den kellnernden Jungen Spider wegen eines Missgeschicks

über den Haufen geschossen hat. Später wird Henry mit seiner Freundin Karen, einer *jewish princess*, im Kokshandel versacken, denn er verstösst gegen das Gebot der Branche «Probier niemals dein eigenes Produkt». Schliesslich befreit er sich aus den Fängen der Justiz, weil er sich als Kronzeuge gegen die Wiseguys zur Verfügung stellt und alle verpfeift und im Zeugnenschutzprogramm verschwindet.

Nie wieder gelang Liotta ein derartiger Erfolg, obwohl er noch in Dutzenden von Filmen und TV-Serien auftrat. Der in Brooklyn als Adoptivkind aufgewachsene Ray Liotta verlobte sich erst im Dezember 2020; seine Tochter Karsen aus erster Ehe hatte ihn mit Jacy Nittolo zusammengebracht, einer populären Podcasterin, Influencerin und Geschäftsfrau mit vier Kindern – die beiden schienen sehr verliebt zu sein und bestens zu harmonieren. Sie hielten sich in der Dominikanischen Republik auf, wo Liotta für den Film «Dangerous Waters» vor der Kamera stand. «Er verstarb friedlich, im Schlaf im Hotelbett», gab Nittolo zu Protokoll. Die Forensiker konnten weder Fremdeinwirkung noch einen Zusammenhang mit Drogen feststellen, eine Vermutung, die seit dem Tod des kokainsüchtigen Kultsängers Falco in der Dominikanischen Republik von vielen automatisch ins Spiel gebracht wurde – nicht zuletzt auch darum, weil sowohl Liottas Rolle in «Goodfellas» wie auch seine letzten Filmprojekte (u.a. «Cocaine Bear») mit dem Zeug zu tun hatten. *Matthias Matussek*

Für einen Jockey war Lester Piggott aus Wantage in der englischen Grafschaft Oxfordshire eine überragende Figur: Er war 1,73 cm lang. In einem Sport, in dem jeder Zentimeter und jedes Gramm zu viel ist, wurde er liebevoll «The Long Fellow» genannt.

Das Reiter-Gen war Piggott in die Wiege gelegt: Sein Grossvater Ernie Piggott gewann unter anderem dreimal das legendäre Hindernisrennen Grand National (1912, 1918, 1919). Sein Vater Keith wurde in der Saison 1962/1963 britischer Hindernisrennsportmeister. Und auch seine Mutter Iris stammte aus einer Jockey-Familie. So war es kein Zufall, dass Lester bereits mit zwölf erstmals in den Rennsattel stieg und schon in seiner Premiere-Saison am 18. August 1948 im englischen Haydock auf dem Pferd «The Chase» den ersten Sieg feierte. Piggott eilte im Verlauf seiner grandiosen Karriere von Sieg zu Sieg – allein in England sagenhafte 4493 Mal. 1975 schlug ihn die Queen zum Ritter.

So schnell Piggott auch ritt, einem Steuerkandal konnte er nicht enteilen. Weil er drei Millionen Pfund unterschlagen hatte, wurde er zu drei Jahren Haft verurteilt. Der Buckingham-Palast machte seine Adellung rückgängig. Doch Piggott gab nicht auf. Wegen guter Führung konnte er das Gefängnis nach einem Jahr verlassen. Er stieg wieder in den Sattel und gewann 1990 – nur zehn Tage nach seiner Entlassung – in den USA den Breeders' Cup. 1995 verabschiedete er sich definitiv vom Rennsport.

Am vergangenen Wochenende trat er in einem Spital in Genf seine letzte Reise an. Frankie Dettori, der einzige Jockey, der ähnliche Erfolge wie Piggott feierte, sagte: «Lester war eine aussergewöhnliche Persönlichkeit und einer meiner Helden. Wir werden ihn nie vergessen.»

*Thomas Renggli*



Überragend: Jockey Piggott.

# Sofort russisches Erdöl kaufen

Wer das Verbrennen fossiler Energie verhindern will, muss jetzt Öltanks bauen.



**E**in Stück weit kommt der Ukraine-Krieg den Klimaaktivisten gerade recht: Putins Öl zurückzuweisen, hilft ihrer Ansicht nach gegen die Erderwärmung, Verzicht gilt als Wohltat für das Klima. Aus dieser Perspektive erscheint klar: Den Erdölverbrauch zurückzuführen, weniger Gas zu verbrennen, Kohle konsequent aus dem Sortiment zu verbannen, gibt Klimapolitikern, Aktivisten und Regierungen das Gefühl, es diene der Klimarettung, wenn sie diese fossilen Energieträger rationieren und so die eigene Wirtschaft, die Unternehmen und Haushalte auf Sparflamme setzen.

In der Schweiz, in Deutschland und Österreich ist das grüne Lager ja der Ansicht, man trage zur Reduktion der weltweiten CO<sub>2</sub>-Emissionen bei, wenn man jetzt die Sanktionen und Stimmung gegen Russland nutzt, um dem eigenen Land die Energie abzustellen.

Nach dem Motto: Irgendjemand muss ja beginnen mit Einsparungen, wir gehen als Vorbild voran. Das sollte auf den ersten Blick ja eigentlich einleuchten: Was in der Schweiz an Erdöl weniger verbrannt wird, wird dann eben nicht verbrannt.

Die Wirklichkeit ist anders: Das Erdöl, das in der Schweiz gespart wird, wird einfach anderswo verbraucht – die Amerikaner oder Inder machen das gerne, weil der europäische Nachfrageverzicht das Öl auf dem Weltmarkt sogar etwas billiger macht.

Der deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn hat immer wieder eindrücklich dargelegt, wie dieser Mechanismus abläuft: Wenn etwa das kleine Deutschland mit 1 Prozent des Weltenergieverbrauchs den Ölverbrauch fast stoppt, konsu-

mieren das einfach andere – und Deutschland bezahlt dies mit dem Abwürgen seiner Wirtschaft: ein extremer Preis für null Auswirkung. Noch krasser sind die Proportionen, wenn die Schweiz mit 1 Promille des Weltverbrauchs sich für nichts stranguliert.

Können denn einzelne Länder gar nichts tun, wenn sie das Ziel haben, das Erdölverbrennen zu verringern, die Nachfrage zu drosseln und damit die Reserven zu schonen?

Sie könnten. Wie Sinn darlegt, können die Länder das Öl vor den andern Verbrauchern in Sicherheit bringen, indem sie es kaufen, aber nicht verbrennen. Sie müssten heute also in grossem Stil Erdöl kaufen und es in grosse Silos schütten, die sie dann versiegeln und nie, nie mehr öffnen. Nur dann ist garantiert, dass das darin enthaltende CO<sub>2</sub> nicht in die Luft gelangt. Die Ölscheichs hingegen wollen ihren Stoff möglichst vermarkten, bevor die Null-Carbon-Wirtschaft kommt.

Die Klimaaktivisten müssten konsequenterweise also jetzt auch Putin das Öl weiterhin in grossem Stil abkaufen – und es dann aus dem Verkehr ziehen und so CO<sub>2</sub>-neutral machen. Sie könnten dieses Öl zum Beweis ihrer Klimaschutzfähigkeit sogar in durchsichtigen Tanks aufbewahren mit Spazierwegen drum herum, damit die Leute sehen können, was die Organisationen oder die Regierung investieren, um die CO<sub>2</sub>-Bilanz der Welt zu verbessern.

Klar, man muss dann wohl diese Spazierwege und Silos überwachen wegen all jener Leute, die ausser sich geraten, wenn sie sehen, wie viel Wohlstand eine konsequent durchgezogene Null-CO<sub>2</sub>-Politik kostet.

## Wertvolles Handwerk

Warum hält sich eigentlich der Kurs der Apple-Aktie so gut? Die Titel grosser Technologiekonzerne haben zum Teil radikal an Wert verloren. Meta (Facebook) ist 43 Prozent weniger wert als Anfang Jahr, Amazon 32 Prozent, Alphabet (Google) 22 Prozent. Apple erscheint mit einem Minus von 18 Prozent solider.

Ein Grund kann sein, dass Apple immer noch stark auf Geräte, Hardware, Gegenstände ausgerichtet ist. Google verkauft geistige, rechnerische Leistungen, quasi Kopfarbeit. Apple auch, aber diese ist eingebaut in Smartphones, Tablets aus Metall, Glas und Kunststoff, die man in die Hand nimmt. Neben der Kopfarbeit kommt die Handarbeit zu Ehren: Geräte, die man in die Hand nimmt, deren Kanten und Rundungen man spürt, man geht sogar in den Laden, um sie zu berühren. Da kommt die Assoziation: Handwerk hat goldenen Boden.

## Kosten über Kosten

Der Nationalrat hat die Debatte über Kostenbekämpfung im Gesundheitswesen begonnen. Am Dienstag ging es um die Kostenbremse-Initiative der Linken. Im Parlament sieht man das Wirken des Gesundheitssektors vor allem unter dem Kostengesichtspunkt, überall sind Kosten. Die Botschaft zur Initiative ist eine perfekte Einstimmung, da kommt das Wort «Kosten» 440 Mal vor, der Begriff «Gesundheit» nur gut 90 Mal. Geradezu vernachlässigt wird der Begriff «Nutzen». Und das Wort «Eigenverantwortung» sucht man vergebens, dies im Zusammenhang mit dem, was als wertvollstes Gut des Menschen bezeichnet wird.

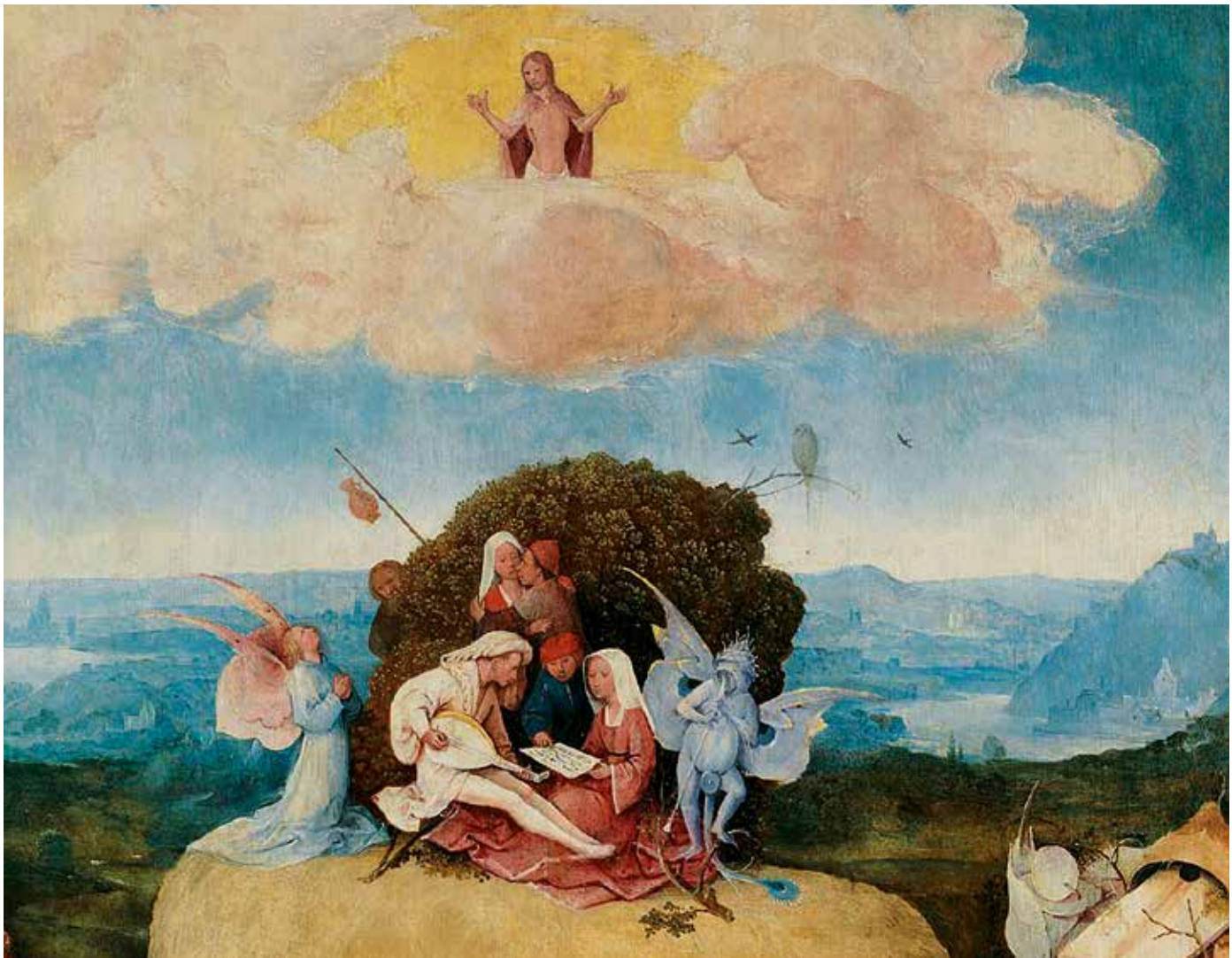


---

# LEADER

## Gott und das Leid

---



*Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit*: Ausschnitt aus Hieronymus Boschs Triptychon «Der Heuwagen» (1450–1516).

«Kaum in die nunmehr  
sündige Welt entlassen,  
erschlug der Mensch  
seinen Bruder aus Neid.»  
*Seite 52*

«Jesus beseitigte nicht  
das Elend, sondern  
rief zu Solidarität mit  
den Elenden auf.»  
*Seite 52*

«Gegenüber Gott  
die Ungerechtigkeit der  
Welt zu beklagen, ist ein  
gedanklicher Fehler.»  
*Seite 54*

---

# Wie gerecht ist Gott?

Die Frage, warum der Schöpfer Leid, Unheil und Tod zulässt, treibt die Menschheit seit je um.  
Die gute Botschaft: In unserer Welt lebt sich's besser als je.

Alexander Grau

Der Gedanke, dass die Welt alles andere als optimal eingerichtet ist, gehört zu den ältesten Einsichten der Menschheit. Krieg, Leid, Krankheit und Not haben einen so starken Eindruck hinterlassen, dass schon die ältesten Schriftzeugnisse von dem Versuch künden, eine Erklärung für all das Elend und Leid zu finden, das den Menschen beinahe täglich umgibt und so unendlich sinnlos erscheint.

Im 18. Jahrhundert fasste der deutsche Philosoph und Mathematiker Gottfried Wilhelm Leibniz das Problem unter dem Begriff «Theodizee» zusammen, also der Frage nach der Gerechtigkeit Gottes. Der Gelehrte kam zu dem Schluss, dass wir in der besten aller möglichen Welten leben. Seine Hauptargumente: Gott könne unmöglich eine nicht perfekte Welt schaffen, das Gute sei nur um den Preis des Übels zu haben, und vor allem sei die Welt dynamisch, das Übel würde also langfristig vom Guten überwunden.

## Schöpfer und Schöpfung

Leibniz schloss sich damit mehr oder minder der Argumentationsstrategie vieler christlicher Theologen an. Sie lief darauf hinaus, die Gerechtigkeit der Welt aus dem angenommenen Wesen Gottes abzuleiten: Da Gott allmächtig ist und zudem allgütig, muss unsere Welt notwendigerweise gerecht sein. Angesichts von Krieg, Katastrophen und Gewalt überzeugte diese Argumentation aber nicht alle.

Für polytheistische Religionen stellte sich die Frage nach der Gerechtigkeit der Welt zwar auch, allerdings nicht in der Schärfe wie für das Christentum. Die meisten polytheistischen Mythologien gehen stillschweigend davon aus, dass die Welt aus dem Chaos geschaffen wurde und von vorn herein ambivalent ist. So wie es

Tag und Nacht gibt, gibt es eben auch das Gute und das Böse, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Die Götter sind zwar unsterblich, doch sie sind ebenfalls Geschaffene. Ihre Aufgabe ist es, die Ordnung der Welt aufrechtzuerhalten und das Böse und die Ungerechtigkeit zu bestrafen – auch wenn die Götter mitunter selbst nicht immer gerecht sind, sondern jähzornig und gewalttätig.

Anders der Gott der monotheistischen Religionen: Er ist zugleich Schöpfer und damit verantwortlich für die Schöpfung. Traditionell wurde er mit den Attributen der Allmacht und

## *Kann Gott nicht jederzeit in das grausame Weltgeschehen eingreifen und es beenden?*

Gerechtigkeit versehen. Doch wie ist es möglich, dass ein allmächtiger und gerechter Gott das Leid von Kindern, Hungersnöte, Kriege und Seuchen zulässt? Verschärft wurde das Problem noch dadurch, dass Gott unter dem Eindruck der griechischen Philosophie zusätzlich als Logos begriffen wurde, als Weltvernunft. Wie aber konnte die Weltvernunft eine anscheinend so unvernünftige Schöpfung schaffen? Aus Nachlässigkeit?

## Der Sündenfall

Die monotheistischen Schöpfungsmythen reagierten auf diese missliche theologische Situation mit einem Trick: der Geschichte vom Sündenfall. Demnach war die Schöpfung tatsächlich perfekt und ein Paradies, doch dann kam der Mensch und zerstörte in seinem Streben, wie Gott zu sein, die heile Welt. Er ass von dem Baum der Erkenntnis, erkannte seine Nacktheit, wurde aus dem Paradies ver-

bannt und musste sich von nun an durch seiner Hände Arbeit ernähren.

Kaum in die nunmehr sündige Welt entlassen, erschlug der Mensch seinen Bruder aus Neid. Seitdem ist die Menschheitsgeschichte im Grunde ein Blutbad. Auch Aufklärung und wissenschaftliches Denken konnten daran wenig ändern. Nur die Begründungen für das Morden sind etwas subtiler geworden.

Angesichts des Leides und der Ungerechtigkeit auf dieser Welt waren jedoch nicht nur Theologen unzufrieden mit dem Sündenfall als Erklärung für die schreiende Ungerechtigkeit. Kann Gott nicht jederzeit in das grausame Weltgeschehen eingreifen und es beenden? Warum tut er es dann nicht? Kann er nicht? Will er nicht? Warum schweigt Gott?

## Das Jüngste Gericht

Zumindest aus christlicher Sicht schwieg Gott irgendwann nicht mehr, sondern schickte seinen eigenen Sohn auf die Erde, um die Menschen zu erlösen. Allerdings nahm Gottes Sohn nicht wirklich das Leid von dieser Welt, wie es viele vom Messias erhofft hatten, sondern rief zur inneren Einkehr auf, zu Nächstenliebe und zum Mitleid. Jesus von Nazareth beseitigte somit nicht das Elend, sondern rief, modern gesprochen, zu Solidarität mit den Elenden auf. Vor allem aber prophezeite er ein Jüngstes Gericht, bei dem Gott über die Lebenden und die Toten richten und genau jene Gerechtigkeit herstellen werde, nach der die Menschen verlangten.

Doch das Jüngste Gericht kam nicht. Die endzeitliche Botschaft des Christentums – das Ende ist nah, der Gerechtigkeit wird Genüge getan werden – erfüllte sich nicht. Die Parusie des Gottessohnes, also die Wiederkehr Christi, trat nicht ein. Das hatte gravierende Folgen





*Hier der winzige Mensch, dort der Schöpfer:* Boschs «Heuwagen» (Mitteltafel; auf den folgenden Seiten linker und rechter Flügel).





für die frühen Christen. Sie mussten sich mit der Sündhaftigkeit und dem Leid der Welt arrangieren, das nun nicht mehr durch eine unmittelbar bevorstehende Apokalypse hinweggewaschen würde.

Angesichts des Ausbleibens der Wiederkunft Christi stellte sich zudem die Frage nach der Ungerechtigkeit der Welt neu. Hatte Gott nicht sogar seinen eigenen Sohn geopfert, um die Sünden der Menschen auf sich zu nehmen? War das alles? Warum unternahm Gott nun nichts?

### Das Buch Hiob

Schon jüdische Gelehrte haben mit der Ungerechtigkeit der Welt gehadert. Das beeindruckendste Beispiel dieses intellektuellen Ringens ist sicher das Buch Hiob im Tanach. Es erzählt die Geschichte von Hiob, der mit seiner Frau, zehn Kindern, zahlreichen Knechten und vielen tausend Stück Vieh im Lande Uz lebt. Hiob ist reich, fromm und gottesfürchtig. Sogar Gott weiss: «Seinesgleichen gibt es nicht

### *Hiob nimmt diese schweren Schicksalsschläge an, ohne Gott zu verfluchen.*

auf der Erde, so untadelig und rechtschaffen, er fürchtet Gott und meidet das Böse» (Hiob 1, 8). Satan bezweifelt das und argumentiert, Hiobs Frömmigkeit sei nicht überraschend, denn er lebe ja in Glück und Wohlstand. Würde er jedoch alles verlieren, wäre es mit seiner Gottesfurcht vorbei. So stimmt Gott zu, den frommen Mann auf die Probe zu stellen und ihm seinen ganzen Besitz und seine zehn Kinder zu nehmen. Doch Hiob nimmt diese schweren Schicksalsschläge an, ohne Gott zu verfluchen. Hierauf verlangt Satan, dass Gott Hiob

mit einer schweren Krankheit schlägt. Doch auch diese kann Hiobs Frömmigkeit nicht erschüttern.

Das Schicksal Hiobs erregt auch das Mitgefühl seiner Freunde, die ihn zu überreden versuchen, seine begangenen Sünden zu bekennen. Denn, so ihre Überzeugung, wenn dem frommen Hiob dermassen grosses Leid widerfährt, muss er Schuld auf sich geladen haben. Schliesslich ergreift jedoch ein Mann namens Elihu das Wort. Elihu verweist auf die Grösse Gottes, seine absolute Macht und Gerechtigkeit. Gott sei nicht mit menschlichen Massstäben zu messen und nicht hinterfragbar. Warum, so fragt Elihu Hiob, sollte Gott auf Menschenworte eine Antwort geben?

Dann zieht ein Gewitter heran, und Gott selbst wendet sich an Hiob. Auch Gott verweist auf seine Macht und Herrlichkeit. Er ist der Schöpfer der Welt, der Herrscher über Himmel und Erde, Tiere und Menschen und muss sich niemandem erklären – am allerwenigsten einem Menschen. Hiob sieht das zerknirscht ein und wird für seine Treue von Gott belohnt.

### Gott ist Gott

Die Botschaft der Hiobs-Geschichte ist unmissverständlich: Gott ist Gott. Und weil das so ist, unterliegt er keinen menschlichen Massstäben. Moral aber ist ein menschlicher Massstab. Gegenüber Gott die Ungerechtigkeit der Welt zu beklagen, ist also unangemessen und ein gedanklicher Fehler.

Allerdings basiert dieses Argument auf einer extrem hierarchischen Vorstellung: hier der winzige Mensch, dort der Schöpfer in seiner ganzen Herrlichkeit und Allmacht. Es ist das Argument einer feudalen Klassengesellschaft, in der die Menschen gewohnt waren, nach oben zu schauen, und wo für die gesalbten Herrscher



ganz andere Massstäbe galten als für die gewöhnlichen Bauern.

Im Zuge der Modernisierung der westeuropäischen Gesellschaften der Neuzeit und des damit einhergehenden Mentalitätswandels wurde die auf einem feudalen Gesellschaftsmodell basierende Erklärung für die Ungerechtigkeit der Welt zunehmend in Frage gestellt. Als dann im Jahr 1755 ein Erdbeben die portugiesische Hauptstadt Lissabon fast voll-

### *Nie lebten so viele Menschen in zumindest bescheidenem Wohlstand.*

ständig zerstörte, löste das bei den Intellektuellen der Aufklärung nachhaltige Debatten aus. Wie konnte ein allmächtiger Gott so viel Leid und Zerstörung zulassen?

Im Grunde gab es dafür nur vier Möglichkeiten: Entweder war Gott gar nicht allmächtig, was aber dem Begriff von «Gott» widersprechen würde. Oder Gott war nicht gütig, sondern ein ungerechter Willkürgott. Aber auch diese Lösung schien unbefriedigend. Möglich schien allerdings auch, dass Gott – drittens – sich von der Welt abgewandt hat, dass er ein verborgener Gott ist, der sich gerade deshalb menschlichem Kalkül entzieht. Und viertens war schliesslich nicht auszuschliessen, dass es gar keinen Gott gibt, sondern die Mechanik der physischen Welt seelenlos und unerbittlich abläuft und dabei eben auch Erdbeben erzeugt.

Der rationalistische Optimismus, der Leibniz noch im Jahr 1710 umtrieb und voll Zuversicht in die Zukunft schauen liess, ging im Laufe des 18. Jahrhunderts verloren. Die Geschichte der Aufklärung wandelte sich zunehmend in eine

grosse Desillusionierung, so dass der Philosoph Theodor W. Adorno im Jahr 1944 formulierte: «Die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils.»

### **Paradies auf Erden**

Betrachtet man die Welt jedoch nüchtern und unbeeindruckt von aktuellen Kriegen und Schlagzeilen, gibt es gute Gründe, davon auszugehen, dass die Welt nie besser war als heute. Nie lebten so viele Menschen in zumindest bescheidenem Wohlstand. Nie zuvor waren Diskriminierungen aller Art, insbesondere von sozial Schwachen und Frauen, dermassen geächtet. Nie zuvor lebten so viele Menschen in Staaten, die zumindest formal als Demokratie gelten. Viele Menschenrechte stehen zwar nur auf dem Papier – aber auch das ist ein wichtiger Schritt zu deren endgültiger Realisierung.

Und auch gegen die Naturkatastrophen kann sich der Mensch so gut schützen wie keine Generation zuvor. Natürlich gibt es immer noch Opfer von Überschwemmungen, Tornados und Erdbeben, aber wir haben die technischen Mittel, diese zu minimieren, und setzen sie auch ein. Nicht ohne Grund ist die Lebenserwartung des Menschen nicht nur in Europa und Nordamerika heutzutage geradezu biblisch.

Genau dieser Fortschritt macht aber auch vielen Menschen Angst. Also folgen sie irgendwelchen Ideologien oder fundamentalistischen Religionen, die dann tatsächlich massloses Leid über die Welt bringen – wie wir soeben erleben. Kaum etwas hat in der Geschichte so viel Schmerz und Elend produziert wie der Versuch, das Paradies auf Erden zu schaffen. Das einzusehen, wäre tatsächlich ein grosser Schritt für die Menschheit. Schon das Buch Hiob erzählt davon.





# DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.  
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!



# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Mehr als die Hälfte der Schweizer Bevölkerung spielt Computergames. Aber Gamen ist noch nicht wirklich akzeptiert.  
*Marc Bodmer, Seite 64*

**Dora Maar, Das Warten der Jahre in dir, 1936**  
– In manchen Leben lebt kein Glück, da ist nur die Hoffnung auf das Fernbleiben der Dämonen, auf Pausen von den Zweifeln und dem Wehklagen der Seele. Es gibt kein Bild, auf dem Dora Maar (1907–1997) ein wenig lächelt, keines, auf dem Fröhlichkeit zu sehen wäre. Maar kann malen, fotografieren, Männer in ihren Bann ziehen, sie ist eine mysteriöse und schillernde Königin des Schmerzes auf der Suche nach ein wenig Glück in der Dunkelheit. Sie kann alles ausser Selbstvertrauen.

Sie hofft auf Picasso, diesen Menschen, der Bildwelten erschafft und Menschen zerstört. Sieben Jahre ist sie seine Geliebte, sie gibt sich selbst auf, vielleicht im Irrglauben, sich dann nicht mehr selbst im Wege zu stehen. Für Picasso, der nur sich selbst Gefühle entgegenbringen kann, ist sie ein Zeitvertreib, und Dora hat nichts mehr ausser Picasso.

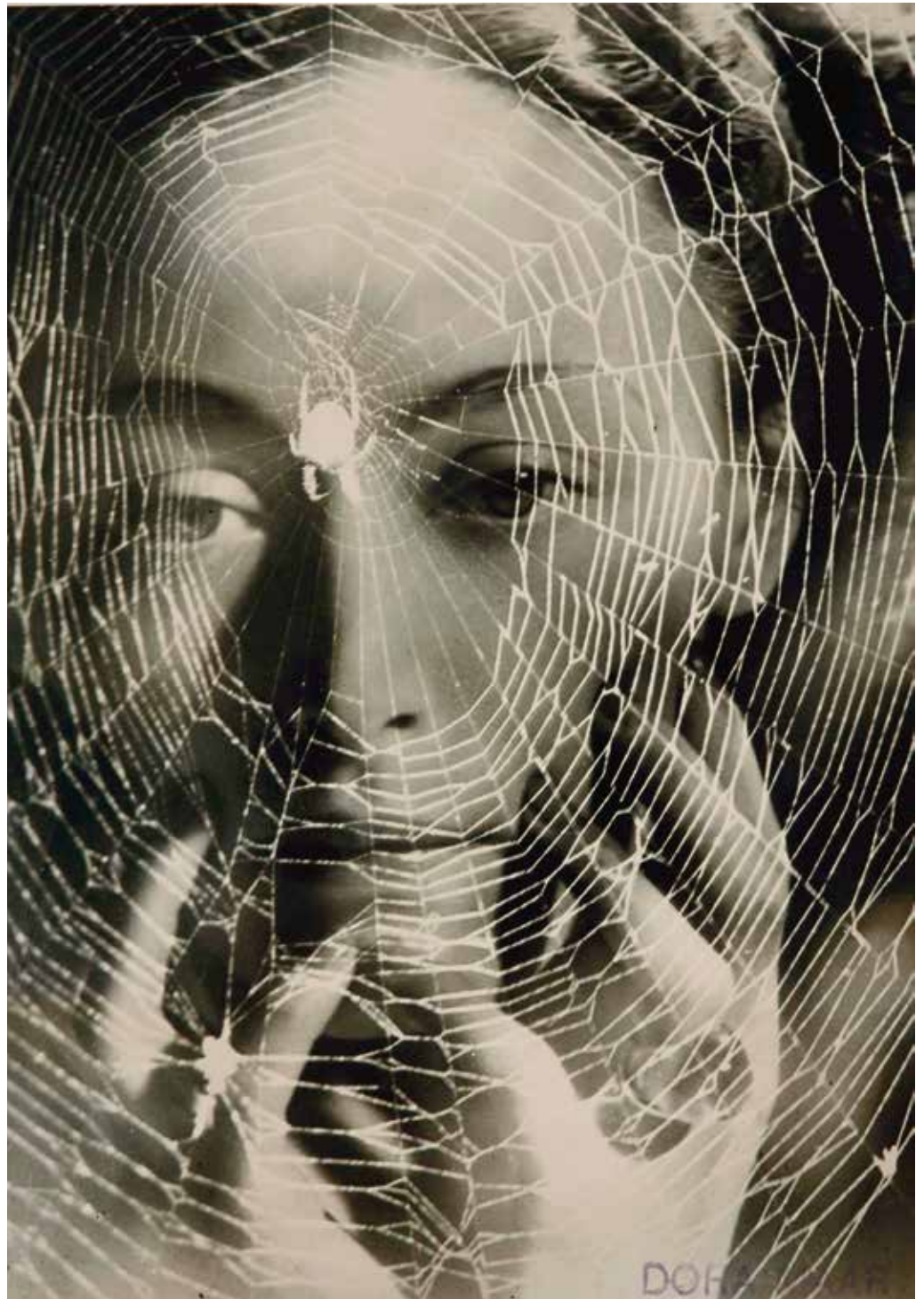
Als er sie verlässt, bricht sie zusammen und versucht, in Kliniken das Zerbrochene zu einem Selbstbild zu formen. Eine Psychoanalyse hilft ihr, eine Ahnung zu bekommen, wer sie sein könnte, und in den Sphären religiöser Mystik versucht sie, einen Hafen zu finden, der ihr Sicherheit bietet vor ihren Seelenstürmen. Sie hofft auf die Jahre, die noch in ihr schlummern und die doch schon gefangen sind in einem Spinnennetz.

Sie lebt im Sommer in einem Haus in der Provence, das ihr Picasso geschenkt hat, im Winter in Paris, allein, sie fotografiert nicht mehr die Absurdität der Welt und des Lebens, sie malt Landschaften und Stilleben, sie ist die tapferste unglückliche Frau der Welt. Nichts ist schwieriger und unerträglicher als ein Leben ohne Glück.

Picasso sieht sie nie mehr, und trotzdem ist er immer da in ihrem Leben, und vielleicht hält sie den Schmerz, den er ihr zufügte, für ein bisschen Glück inzwischen. Sie stirbt verarmt, lebt von Sozialhilfe.

Als sie stirbt und endlich erlöst wird, findet man unzählige Bilder in ihrer verwahrlosten Wohnung, die meisten von Picasso.

*Michael Bahnert*



*Tapferste unglückliche Frau der Welt.*

# Drei Siege, vier Niederlagen

Keiichiro Hirano ist eine der wichtigsten Stimmen in der japanischen Literaturlandschaft. Sein neuer Roman schafft den Spagat zwischen Spannung und Tiefgang.

*Irmela Hijiya-Kirschner*

**Keiichiro Hirano:** Das Leben eines Anderen. Roman. Suhrkamp. 360 S., Fr. 36.90

**M**anche Fragen, in einem Roman gestellt, triggern eigenes Nachdenken mehr als üblich. So geht es nicht selten in dem vorliegenden Buch. «Was lieben wir eigentlich an einer Person, wenn wir uns in sie verlieben? Man lernt jemanden kennen und mag ihn so, wie er ist, und danach liebt man diese Person mitsamt ihrer Vergangenheit. Doch was wird aus der Liebe, wenn sich diese Vergangenheit als die eines Wildfremden herausstellt?» Umso überraschender vielleicht die Antwort, die wir hier serviert bekommen: «Dann liebt man sich von dem Punkt an, als man davon erfahren hat, wieder von neuem. Wenn man sich einmal liebt, ist das ja nicht einfach zu Ende. Die Menschen erneuern ihre Liebe ja auch sonst in der ganzen Zeit, in der sie zusammen sind, oder? Es können so viele Dinge passieren.» Und was für ein Roman ist das nun, in dem solche Gespräche geführt werden?

Vom Stoff her taugt das Buch allemal zum Thriller. Die Geschichte eines Identitätsdiebstahls und seiner Aufklärung trägt kriminalistische Züge. Und im Zuge der Nachforschungen, die ein Scheidungsanwalt für seine frühere Klientin anstellt, erschliesst sich auch noch, dass die Sache System hat: Identitätstausch als kriminelles Geschäftsmodell ist erstaunlich verbreitet. Doch was in dem Roman «Das Leben eines Anderen» des japanischen Autors Keiichiro Hirano verhandelt wird, lässt sich so leicht gar nicht auf den Punkt bringen. Zu vielschichtig ist die Story, als dass sie sich in eine einzelne Schublade stecken liesse.

Erzählt wird die Geschichte aus wechselnden Perspektiven: Der Anwalt Akira Kido, Vater eines vierjährigen Sohnes, lebt in Yokohama mit seiner berufstätigen Ehefrau ein äusserlich gesehen glückliches Leben, wenngleich sich in seiner Ehe zunehmend kleine Alltagskonflikte häufen, hinter denen er selbst tiefere Differenzen wittert. Doch er ist, wie im Berufsleben, so auch im Privaten, ein achtsamer Beobachter,

ernsthaft bemüht, sein Gegenüber zu verstehen und nicht vorschnell abzuurteilen.

Entsprechend behutsam, aber konsequent geht er denn auch im Fall seiner Klientin Rie vor, einer Buchhändlerin aus einer Kleinstadt auf der Südinsel Kyushu, in deren Geschichte wir als Erstes eintauchen. Rie erlebt mit ihrem zweiten Mann, der plötzlich in ihrem Laden auftaucht und sich immer wieder mit Malbedarf eindeckt, eine Art Sommersby-Geschichte. Die drei Jahre, die sie mit dem stillen Taniguchi

*Besondere Sympathie gilt den Frauen, auch sie Persönlichkeiten, die uns fesseln.*

Daisuke, der in der Forstwirtschaft arbeitet und von allen in seiner Umgebung hoch geschätzt wird, als zweitem Ehemann verlobt, waren die glücklichsten ihres ganzen bisherigen Lebens. Doch dann der Schock, als Taniguchi bei der Arbeit von einem Baum erschlagen wird und sich nachträglich herausstellt, dass er den Namen eines anderen trug. Welches Geheimnis hat er mit ins Grab genommen?

## Motive für einen Identitätstausch

Bei seinen Recherchen trifft Kido auf Menschen mit unterschiedlichsten Schicksalen und erfährt, dass es vielerlei Motive für einen Identitätstausch geben kann. Egal, ob sein Gegenüber ihm sympathisch ist oder nicht,

er ist vor allem erst einmal der geduldige Zuhörer, der sich und uns allzu rasches Urteilen verbietet. Und so erhalten wir detailreiche Einblicke in Lebensgeschichten und soziale Milieus, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Die Figuren haben komplexe Lebensgeschichten mit Licht und meist noch mehr Schatten, Trauer und Traumata zu bewältigen und gehen ihre eigenen Wege, teils zurückgezogen und introvertiert, teils am Rande der Gesellschaft, aber kämpferisch und selbstbewusst oder auch in kriminelle Parallelwelten verstrickt.

Und das Ganze vor dem Hintergrund der letzten Jahrzehnte mit ihren einschneidenden Ereignissen und Debatten: Das grosse Tohoku-Erdbeben von 2011, bei uns vor allem unter dem Stichwort Fukushima bekannt, mit seinen tragischen Folgen von Verlust von Heimat und nächsten Menschen, scheint mit allen Härten auf: der Gleichgültigkeit derer, die selbst keine toten Angehörigen zu beklagen haben und die die durchs Schicksal Entwurzelten bald diskriminieren. Hautnah erleben wir die familienspaltenden Debatten um Todesstrafe und Hassrede, betroffen werden wir zu Zeugen wachsenden Fremdenhasses und überwunden geglaubter Verschwörungstheorien. Und das alles in einem Detektivroman?

Ja, manchmal scheint der Roman ein wenig überfrachtet, man spürt den Aufklärungsdrang des Autors, der den Dingen auf den Grund geht. Doch das alles ist gut in die Story integriert und lebendig erzählt. Die Figuren bis hin zu den Kindern sind so individuell gezeichnet, dass man die Szenen mit Anteilnahme und Neugier, manchmal auch schmunzelnd verfolgt. Besondere Sympathie gilt den Frauen, auch sie, anders als etwa bei Haruki Murakami, mit dem wir womöglich unwillkürlich Vergleiche anstellen, Persönlichkeiten, die uns fesseln. Es entbehrt nicht der Ironie, dass der Anwalt seine heimliche Zuneigung zu einer Bardame, die sich zur Polit-Aktivistin mausert, nur sehr indirekt eingesteht und erst zu spät bemerkt, dass sie ihn ihrerseits ins Herz geschlossen hat. Ja, die Psychologie!







Eine Marke für sich: Schriftsteller Hirano.

Die Seelenerkundungen der Figuren sind ein weiterer Schwerpunkt. Und da gibt es wiederum manch eine Entdeckung, etwa, wenn eine Freelancerin, die abends in einer Bar Cocktails mixt, verkündet: «Mein Lebensprinzip lautet: drei Siege, vier Niederlagen!» Nanu, sollten es nicht vier Siege und drei Niederlagen sein? «Nein», korrigiert sie, «ich wirke vielleicht nicht so, aber ich bin ausgesprochen pessimistisch. Wobei ich immer sage, ein wahrer Pessimist ist fröhlich! Wer nichts Positives erwartet, kann sich über jede Kleinigkeit freuen.»

### Bestseller zu zeitgenössischen Themen

Und nicht zuletzt ist der Roman auch ein Buch über Literatur, mit offenen und versteckten Anspielungen, angefangen bei der Vorrede, in der ein Schriftsteller dem Anwalt Kido in einer Bar begegnet und dieser sich zunächst als ein anderer ausgibt, mit Anklängen an einen der be-

rühmtesten japanischen Romane des 20. Jahrhunderts, «Gezeichnet» von Dazai Osamu, und dem Verweis auf ein Gemälde: «In einem Bild von René Magritte, das den Titel <La reproduction interdite> trägt, sieht man einen Mann von hinten vor einem Wandspiegel stehen. Im Spiegel ist er ein weiteres Mal von hinten zu sehen, wie er in die Tiefe des Spiegels schaut. Die hier vorliegende Geschichte weist Ähnlichkeiten mit Magrittes Gemälde auf. Und vielleicht werden die Leser hinter mir als Autor, der von Kidosan besessen ist, das Thema dieses Romans entdecken.»

Der Autor in der Vorrede ist natürlich nicht identisch mit dem Verfasser. Doch damit ist nun ein Blick auf diesen fällig: Keiichiro Hirano, Jahrgang 1975, hat sich früh als Schriftsteller der ersten Riege etabliert. Für sein Erstlingswerk, den Roman «Nisshoku» (Sonnenfinsternis), erhielt er 1998 als einer der jüngsten Preis-

träger mit 23 Jahren den Akutagawa-Preis. Damals studierte er noch Jura an der Universität Kyoto. Sein historischer Roman, der im Frankreich des 15. Jahrhunderts spielt, brachte ihm den Ruf ein, eine Art Wiedergeburt des berühmten Schriftstellers Yukio Mishima zu sein. Inzwischen aber spielt dieser Vergleich, der vor allem auf die Vorliebe für Klassik und die ungewöhnliche thematisch-stilistische Breite beider Autoren abhebt, keine Rolle mehr, denn Hi-

### *Hirano nutzt alle Medien, um seine Vorstellungen vom empathischen Miteinander zu kommunizieren.*

rano ist eine Marke für sich: Mit zahlreichen Preisen bedacht, wurde er schon ab 2001 ins Französische und in andere Sprachen übersetzt und 2005 zum japanischen Kulturbotschafter in Frankreich ernannt. In Japan werden seine Romane und Erzählungen, die zeitgenössische Themen wie Hikikomori (radikale Selbstisolation), Diskriminierung, Selbstmord oder Alter und Krankheit aufgreifen, regelmässig zu Bestsellern und sorgen, fürs Fernsehen oder Kino verfilmt, für Gesprächsstoff. Auch «Das Leben eines Anderen» ist inzwischen als Kinofilm mit prominenter Besetzung für Herbst 2022 angekündigt.

Die besondere Machart des Romans erklärt sich so recht erst, wenn wir erfahren, dass Hirano sich auch mit Sachbüchern und Essays zu Wort meldet und damit nicht weniger erfolgreich ist. Darunter Themen, die er auch literarisch verarbeitet, etwa die Frage: «Was ist das Ich? Vom Individuum zum Dividuum» – Titel eines über 700 000-mal verkauften Buchs von 2012, in dem er sein Konzept der Persönlichkeit erläutert. Die Vorstellung, dass jedes Individuum aus vielen Einzel-Ichs bestehe, die sich je nach Zeitpunkt und Gegenüber unterschiedlich manifestieren, entlaste und führe dazu, mit sich selber wie mit anderen behutsamer und freundlicher umzugehen. Hirano nutzt alle Medien, um seine Vorstellungen vom empathischen Miteinander in einer auch in Japan zunehmend gespaltenen Gesellschaft zu kommunizieren. Er nimmt dezidiert Stellung zu politischen Fragen, sei es Atomenergie oder Todesstrafe. Im Roman schickt er den sympathischen Anwalt auf eine Selbsterkundungsreise.

Viel Leserlenkung, womöglich ein wenig zu konventionell – und doch: Keiichiro Hirano ist ein versierter und ernsthafter Erzähler, dem so etwas wie die Quadratur des Kreises gelungen ist: ein Thriller mit Tiefgang, der uns zum Nachdenken anregt über Lüge und Wahrheit, Liebe, Tod und andere Kalamitäten.

Irmela Hijiya-Kirschner ist Professorin für japanische Literatur und Kulturgeschichte an der Freien Universität Berlin.



# Virtuoses Romanmonster

Matthias Matussek

Uwe Tellkamp: Der Schlaf in den Uhren.  
Suhrkamp. 904 S., Fr. 44.90

Selten hat sich die deutschsprachige Literaturkritik so schamlos zu einer Jagdgesellschaft zusammengeschlossen wie im Fall Tellkamp mit den Verrissen seines neuen Romans «Der Schlaf in den Uhren». So freimütig, dass der *Tagesspiegel* bang ausrufen konnte: «Wird das Buch trotz schlechter Kritiken ein Bestseller?» Übersetzt: Ist es wirklich tot, das Biest?

Während dem *Spiegel* Tellkamp zu rechts ist und die *NZZ* zu belegen versuchte, dass er gar nicht schreiben kann, zeigte sich der *Zeit*-Rezensent zunächst «überwältigt vom pochenden Rhythmus dieser Sprache und von ihren Bildwelten», bis ihm Tellkamps Sündenfall einfiel – die Behauptung, es gebe Meinungskorridore – und er zum Verriss schritt (und ihn damit bestätigte): «Nur, und das muss man tragisch nennen, werden diese funkeln den Erzählpassagen eingerahmt von der Karikatur einer Verschwörungstheorie, womit sie schonungslos entwertet werden.»

## Struppige Underground-Literatur

Also, liebe Freunde der italienischen Oper, findet euch ab mit einem Meisterwerk des Verschwörungstheoretikers Tellkamp, mit einer vielmarmigen erzählerischen Krake, die die Leser nicht mehr loslassen wird in der Mischung aus Bildungsroman, Fantasy und Slapstik. Und was die Verschwörungstheorien angeht, werte Kollegen, sie ist doch der Witz der Sache!

Sie ist prächtig ausgebaut, unfassbar komisch, sie ist in den Stolln (sächsische Schreibweise) der Kohleninsel gehauen und in unsere Wachträume, sie hat Verbindungen zur «Sicherheit», zu allen möglichen Behörden, und vor allem: Sie erinnert an Klassiker wie Thomas Pynchons «V.» aus den frühen Sechzigern, dem Kreativjahrzehnt, mit seinen vielfach verschlungenen Erzählsträngen und der paranoiden Suche nach eben jenem «V.», die den Motor des Romans mit all seinen Episoden bildet – wer könnte je die Szene mit dem Priester, der in der Kanalisation Manhattans zu blinden Albino-Krokodilen predigt, aus dem Kopf kriegen! Ihr entsprechen nun einige aus Tellkamps Romanmonster, zum Beispiel die, in der eine ausgehungerte Armee-Einheit im Nachtfaltermuseum die grösseren Exponate vertilgt.

Der Roman beginnt mitten im Satz, im August 2015, der Schlüsselzeit der Erzählung, als ob gerade im Rauschen der Geschichte ein klarer Sender gefunden worden wäre, und er beginnt mit einer Verballhornung des Johannes-

evangeliums über den Anfang der Schöpfung: «Er ist das Wort, und das Wort ist bei Ihm, der alles sieht und hört, nichts bleibt ihm verborgen. Wie uns. Wir sind die Mitarbeiter des Systems.» Ein wenig später wird der Erzähler vorgestellt: «Ich: Fabian Hoffmann, Jahrgang 1968, aus Dresden, Filmvorführer, Dissident, Angehöriger der Novalisklasse der Kohleninsel, Chronist. Der im Dezember 1989 zum ersten

*Es tropft und nässt und rieselt hier im Stolln wie in Ridley Scotts Film «Blade Runner».*

Mal den Decknamen «Nemo» auf einem Blatt Papier sah und noch in der Nacht seiner letzten Vorführung im Urania-Kino beschloss, «Nemo» zu folgen, auch wenn das bedeuten würde, in die Kohleninsel einzutreten.»

Nemo ist ein Anagramm aus «Meno», dem Erzähler im «Turm», dem hochgerühmten Vorgänger-Roman, in dem Tellkamp mit proustscher Sensibilität das Fin de Siècle der DDR beschrieb. Er wurde mit Thomas Mann verglichen, allerdings hatte er nicht dessen Humor. Der aber schiesst hier nun grimmig durch dieses Buch, das wüster ist und struppiger und buchstäblich Underground-Literatur wie Pynchon.



Unerschrockener Oppositionsgeist: Autor Tellkamp.

Unwiderstehlich, wie der Chronist Fabian rudert und Material über seine Zielobjekte sammelt in dieser Geheimabteilung unter Tage; wie er mit einer tropfenden Decke und absurden bürokratischen Zwängen zu kämpfen hat (die verfluchte Abteilung XXV. des Geschichtsphilosophischen Kombinars!), auf seiner Suche nach der schon metaphysischen «Aufgabe im Grunde».

Ja, es tropft und nässt und rieselt hier im Stolln wie in Ridley Scotts Film «Blade Runner», diesem merkwürdigen optischen Hybrid aus Industriezeitalter und Science-Fiction. In unserem Fall: Fabian hantiert nicht mit Handys, sondern mit Telefonen aus Bakelit und mit Wählscheiben; eines davon steht wie die Telefonzelle der Science-Fiction-Serie «Doctor Who» in einer unterirdischen S-Bahn-Station und ist mit Reichsgroschen zu füttern.

Hier unten, auf der Kohleninsel, die gleichzeitig Regierungssitz des Stadtstaates Treva ist, geht es um den Ursprung der «Meinungsmanipulation», um das Erstellen von Narrativen. Allen Mitarbeitern der Trevischen Nachrichtenagentur, die die Presseorgane des Landes speist, den *Spiegel*, der hier die «Wahrheit» heisst, oder die «Südtrevische Zeitung», die «SZ», wird folgende Formel vorgelesen: «Nach unserer Auffassung hängt der Erfolg einer Demokratie von einer fundierten öffentlichen Meinung ab; die





Zeitung soll [...] dazu beitragen, dass eine fundierte öffentliche Meinung geschaffen und erhalten werden kann.»

Selbstverständlich bestimmt die Kanzlerin, welche öffentliche Meinung «fundiert» ist. Hübscher Seitenhieb übrigens: Aus Augsteins Motto «Sagen, was ist», das im *Spiegel*-Gebäude an der Hamburger Ericusspitze (hier: Siegesspitze) angebracht ist, wird in der Nach-Relotius-Ära «Das Leben ist ein Roman, wir schreiben ihn».

Noch einmal zur reizvollen Verschwörungstheorie, dass nicht der Westen Deutschlands den Osten übernommen hat, sondern dass es umgekehrt war. Ab August 2015, mit dem verordneten Rausch der Willkommenskultur, wurden ja tatsächlich für den Westen ungewohnte Strukturen sichtbar; sie wurden im Osten schneller wiedererkannt, etwa der Schulterchluss zwischen Regierung und Einheitspresse, den Blockparteien und den «Kulturschaffenden» mit ihren Ergebnisadressen, mit Diffamierung und Ausspähung der Opposition durch den Inlandgeheimdienst, dem Einprügeln auf Demonstranten und der Annullierung von Wahlen, weil das Ergebnis nicht gefällt; ja, mit der weitverbreiteten Angst, die eigene Meinung zu sagen, und vor allem dem Einschwören auf ein Endziel: dem Verschwinden der Nation in einem globalistischen Ungefähr, das wie ein blasser Widerhall

der historisch ebenso verfehlten sozialistischen Internationale wirken konnte.

Übrigens: Die Kanzlerin, die hier Anne heisst, wird in den Verwirbelungen und Traumtänzereien der Wende von 1989 als umsichtige und durchaus pragmatische Frau gezeichnet; was sie angeht, entwirft Tellkamp alles andere als eine Dämonologie.

Wer den Roman zur Hand nimmt, um darin zu lesen, statt ihn – dem *comment* gehorchend – abzuservieren, wird seine hellste Freude haben an dem Einfallsreichtum und der skurrilen Komik. Etwa wenn ein Zwangsjacken-Massschneider vorgestellt wird, der verständlich über sein Handwerk spricht, zum Beispiel die Notwendigkeit eines unteren Haltegurts. Oder wenn die in unseren Tagen der politisch gewollten Sprachverhunzungen wundersame Lektorats-Arbeit am Wort vorgeführt wird, mit einem Spezialisten für die Vorsilben «ver» und «un». Natürlich gibt es auch einen Giftschrank mit den Werken von Ernst Jünger, gesichert «wie waffenfähiges Plutonium».

Tellkamp lässt sich schliesslich nicht den Spass entgehen, nach der «Mutti» ganz am Ende des Buches den «Vati» nachzureichen, Honecker, den «Dachdecker» und die stalinistischen Knochenbrecher unter der deutschen Michelmütze, den «General» und den «Eisenbahner» und die ganze erbärmlich spiessige Wandlitz-Truppe; und wenn «Vati» in seinem Hochsitzapartment darauf wartet, dass ihm der Jäger den als «Schaufler» bezeichneten Damhirsch vorführt, kann es schon passieren, dass ihm das Gebiss herausfällt.

Ähnlich wie im «Herrn der Ringe» wird eine Skizze des mythischen Roman-Spielortes Treva in den inneren Buchdeckel eingezeichnet und im Anhang ein Personenregister angelegt – auch dieses Projekt ist als Trilogie geplant.

Wie schön, zu erleben, dass Fantasie- und Humor, Tanz und Wahnsinn und unerschrockener Oppositionsgeist in die Gegenwartsliteratur zurückgekehrt sind; und dass sich die Befürchtung des *Tagesspiegels* bewahrheitet hat – trotz all der «schlechten Kritiken» ist Tellkamps Romansensation gleich in der ersten Woche von ganz weit aussen auf Platz drei der *Spiegel*-Bestsellerliste gesprungen.



## Kriegsbilder Eine Welt der Tränen

Wer sich den Bildern des Krieges in der Ukraine ausgesetzt hat, müsste ein verrohter Mensch sein, wäre er nicht zutiefst erschüttert. Welche Reaktion ist für den Betrachter des unermesslichen Leids angemessen? Sicher Gesinnungs- und Tat-solidarität. Und emotional? Wer in die ausgeweiteten und fragenden Augen der geflohenen Kinder schaut, dem schnürt es das Herz zusammen und – er weint.

«Sunt lacrimae rerum»: Das Zitat stammt aus Buch I, Vers 462 der «Aeneis», des römischen Nationalepos des Dichters Vergil (70–19 v. Chr.). Aeneas ist von Jupiter bestimmt worden, den durch die Griechen besiegten Trojanern in Italien eine neue Heimat zu schaffen. Mit zwanzig Schiffen fährt er von Troja ab und landet schliesslich nach sieben Jahren mit arg dezimierter Flotte in Libyen (Karthago), das tyrische Emigranten unter Königin Dido besiedelt hatten. Nach überstandener Seenot durchirrt er unerkannt die Stadt und steht plötzlich in einem Junotempel vor Darstellungen des Untergangs von Troja. Tief betroffen sieht er im Bilde wieder, was er selber erlitten hat. Unter Tränen spricht er die Worte: «Sunt lacrimae rerum...»

Theodor Haecker (1879–1945) hat den drei Worten unvergessliche Zeilen gewidmet: «Dieser Halbvers ist der unübersetzbarste der «Aeneis», ja der römischen Literatur überhaupt. [...] Er sagt nicht bloss, [...] dass gewisse Dinge von den Menschen beweint werden (<rerum> als Genitivus obiectivus), sondern auch (<rerum> als Genitivus subiectivus), dass die Dinge selber ihre Tränen haben, oder besser, dass da Dinge sind, die mit keiner anderen Antwort zufrieden sind als mit Tränen.»

Vergils Worte wurden von Papst Franziskus in der Enzyklika «Fratelli tutti» von 2020 in Bezug auf die Covid-19-Pandemie zitiert: «Es ist die Wirklichkeit selbst, die seufzt und sich auflehnt. Es kommen uns da die berühmten Verse von Vergil in Erinnerung, wo die Tränen der Dinge oder der Geschichte heraufbeschworen werden.» Fazit: «Die Welt ist eine Welt der Tränen.» Allgegenwärtige Fragilität und Leid sind das Signum dieser Welt. Alles andere ist Augenwischerei und Schönfärberei.

Kurt Steinmann

## Schweizer Klassiker

# Moderner Unbekannter

Christoph Mörgeli

Fritz Meyer: Ich unter anderem.  
Roman. Atlantis. 224 S., Fr. 32.90

Wer Fritz Meyer heisst, kann nicht mit dem Namen aus der Vielzahl von Autoren herausragen. Doch nicht nur darum ist dieser interessante Autor hierzulande kaum bekannt geworden. Er war nie Teil des zeitgenössischen Literaturbetriebs und fiel buchstäblich in den Graben zwischen geistiger Landesverteidigung und deren zornigen oder ironischen Kritikern. Man wundert sich, warum die originelle, unverwechselbare Stimme dieses Literaten fast völlig in Vergessenheit geraten konnte. Dazu mag beigetragen haben, dass Meyer nach dem Krieg der kleinstaatlichen Enge und seinem Sekundarlehreramt im ländlichen Bassersdorf entflohen und nach Paris zog, wo er mit seiner Frau dank dem Geld der Schwiegereltern vorerst gut lebte.

Doch Meyers literarische Produktion blieb rar. Die wenigen Schriften aber, die er verfasste und die erhalten geblieben sind, zeugen von einem ganz aussergewöhnlichen Sprachkünstler, der die Summe seiner Lebenserfahrungen romanhaft, aphoristisch und tage-

buchartig zusammenfasste. Und er tat dies in einer dichten, wahrhaftigen, komplexen und oft überraschenden Art – als ganzer Künstler, der vollständig der Moderne angehört. Sein Leben endete 1964 tragisch, ist er doch mit erst fünfzig Jahren der Alkoholsucht erlegen.

Beim Roman «Ich unter anderem» von 1957 handelt es sich um eine Selbstbeschreibung von äusserlich autobiografischem Charakter, die aber zugleich eine Summe von allgemeingültigen Lebenserfahrungen enthält. Der damals 43-jährige Fritz Meyer stellte zunächst Fragen nach sich selbst, nämlich woher er komme, wo er war, wohin er ging. Den Kri-

*Den Kritikern fiel die kühne, experimentierfreudige Sprache auf, eine Art schweizerischer Nihilismus.*

tikern fiel die kühne, experimentierfreudige Sprache auf, eine Art schweizerischer Nihilismus, auch der Erzählstil eines Grenzgängers.

Ort der kargen Handlung und der reichen Gedankenwelt bildet im ersten Teil – geschrieben 1948 in Paris – die Stadt Zürich in den beginnenden 1940er Jahren, mitten im Krieg. Der elternlose Erzähler, Lehrling in einer Fabrik, erleidet beim Skifahren einen komplizierten Knochenbruch, der im Spital nach der sinnreichen Methode eines Chirurgen namens «Kürschner» oder «Kistner» behandelt wird – in Wirklichkeit hiess der Heidelberger Pro-

fessor Martin Kirschner. Die dreimonatige Rückenlage erlaubt dem Patienten keine äusserlichen Bewegungen, dafür umso intensiveres Nachdenken: «Tote, kleine Kinder und Kranke werden so gebettet; ausserdem kommt diese Lage der Frau als klassische Stellung beim Liebesakt zu, die eine Empfängnis begünstigt.»

### Glück aus der Cognacflasche

Der Autor macht sich auch Gedanken über die Kindheit, die Welt, die ihn umsorgende Krankenschwester Veronika und vor allem die geliebte Katharina, eine Bekanntschaft von der Volkshochschule. Die junge Frau ist das, was man eine «höhere Tochter» nannte. Schon die ersten Tage nach der Entlassung zeigen, dass sie mit einem Akademiker aus der Romandie intim war. Die Mutter schlägt Katharina und sucht gleichzeitig die Nähe des Erzählers. Dieser findet Trost im Alkohol, hatte er doch schon früher erfahren, welche «glückliche Wirkung aus der Cognacflasche» hervorgehen könne. Er denkt an den Buddha-Bauch und ans Kreuzifix («Budafix und Kruzibauch, Fixibauch und Budakruz»).

Der zweite Teil führt die Leser in eine Stadt am Meer des Jahres 1949, jetzt im Tagebuchstil rapportiert. Der Krieg hat enorm vieles zerstört, auch die Sprache, die deutsche Sprache zumal. Der Prozess gegen den SS-Kriegsverbrecher Walter Hauck wird erwähnt. Der dritte Teil von 1951 setzt sich noch mehr über jede Sprachkonvention hinweg. Als bester Kenner dieses lesenswerten Autors erklärt Felix E. Müller in einem Nachwort der Neuausgabe, warum Meyer der grosse Unbekannte in der Schweizer Literatur geblieben ist. Und warum Max Frisch als Identitätssucher so viel erfolgreicher wurde.

## Nietzsche-Sein oder Nichtsein

Sylvie-Sophie Schindler

Otto A. Böhrer: Auf das, was da noch war.  
Alfred-Kröner-Verlag (Edition Klöpfer).  
280 S., Fr. 38.90

Durchaus, das kann passieren, dass man eines Tages aus unruhigen Träumen erwacht und sich, wie wir bei Kafka gelernt haben, in ein ungeheures Ungeziefer verwandelt sieht. Immerhin: Gregor Samsa, dem beklagenswerten Protagonisten, ist erspart geblieben, in einen Friedrich Nietzsche zu mutieren. Was soll damit gesagt werden? Dass das noch schlimmer wäre? Wer überhaupt wollte das beantworten? Aber man muss von ihnen reden, von denen, unglücklich oder nicht, die im Laufe ihrer ungebremsten Nietzsche-Manie irgendwann an den Punkt



Erzählstil eines Grenzgängers: Autor Meyer.



kommen, sich für den Philosophen selbst zu halten. Pathologische Fälle? Mitnichten. Es gehört, und zwar ganz selbstverständlich, zu den Risiken und Nebenwirkungen, wenn man sich von «Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik» über «Also sprach Zarathustra» bis «Ecce homo – Wie man wird, was man ist» durchgearbeitet hat. Die Autorin weiss, wovon sie spricht. Und riskiert, dass man ihr Grössenwahn attestiert.

Otto A. Böhmer ist ein Freuden- und Leidensgenosse. Denn er ist ihm, dem grossen deutschen Denkestremisten, natürlich auch verfallen. Da gibt es kein Vertun. Es lässt sich allerdings nicht sagen, wie kritisch der Befund ist. Zwar hat der in Hessen lebende Schriftsteller bereits eine kurzweilige Nietzsche-Biografie veröffentlicht, ging aber auch gerne mit anderen Philosophen fremd, wie sich anhand der Buchtitel «Schopenhauer oder: Die Erfindung der Altersweisheit» und «Reif für die Ewigkeit: Kierkegaard und das Lachen der Götter» belegen lässt.

Doch nun, vielleicht auch aus Sentimentalität, kehrt er mit «Auf das, was da noch war» wieder zu Nietzsche zurück, setzt aber statt seiner einen Ich-Erzähler auf ihn an. Den es, wenn wundert's, auch erwischt hat. So also kommt einem dessen Feststellung, «Am Ende wachst du auf und hältst dich für Nietzsche», ausgesprochen vertraut vor.

### Gibt es Zeit überhaupt?

Denken wir uns mal zurück. In den Sommer des Jahres 1875. Sie wissen doch sicher noch, wie es damals gewesen ist, nicht wahr? «Er brachte dumpfe Hitze mit sich, aber auch heftige Regenfälle, nach denen die Erde dampfte», beginnt der Ich-Erzähler im Plauderton – es fällt leicht, mit ihm vertraut zu werden – und macht dabei deutlich, dass er es durchaus für möglich hält, dass wir Zeitgenossen Nietzsches sein könnten.

So zieht es sich durch den ganzen Roman: Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen miteinander; Zeit, was spielt das schon für eine Rolle! Gibt es sie überhaupt? Der Mathematiker Kurt Gödel erbrachte 1949, auch daran erinnern

### *Ist er wahnsinnig? Geistig umnachtet wie Nietzsche? Oder sonst wie krank?*

Sie sich sicher, den Beweis, dass «es in jedem Universum, das sich mittels der Relativitätstheorie beschreiben lässt, keine Zeit gibt». Albert Einstein wollte ihn widerlegen. Allein: Es gelang ihm nicht.

Was gewesen, wird werden, wird sein. Die Ereignisse wiederholen sich unendlich oft. Nietzsche nannte das die «Ewige Wiederkehr des Gleichen». Das Zyklische zu akzeptieren, sei die Grundlage höchster Lebensbejahung. «Gleicht das Leben doch einem Kreisgang, und wer am Ziel ankommt, hat damit zugleich seinen Aus-

gangspunkt wieder erreicht» – nein, lassen Sie sich bloss nicht täuschen, diese Einsicht stammt nicht von Nietzsche, sondern geht aus dem Nachdenken des Ich-Erzählers hervor; er sei ein «vergrübelter Mensch». Macht es überhaupt einen Unterschied, wer was sagt? Können wir nicht alle Nietzsche sein? Stimmt. Da waren wir schon.

### In Humor und Leichtigkeit eingebettet

Der Ich-Erzähler, «der so oft unverstandene Autor und Regisseur», will einen Film machen, Nietzsche im Wald, auf fünfzehn Kilometern, durch den Schwarzwald, von Stühlingen bis Steinabad. «Das ist aufregend», sagt Pommerenke, ein

*Zeit, ganz  
andere Seiten  
aufzuziehen!*



«sehr schmallippiger und schmalbrüstiger Filmproduzent». Wie gut, dass Nietzsche mit einem Mal in der Hotelbar auftaucht. Er ist es doch? Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Ach, wie herrlich ist es, Böhmer zu lesen, die grossen Fragen werden en passant ausgelöst, zumal er sie, durch seinen Erzählton, den Charme seiner Sprache, in Humor und Leichtigkeit einbettet. Man schwebt förmlich durch seinen raffiniert collagierten, seinen träumerischen Roman; Wirklichkeit und Fiktion, wen kümmert's. Das Leben ist ein Spiel. Sagte Nietzsche. Oder er sagte es nicht.

Und dann gibt es da noch die Künstlerbetreuungsanstalt Friedrichskoog-Spitze für Künstler, die Erfolgsgeschichten haben, die «keine Sau mehr hören wollte». Gehört der Ich-Erzähler dazu? Ist er wahnsinnig? Geistig umnachtet wie Nietzsche? Oder sonst wie krank? Es gibt schliesslich diese Pandemie, während die Windräder sich weiterdrehen. Aber was soll schon geschehen? Auch er wird eintreten in den Kreislauf der ewigen Wiederkehr. Wird er doch? Oder? Nein, nein, kein Entkommen.

## Die Sprache Die Farbe des Kohls

Ist der Papst katholisch? Das war eine rhetorische Frage. Die Antwort erübrigt sich. Eine weitere rhetorische Frage könnte sein: Ist der Weisskohl weiss? Natürlich ist er das. Darum heisst er so. Kohl kommt wie so viele Wörter ursprünglich aus dem Lateinischen (*caulis* = Strunk, Stängel). Nicht auf das Gemüse beziehen kann sich, wer Kohl (Unsinn) erzählt; dieses Wort lässt sich auf das hebräische *qol* zurückführen, was so viel wie «Gerede» oder «Gerücht» bedeutet. Wer grossen Hunger verspürt, hat Kohldampf (aus der Soldatensprache stammend), eine tautologische Zusammensetzung aus den rotwelschen Wörtern *Kohler* oder *Koller* (Hunger) und *Dampf* (Hunger).

Nicht nur die Deutschen lieben ihr gegorenes Kraut, das Sauerkraut. Es hat ihnen im Zweiten Weltkrieg den Übernamen «the Krauts» eingetragen, ein Schimpfwort für die Deutschen, das überlebt hat. Hemingway hat es als Kosewort benützt. «My little Kraut» nannte er Marlene Dietrich manchmal in seinen Briefen. Schon Wilhelm Buschs Witwe Bolte wusste, dass aufgewärmter Sauerkohl besonders gut mundet: «Wofür sie besonders schwärmt, / Wenn er wieder aufgewärmt.»

Und wieder die Farbenfrage. Eigentlich müsste er ja Lilakohl heissen, der Rotkohl, der bei uns und in Österreich auch Rotkraut oder Blaukraut genannt wird. In der Schweiz auch Blaukabis oder Rotkabis. Einmal ist seine Farbe eher rötlich, dann wieder bläulich, je nach Bodenbeschaffenheit oder Zubereitungsart. Der Kabis hat lateinische Wurzeln (*caput* = Haupt, Kopf). Eine Industriepolitik à la française sei «Chabis», betonte Bundesrat Schneider-Amman 2017 in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger*. «Chabis» war auch ein Lieblingswort von Friedrich Glausers Wachtmeister Studer. In Gottfried Kellers Novelle «Der Schmied seines Glücks» ist der Seldwyler Hans Kabis unzufrieden mit seinem Namen, er nennt sich fortan John Kabys.

Was bleibt? Blaukraut bleibt. Dafür wird schon der beliebte Zungenbrecher «Blaukraut bleibt Blaukraut und Brautkleid bleibt Brautkleid» sorgen.

Max Wey

# Gamen Sie auch?

Immer mehr Erwachsene begeistern sich für Videospiele. Gesellschaftlich akzeptiert sind sie noch nicht.

Marc Bodmer

**Landwirtschafts-Simulator 22:**  
Für PC, Playstation und Xbox.

Videospiele haben ein Imageproblem in der Schweiz. Das mag erstaunen, haben sich doch in den letzten fünfzig Jahren aus den abstrakten Pixelhaufen lebende Gemälde und fotorealistische Epen entwickelt (*Weltwoche* Nr. 6/22), die weltweit über drei Milliarden Menschen in ihren Bann ziehen.

In der Schweiz spielten 2019 55 Prozent der Bevölkerung Games (Bundesamt für Statistik). Laut der Längsstudie «James» der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften sind es bei den männlichen Jugendlichen über 90 Prozent, die regelmässig gamen. Bei den jungen Damen sind es weit über die Hälfte. Seit längerer Zeit ist auch bekannt, dass Computerspiele nicht Kindern und Jugendlichen vorbehalten sind. Laut einer weiteren Studie der ZHAW ist die Gruppe der 30- bis 44-jährigen Gamer gleich gross wie die der 16- bis 29-jährigen. Der Wachstumsmarkt ist bei den Frauen und der Gruppe Ü 50 angesiedelt.

Mit dem «Landwirtschafts-Simulator» hat die Schweiz sogar einen internationalen Bestseller (*Weltwoche* Nr. 49/21). Über 30 Millionen Kopien der Serie wurden für PC und Konsole verkauft. Noch eindrücklicher sieht es auf Mobile-Plattformen aus. Auf denen wurde das Spiel über 145 Millionen Mal heruntergeladen. Das Geheimnis hinter dem erfolgreichen Nischenprodukt: Es wird sorgfältig gepflegt und laufend erweitert. Kürzlich wurde die japanische Traktormarke Kubota in den Maschinenpark aufgenommen – so spricht das Spiel verstärkt das asiatische Publikum an.

Man könnte also meinen, dass Games in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind. Doch wer ausserhalb der Gamer-Bubble mit Herrn und Frau Schweizer oder besorgten Eltern über Computerspiele spricht, bekommt wenig Flatterndes zu hören. Lehrer erachten sie als Zeitverschwendung und unerwünschte Konkurrenz in der Aufmerksamkeitsökonomie. Den Nicht-Gamern stellen sich seit vielen Jahren die gleichen Fragen: «Wie lange darf mein

Kind am Bildschirm spielen?», «Machen Games aggressiv?», «Machen sie süchtig?».

Aus diesen Gründen wird Jugendlichen davon abgeraten, bei der Bewerbung für eine Lehrstelle zu erwähnen, dass sie gern gamen. Da helfen selbst wissenschaftliche Erkenntnisse nicht, dass das Spielen von Shooter-Games die kognitiven Fähigkeiten verbessert. Dazu meinte ein Personalchef kürzlich: «Das mag sein, aber ich will keine Mitarbeitenden, die in ihrer Freizeit auf Menschen schiessen – wenn auch nur auf virtuelle.» Diese Aussage dürfte auch das Schweizer Militär interessieren.

In den Köpfen der Nicht-Gamer spuken die Geister, welche die Berichterstattung über das Massaker an der Columbine High School von Littleton am 20. April 1999 rief, immer noch herum. Damals wurde das exzessive Spielen des Shooter-Games «Doom» als Erklärung herangezogen, weshalb die beiden Täter zwölf Schüler und Schülerinnen, einen Lehrer und anschliessend sich selbst erschossen. Die Argumentation lautete: In «Doom» haben sie ständig geschossen, und an ihrer Highschool taten sie es auch.

## Desinteressierte Politiker

In der Schweiz wurde die Killerspiel-Debatte nicht so hart ausgefochten wie in Deutschland, wo das strengste Jugendschutzgesetz in Kraft ist. Doch Deutschland hat die Diskussion längst abgeschlossen und ist der Schweiz in Sachen Games meilenweit voraus. Während man sich hierzulande schwertut mit E-Sports, füllen die «ESL One»-Finalrunden des Tactical-Shooters «Counter-Strike: Global Offensive» die Kölner Lanxess-Arena mit 15 000 Fans.

Die wissenschaftlich unfundierte Gewaltdenke hat inzwischen jener zur Game-Sucht Platz gemacht. Hier scheint mehr Fleisch am Knochen zu sein. Mit ein Grund ist das Aufkommen des Geschäftsmodells Free 2 Play, kurz F2P. Dabei ist das Spiel – im Vergleich zum traditionellen Kauf – kostenlos, finanziert wird seine Entwicklung und laufende Erweiterung mit Kleinstbeträgen, die von den Gamern für Optimierungen im Spiel bezahlt



Internationaler Bestseller aus der Schweiz:



Erfüllt sämtliche Kriterien eines Kulturguts:

werden. So kommen je nach Titel Millionen von Franken zusammen – vorausgesetzt, man hat eine entsprechende Spielergemeinde. Diese wird mit teils unfeinen Tricks aus der Glücksspielindustrie bei der Stange gehalten und zu weiteren «Investitionen» animiert.

Entsprechend harsch fielen die Reaktionen aus, weltweit forderten Politikerinnen und Politiker Verbote und Interventionen. Einen Vorstoss, das Thema im Parlament zu diskutieren, gab es in der Schweiz nicht. Wer mit Verantwortlichen aus Politik, Wirtschaft und Kultur spricht, bekommt oft zu hören: «Ich bin halt kein Gamer.» Mit diesem einfachen Satz ist das Thema dann erledigt.

Auch aus den Schweizer Mainstream-Medien sind Videospiele praktisch verschwunden. Wer den Suchbegriff «Computerspiele» bei der Schweizer Mediendatenbank (SMD) eingibt, sieht, dass die *Süddeutsche Zeitung* mit ihrer Online-Plattform (137 Beiträge) und im Print (111) die Liste anführt. Mehr als jeden dritten Tag





«Landwirtschafts-Simulator».



«Mundaun».



*Kognitive Fähigkeiten:* «Counter-Strike».

berichtet das deutsche Blatt über Games. Die Schweizer Nachrichtenplattform *nau.ch* konnte in den letzten zwölf Monaten 69 Kurzfutterbeiträge verbuchen, die aber kaum zum besseren Verständnis von Games in der breiten Bevölkerung beitragen. Geht man zehn Jahre zurück, so führte die NZZ-Printausgabe mit 71 und 62 Online-Beiträgen die Rangliste an.

Die mit Vorurteilen behafteten Computerspiele drohen in der Schweiz im Strudel der Gleichgültigkeit unterzugehen. Was fehlt, ist eine Charme-Offensive, die die ewiggestrigen Vorbehalte ausräumt. Die letzte liegt gut zwölf Jahre zurück und wurde von Pius Knüsel, dem damaligen Direktor der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, initiiert. Der Nicht-Gamer hatte erkannt, dass mehr und mehr Schweizerinnen und Schweizer an Bildschirmen spielten. Der Vorstoss traf auf heftige Kritik, wogte doch gerade die Killer-spieldebatte. Das schreckte Knüsel nicht. Er schmuggelte ein, zwei Sätze in die Kulturbot-

schaft, «die überlesen werden konnten», so Knüsel, und bekam die politische Legitimation für die Game-Förderung.

### Kleine Juwelen

Auf Initiative der Pro Helvetia formierte sich die Swiss Game Developers Association (SGDA) als Ansprechpartnerin für Game-Entwickler in der Schweiz um 2010. Von Beginn an tat sich der Verband aber schwer auf dem politischen Parkett. Zwar hat das Bundesamt für Kultur die SGDA elf Jahre später offiziell als Organisation von professionellen Kulturschaffenden anerkannt. In Zahlen übersetzt heisst das: Die SGDA erhält für die Förderperiode 2021 bis 2024 knapp 12 000 Franken pro Jahr, während der Verband der Autorinnen und Autoren 318 000 Franken oder der Berufsverband Visuelle Kunst Schweiz Visarte 383 100 Franken einstreichen.

Pro Helvetias Gameculture-Initiative war damals wegweisend. Funktionärinnen und

Kulturpolitiker aus dem Ausland schauten sich das Fördermodell an, denn sie erkannten das Potenzial dieses Kreativwirtschaftszweigs. Statt sich in den Grabenkämpfen der Kultur-gut-Debatte zu verlieren, wurden pragmatische Ansätze gewählt und Millionen investiert.

Deutschland, Finnland, Polen, die Slowakei, Frankreich und Grossbritannien fördern seit Jahren die Entwicklung von Computerspielen, die Arbeitsplätze und internationales Ansehen

### *Die mit Vorurteilen behafteten Computerspiele drohen im Strudel der Gleichgültigkeit unterzugehen.*

als Technologiestandort schaffen. Allein das Bundesland Nordrhein-Westfalen steckte im vergangenen Jahr 2,7 Millionen Euro in 35 Game-Projekte. So können auch Beträge von 450 000 Euro für ein Game gesprochen werden – und nicht nur ein paar tausend Franken wie in der Schweiz.

Trotz diesen ungleichen Bedingungen geben die rund 600 Schweizer Game-Entwickler und -Entwicklerinnen, die laut einer Studie der Fachhochschule Nordwestschweiz vor der Corona-Krise einen Umsatz von 150 Millionen Franken erwirtschafteten, nicht auf. Sie tragen in einem Markt, in dem nur jedes zehnte Game erfolgreich ist, das volle Produktionsrisiko. Sie zehren dabei ihr Erspartes auf oder werkeln an ihren Œuvres zu nachtschlafenden Stunden, weil sie einem Brotjob nachgehen müssen. Auf diese Weise können zwar in einer Produktionszeit von sieben (!) Jahren kleine Juwelen wie «Mundaun» (*Weltwoche* Nr. 12/21) entstehen, die sämtliche Kriterien eines Kulturguts erfüllen: originell, auf die Schweiz bezogen, ästhetisch ansprechend et cetera. Selbst das Ausbleiben des kommerziellen Erfolgs ist gegeben. Die Folge: Talentierte Designer wie der «Mundaun»-Macher Michel Ziegler sind am Ende ruiniert, statt als Stars einer kreativen Industrie gefeiert zu werden.

Es braucht ein Umdenken in Sachen Games und dazu in erster Linie ein Coming-out der Gamerinnen und Gamer. Sie müssen ihre Scham ablegen und zu ihrem Hobby stehen können. Gamer sind die Regel, nicht die Ausnahme. Wer auf einen Generationenwechsel auf der Entscheidungsebene hofft, kann noch lange warten. Erst wenn sichtbar wird, wie gross die Gamer-Gemeinde tatsächlich ist, wird sich vielleicht in den Köpfen, in den Chefetagen und in Bundesbern etwas bewegen. Denn auch Wählerinnen und Wähler spielen Games.

Marc Bodmer, 58, war neun Jahre lang unabhängiger Game-Experte der Kulturstiftung Pro Helvetia. Er gibt Gaming-Workshops für Nicht-Spieler.





## TV-Kritik

### Nicht divers genug

Anabel Schunke

Germany's Next Topmodel 2022: Staffelfinale.  
26. Mai. Pro Sieben.

Am vergangenen Donnerstag kürte Heidi Klum «Germany's Next Topmodel 2022». In einer fast dreistündigen Live-Sendung, deren Inhalt hauptsächlich darin bestand, dass die fünf Finalistinnen vor der «Modelmama» in verschiedenen *walks* auf und ab gehen mussten, setzte sich am Ende die neunzehnjährige Österreicherin Lou-Anne durch. Dabei liess sich die Langeweile beim Zuschauer nur mühsam durch die üblichen Fremdscham-Momente überbrücken. So etwa als Heidi Klum mit Ehemann Tom Kaulitz zu Beginn den Titelsong der diesjährigen Staffel am Klavier anstimmte.

Auch deshalb arbeitet sich die deutsche Presse seit Jahren an der klumschen Sendung ab: Zu fake, antifeministisch und nicht divers genug sei, was Klum veranstalte. Lange machte sich das ehemalige Supermodel nichts aus der Kritik pseudointellektueller deutscher Journalistinnen, nun setzt man aber auch bei «GNTM» auf Diversity: Transsexuelle, Kleine, Grosse, Dicke, Dünne und ab dieser Staffel sogar Best-Ager-Models, also Menschen über fünfzig. Genug ist das für die deutsche Presse noch lange nicht.

«Am Ende gewann eine weisse Österreicherin», konstatierte die woke Bubble abschätzig im gewohnt rassistisch-identitätspolitischen Jargon. Was divers genug ist, entscheidet eben nicht Heidi, sondern die Problempony-Fraktion in den Redaktionen. Unter einer behinderten, schwarzen, homosexuellen Muslimin läuft hier nichts. Und überhaupt macht Heidi Klum das nur, weil es sich gut verkauft. Als würden andere den Diversity-Quatsch aus Überzeugung mitmachen. Nein, die Überzeugung muss stimmen. Und die Quote. Talent hat in dieser Welt schon lange keinen Platz mehr.

## Serie

### Produkt einer politisch-moralischen Zeit

Wolfram Knorr

Clark (Schweden 2022)

Von Jonas Åkerlund. Mit Bill Skarsgård, Alicia Agneson, Sandra Ilar, Malin Levanon. Netflix

Er war ein Hanskasper im kriminellen Gewerbe, immer auf der Überholspur, das ganz grosse Rad drehend: Clark Oderth Olofsson, Dieb, Bankräuber, Frauenheld, Dealer und Ausbrecher. Bekannt wurde er über die schwedische Landesgrenze hinaus quasi als der «Erfinder» des «Stockholm-Syndroms», jenes Phänomens, bei dem Geiseln mit den Geiselnehmern sympathisieren. 1973, während eines Banküberfalls, gelang Olofsson genau das. Ein psychopathischer Ex-Kumpel verlangte nach einem Überfall von der Polizei, ihm Clark, der gerade einsass, in die umstellte Bank zu schicken. Ein gewagtes Manöver, das nach sechs Tagen glücklich ausging, dank Clark. Keine Frage, dass diese Figur von hohem Unterhaltungswert war. Jonas Åkerlund, vor allem für seine Musikvideos bekannt, nutzte das furios für die sechsteilige Miniserie «Clark»: Der Kriminelle als Schelmenfigur, nach dem klassischen Muster à la «Tom Jones» von Henry Fielding, in der 68er Zeit goldrichtig; jener Ära, in der vor allem in Schweden das Egalitätsprinzip selbst das Strafrecht humanen Neuerungen unterwarf.

#### Ins Groteske überdreht

Präzis orientierte sich Åkerlund dabei an den Filmen von Richard Lester («Help», 1965) und Tony Richardsons «Tom Jones»-Version (1963) mit ihren kunterbunten ästhetischen Stilspielereien (Stummfilm-Elemente, direkte Kommentare in die Kamera). Åkerlund, der «Clark» entwickelte und an den Büchern mitschrieb, griff zusätzlich in seine Musikvideokiste (Dokumentarisches, Trickspiele, Animationen, Schwarzweiss, Slapstick etc.). Daraus wurde ein wilder Trip durch die Zeit des Aufbruchs der 1960er und 1970er Jahre. Nicht um die authentische Vita Clarks geht's, sondern um die auktoriale Verfügung einer Zeit, wie Åkerlund (durch Clark) sie sieht. Deshalb darf Clark selbst den Werdegang seiner Entwicklung immer wieder «kritisch» unter die Lupe nehmen. Folgerichtig beginnt sein Leben mit seiner – in Schwarzweiss – blutigen Geburt, seiner Kindheit mit einem rüden, alkoholisierten Vater und einer Mama, die ihrem lallenden Gatten schon mal eine Bierflasche über den Scheitel zieht. «Nach Wahrheiten und Lügen» heisst es vor jeder Folge, was eben nicht heissen soll, dass auch geschwindelt, sondern die Wahrheit ins Groteske überdreht wird.

Der 1947 in Trollhättan geborene Clark wuchs in einem wüst-bizarren Haushalt auf, in dem nichts stimmte, bis auf den Alkohol. Als der Junge elf Jahre alt war, landete die Mutter in der Psychiatrie und der Vater in der Gosse. Bei einer Pflegefamilie büxte er aus und ging mit fünfzehn zur See. Danach folgten Diebstähle, Besserungsanstalten, zahlreiche Delikte und immer wieder Einbuchungen, denen stets Ausbrüche folgten. Die gute Laune verlor er nie, war permanent hinter Rücken her und beschwor die grosse Liebe. Mit seinem Optimismus war der Tausendsassa das perfekte Produkt der politisch-moralischen Zeit, in der alles politisch war, vom Sex bis zur Illegalität. Clark Olofsson spielte fröhlich mit und nutzte alles, was der Reformwahn so zu bieten hatte. «Ich bin», sagte er mal, «eine Mischung aus Pippi Langstrumpf und Al Capone.»

Als ein Gulliver, der alle anderen für verzerrt hält, selbst die Polizei, die ihn zwar immer wieder fasst und hinter Gitter bringt, der er aber –

*Dass «Clark» rundum gelungen ist, liegt natürlich besonders an Bill Skarsgård.*

dank der Resozialisierungs-Reformerei – immer wieder entschlüpft, kariert er durchs Leben. So wird er mal im Knast als Che Guevara für ein «experimentelles» Theater freigestellt – und haut ab, mit einer neuen Errungenschaft, der er, wie allen, ewige Liebe verspricht. Das Pärchen türmt nach Dänemark in die «Freistadt» Christiania, wo die Hasch- und Politzszenen im Alternativ-Hokuspokus verschmilzt und Clark seinen «revolutionären» Charme spielen lässt. Ein



Anarchie, Lustspiel, Tragödie: Bill Skarsgård



satirisches Glanzstück. Insgesamt ein Lumpazi-vagabundus-Karussell voll Spott auf den einst für vorbildlich gehaltenen schwedischen Sozialstaat. Schon das legendäre Krimi-Gespann Maj Sjöwall / Per Wahlöö hat in den 1960er Jahren kein gutes Haar daran gelassen («Foul Play»). So weit geht Åkerlund nicht, aber seine satirischen Seitenhiebe (in den wilden, schwarzweisen Rückblenden in die Kindheit) sind bisweilen ziemlich happig.

### Handfeste Lebenslüge

Dass «Clark» rundum gelungen ist, liegt natürlich besonders an Bill Skarsgård («It») als Clark. Der Sohn einer Schauspielerdynastie (Vater ist Stellan Skarsgård) hat nicht nur die richtige Schaumschläger-Physiognomie, sondern bringt als eine Art gargantuesker Eulenspiegel und Hintertreppen-Don-Juan die richtige Mischung ins wilde Wechselspiel von Individualismus und Anpassung, Freiheit und Anarchie, Lustspiel und Tragödie. Clark war zeitweise so bekannt, dass der damalige Regierungschef Olof Palme ihn mal in Augenschein nehmen wollte. Tatsächlich lässt Åkerlund sie in einer Schummerzene aufeinandertreffen. Als drastischer Kontrast ist auf Netflix die gleichfalls schwedische, im Noir-Stil düster inszenierte, auch exzellente Miniserie «The Unlikely Murderer» zu sehen, die sich dem bis heute ungelösten Mord an Olof Palme (Winter 1986 mitten in Stockholm) mit einer umstrittenen Einzeltäter-These widmet. «Clark» wirkt da wie die noch unbeschwerte Vorgeschichte eines Staates, der im Egalitären den richtigen Weg zu gehen meinte. Als handfeste Lebenslüge wird sie im «Unwahrscheinlichen Mörder» manifest.



als Clark Oderth Olofsson.

## Klassik Reize der Reduktion Thomas Wördehoff

Fabio Biondi, *Europa Galante*: Opera in Musica – Carlo Monza Quartets. Naïve Records

Die Ankündigung einer musikalischen Ausgrabung hat oft einen fast schon entschuldigenden Unterton. Zwar versichern die emsigen Schürfer unverdrossen, wie «wichtig» das zutage geförderte Werk sei, aber eigentlich ist allen klar, dass Entdeckungen meist schnell wieder in der Versenkung verschwinden, weil die Elogen nicht immer halten, was sie versprechen. Doch was der italienische Geiger und Dirigent Fabio Biondi, Gründer des rührigen Europa-Galante-Ensembles, kürzlich nach langen Kabalen mit bockigen Archivaren aus den staubigen Regalen einer privaten Musikbibliothek am Lago Maggiore ans Licht geholt hat, könnte sich zu einem echten Knüller mausern.

Dabei liessen die dürren Auskünfte über die vergessenen Fundstücke zunächst einen Ladenhüter befürchten: sechs Streichquartette aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (also noch vor der «Erfindung» der Gattung durch Joseph Haydn) eines gewissen Carlo Monza aus Mailand, der zwischen 1735 und 1801 lebte, eines Sängers und Komponisten, von dem man gerade mal weiss, dass er um die zwanzig Opern, ein paar Sinfonien, geistliche Musik und etwas Kammermusik geschrieben hat. Ach ja: Vor gut hundert Jahren hat Igor Strawinsky seine «Pulcinella»-Suite mit Themen von Pergolesi, aber eben auch mit Melodien von Carlo Monza gewürzt. Viel mehr Informationen über den offenbar umtriebigen Italiener haben es nicht in die Gegenwart geschafft.

### Wille und Vorstellung

Die sechs Quartette des wohl einst hochangesehenen «maestro di cappella» am Mailänder Hof sind keineswegs nur nette Petitessen im galanten Stil, wie man sie gern zum Nachmittagstörtchen im Hintergrund laufen lässt; tatsächlich sind Monzas Meisterstücke veritable Opern. Ohne Handlung und ohne Gesang. Dafür mit zwei Violinen, Viola und Cello.

Und das ist ziemlich aufregend. Die jeweils drei- bis fünfsätzigen Kompositionen sind zwischen acht und zwölf Minuten lang, prall gefüllt mit Zutaten, die eine Oper so braucht – Ouverture, Rezitative, Arien, Duette, Terzette, Jagdmusik, jede Menge Drama, Verwirrung und auch Tränen. Nur werden Monzas Figuren lediglich von vier Instrumenten verkörpert, ob männlich oder weiblich. In der Tat meint man



Geht sofort unter die Haut:  
Geiger und Dirigent Biondi.

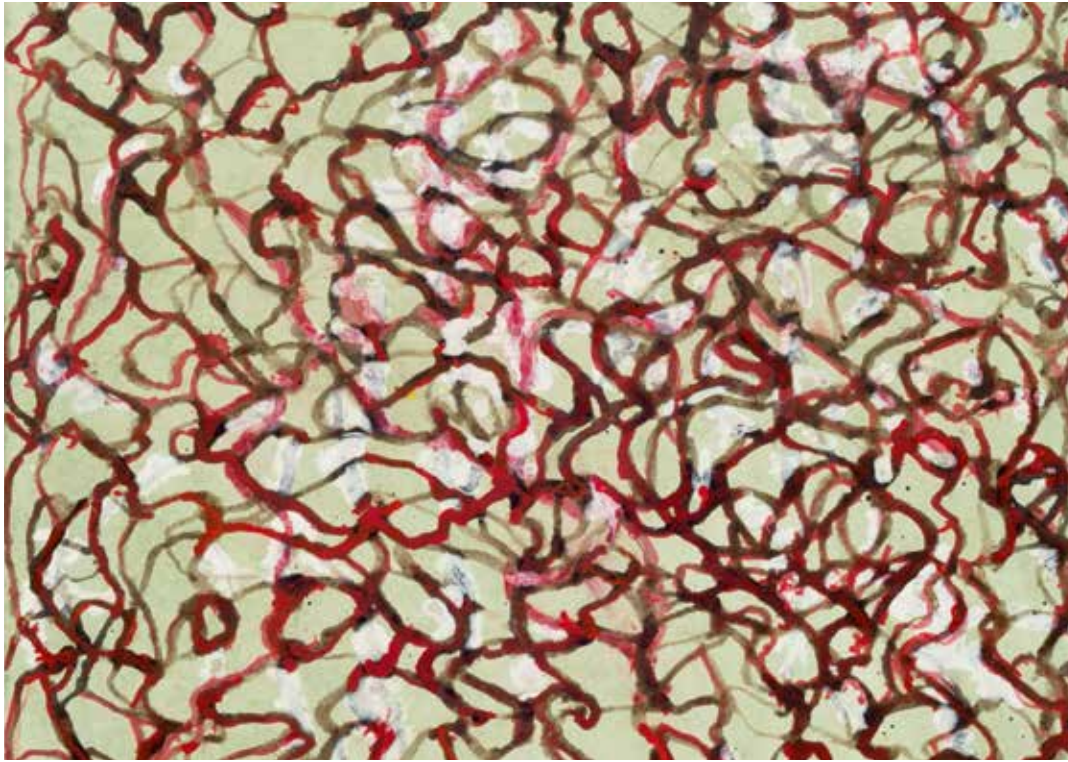
das quirilige Dienstmädchen, den weidwunden Verehrer, eine grantige Tante oder den breitbeinig auftretenden, aber letztlich einsichtigen Cavaliere erkennen zu können – als sässe man in einem rasant erzählten, bisweilen zu Herzen gehenden Stummfilm über die Turbulenzen der Liebe, die sich manchmal auch ins Komische verdrehen können. Der Clou bei Monza: Die fun-

### Melancholie und Übermut liegen in Monzas hochtheatralischer Musik nah beieinander.

kelnden Affekte in Stücken wie «Gli amanti rivali», «La fucina di vulcano» oder «Il giocatore» elektrisieren einen durch und durch – die fehlende Handlung muss man sich allerdings herbeihalluzinieren. Oper als Wille und Vorstellung. An Motivation dürfte es nicht mangeln. Melancholie und Übermut liegen in Monzas hochtheatralischer und melodischer Musik nah beieinander, entwickeln gar in ihren besten Momenten eine frappante Gleichzeitigkeit von Trauer und Witz wie sonst nur noch bei Mozart (der dem bereits Etablierten 1770 als Vierzehnjähriger in Mailand vorgestellt wurde). Auch Monzas Tonfall ist auf wundersame Weise zugleich unverstellt und süffig; nie aber lässt er seine Musik ornamental leerlaufen. Der Mann war ein gleichzeitig temperamentvoller und zart komponierender Lakoniker. Anders gesagt: Seine Musik hat Esprit, reisst mit und geht sofort unter die Haut.

«Wenn man im gleichen Konzert die Quartette Monzas und die des jungen Mozart spielt», schwärmt Fabio Biondi, «könnte man denken, sie seien vom gleichen Komponisten.» Musik zum Staunen.





Zeichen finden zueinander, beginnen zu tanzen: «15x15» von Brice Marden (Ausschnitt).

## Kunst

# Hinein ins Gitter der Linien

Angelika Maass

Brice Marden: Inner Space.  
Kunstmuseum Basel. Bis 28. August

Sein Vater sei ein passionierter Hobbygärtner gewesen, der die schönsten Trockenmauern gebaut habe, sagt der amerikanische Künstler im 22-Minuten-Film aus dem Jahr 1977: «Da musste alles passen.» Nicht anders sei es bei seinen Gemälden. So einfach also – und wie alles Einfache schwer. Die Bemerkung des 39-jährigen Brice Marden, heute 83 und längst einer der ganz Grossen der Gegenwart, gilt auch für sein späteres Schaffen, das malerische wie das zeich-

*Vieles kommt zusammen,  
Einblick und Ausblick, Tag und  
Nacht, Tragendes und Lastendes.*

nerische. Die Schau im Kunstmuseum Basel beweist es mit 104 Arbeiten auf Papier und acht Gemälden aus fünf Jahrzehnten – Direktor Josef Helfenstein, Kurator der Ausstellung, nennt sie, bescheiden, eher klein.

Drei langgestreckte Räume, dazu der Film im Vestibül: Das ist viel und verlangt viel Aufmerksamkeit, im besten Fall das, was Marden beim Betrachten von Kunstwerken, die eigenen eingeschlossen, von sich verlangt: «a ritual

of involvement», ein Ritual der Beteiligung. Wie das geht? Manchmal relativ einfach, man springt auf und hinein ins Gitter der Linien und Farben, verlockt von der Schönheit. Spürt die Stärke des «Geflechts», seine Elastizität, die in die Tiefe führt und vor dem Fall in die Tiefe bewahrt. So jedenfalls kann es einem im dritten Raum ergehen, der den «Kalligraphischen Erkundungen» gewidmet ist.

Zuvor aber der zweite Raum, «Zeichnen und Malen». Der Titel betont, was für den Künstler von Anfang an wichtig war: Es gibt keinen Rangunterschied zwischen seinen Zeichnungen und den Gemälden. Hier findet sich auch das älteste Werk der Ausstellung, «Long Gulf» (1971), eines jener auf das Wesentlichste reduzierten Gemälde der frühen Jahre. Streng geometrisch, der obere Teil schwarz-, der untere braungrau: eine seltsame Meeresnachtlandschaft. Am anderen Ende des Raumes hängt ein grosses Hochformat, «Elements I» (1981–82), eine Komposition aus langen Rechtecken, eines für jede der vier leicht auf Moll gestimmten Grundfarben: Rot, Blau, Gelb, darüber der «Querbalken» Grün. Bestechend schön.

Dann die Zeichnungen. Eine ganze Längswand ist «Post and Lintel» (Pfeiler und [Tür-]Sturz) vorbehalten, einer Serie grosser Formate, die sich von Weiss zu Schwarz entwickeln, 1984 begonnen, 2019 vollendet. Raffiniert einfach, überzeugend, und die Zeit zählt. Man versteht, warum Marden gesagt hat, man möge seine Zeichnungen «als Räume» betrachten: Vieles kommt da zusammen, Einblick und Ausblick, Tag und Nacht, Tragendes und Lastendes; im Hintergrund die Erfahrung

griechischer Architektur. Die andere Längswand zeigt Kleineres, Zarteres, Gestisches: die sehr persönlichen Nachtgedanken in Verbindung mit Mardens Tochter Mirabelle (1979) oder die Spuren von Muschelbetrachtungen (1985–87), eine bewegte Art, Zeichen der Natur «nachzuschreiben». Von diesen abstrakten Zeichen hin zu den fernöstlichen Schriftzeichen nachempfundenen Zeichnungen des dritten Kapitels ist es vielleicht kein kleiner, aber ein logischer Schritt. In «Twelve Letters from Borobudur» (2010) sind die Zeichen weicher, runder geworden, das Allover gleichmässiger. Die monochrome Malerei, mit der Marden einst auftrat, scheint weit entfernt.

## Studien für Chorfenster

Nicht anders in der berühmten 35-teiligen Serie der «Cold Mountain Studies» (1988–91), inspiriert von Gedichten des Chinesen HanShan («Kalter Berg», 7./8. Jh.): Die Zeichen finden zueinander, beginnen zu tanzen, werden figurativ, fordern zu subjektiven Lesarten auf.

Wenn man nur genau schaut, was auf der Fläche passiert, ist das legitim. Durchaus lustvoll auch, sich auf die farbigen Klangmuster der «15x15»-Serie (2015–17) einzulassen. Und vor einem monumentalen Gemälde wie dem Linien-Zauberstück «The Muses» (1991–93) der Komposition nachzuspüren, ist bewegend. «Ich wollte in der Lage sein, so etwas wie Fugen zu machen, kompliziertere, hin und her gehende Darstellungen von Gefühlen», hat Marden in einem Interview 1991 gesagt.

Was ihn aber mit Basel und dem Münster verbindet und wie epochal für sein Œuvre die Beschäftigung mit der (nicht realisierten) Neugestaltung der Chorfenster (1978–85) war, erfährt man im ersten Raum mit all den Studien zu Licht und Farbe im Raum, so abstrakt wie erfüllt.





## Theater

# Viel Aktionismus, wenig Tiefgründiges

Gerhild Heyder

Das Theatertreffen: Berliner Festspiele 2022

Nach zwei digitalen Ausgaben konnte das Theatertreffen nun wieder analog stattfinden, mit dem Haus der Berliner Festspiele als Zentrum für Aufführungen, Preisverleihungen und Diskussionen. Zehn «bemerkenswerte» Inszenierungen aus dem deutschsprachigen Raum werden seit 1964 Jahr für Jahr von einer aus sieben Theaterkritikern bestehenden Jury ausgewählt und nach Berlin eingeladen. Die sogenannte 10er-Auswahl bildet den Kern des Treffens, das sich im Laufe der Zeit durch Rahmenprogramme und Nebengeleise immens aufgebläht hat: Stückemarkt, Internationales Forum, TT Kontext, Next Generation, Specials.

Konzentrieren wir uns auf die 10er-Auswahl, die ja ein Bild der gegenwärtigen Theaterlandschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz zeichnen soll. Sie spiegelt den Zeitgeist wider: Nachhaltigkeit, Klima, Gender, patriarchalische Strukturen, häusliche Gewalt und der Pandemie geschuldete Einsamkeit sowie eine existenzielle Unsicherheit im Zeitalter der Krisen, vor denen man sich ins Private zurückzieht («All right. Good night» von Rimini Protokoll).

### Seltsame buntgekleidete Aliens

Häufig beziehen sich die Inszenierungen auf Klassiker. «Das neue Leben» von Christopher Rüping kreist um Dante und Beatrice, wobei die vier Schauspieler mal den Dichter, mal die Angebetete spielen; «Die Jungfrau von Orléans» (nach Schiller) von Ewelina Marciniak verwandelt die Gotteskriegerin in eine sich von ihrem männlichen, sexuell aufgeladenen Umfeld emanzipierende junge Frau auf der Suche nach sich selbst, wobei vom schillerschen Text nur noch rudimentär eingestreute Passagen übrigbleiben; Volker Lösch und Soeren Voima gelingt mit «Der Tartuffe oder Kapital und Ideologie» immerhin das Kunststück einer schrill aktualisierten gereimten Nachdichtung von Molières Original, unter Einbeziehung von Texten des Ökonomen Thomas Piketty.

Herausragend ist der vom Wiener Volkstheater produzierte Ernst-Jandl-Abend in der Regie von Claudia Bauer: «humanistää!» verschränkt die beiden Theaterstücke Jandls, «Aus der Fremde» und «Die Humanisten», zu einem explosiven Feuerwerk textlicher und choreografischer Genialität um das Lebenspaar Ernst Jandl und Friederike Mayröcker.

Schwer erträglich hingegen «Like Lovers Do (Memoiren der Medusa)» von Sivan Ben Yishai. In der Regie von Pınar Karabulut werden Texte aller Spielarten sexueller Gewalt verlesen, während auf der Bühne seltsame buntgekleidete Aliens ihr Wesen treiben und am Ende in einem Raumschiff gen Himmel steigen. Der «feministische Aufschrei gegen strukturellen Sexismus und sexualisierte Gewalt» löste bei den jüngeren Zuschauern Heiterkeit aus – das war dann wohl so nicht beabsichtigt.

### Sozialdrama ohne Armutsvoyeurismus

Ganz anders und wirkungsmächtiger gezeigt wird das Thema Gewalt in «Ein Mann seiner Klasse», nach dem Roman von Christian Baron in der Bearbeitung von Lukas Holzhausen und Annika Henrich. Der Autor beschreibt seine eigene Kindheit im Kaiserslautern der neunziger Jahre, die geprägt war von Armut und einem unter Alkoholeinfluss gewalttätigen Vater, den er dennoch geliebt hat. Da ist ein

### Schillers «Jungfrau von Orléans» wird zu einer jungen Frau auf der Suche nach sich selbst.

Sozialdrama ganz ohne Armutsvoyeurismus gelungen, ein berührendes Stück über die Liebe zwischen Vater und Sohn und das Recht auf Vergebung.

Bei «Doughnuts» von Toshiki Okada handelt es sich um eine Petitesse ganz ohne Dramatik – eine kleine Gruppe von Menschen sitzt wegen Nebels in einem Hotel fest und kann nicht zu ihrer Konferenz anreisen, die Auswege aus den grossen Krisen der Welt aufzeigen soll, und ihre selbstreferenziellen Gespräche (eher Monologe) drehen sich im Kreis um eine existenzielle Leere, die sich in ihrer zur Untätigkeit verdammt Lage nicht mehr mit Aktivität füllen lässt.

Das Etikett «bemerkenswert» lässt vieles zu. In diesem Jahr (dem letzten der Festivalleiterin Yvonne Büdenhölzer, die als «Erfinderin der Frauenquote» beim Thema Regie in die Annalen eingehen wird) einen bunten Reigen unterschiedlichster Stile und Darstellungsweisen einer mehr oder weniger ernsthaften Auseinandersetzung mit unserer an Dramen wahrlich nicht armen Zeit. Leider gab es wenig emotionale Berührung, dafür viel Aktionismus. Psychologisch Tiefgründiges fehlte gänzlich. Gezeigt wurde vom aktuellen Diskurs bestimmtes Mainstream-Theater, das Gefahr läuft, Ästhetik und Gefühl aus dem Auge zu verlieren. Gebuht wird nicht mehr, gejuchzt und gekreischt dagegen reichlich. Das Theater scheint sich heute vor allem an die Jüngeren zu wenden. Die waren begeistert – und das ist ja immerhin etwas.

## Jazz

# Jeder für alle, alle für jeden

Peter Rüedi

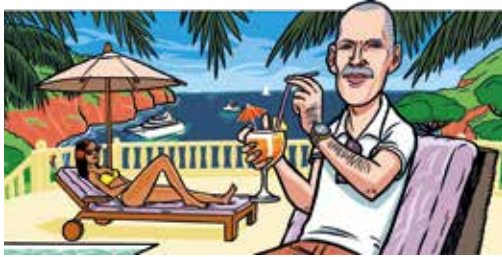
Dejan Terzic Axiom: Silent Dancer.  
Cam Jazz Camj 7962-2

Was ist ein Axiom? Mit der Kurzdefinition des Fremdwörter-Dudens gesagt: Ein Axiom ist ein «Grundsatz, Satz, der keines Beweises bedarf». Um den Begriff «Axiom» weht also etwas von unumstösslicher Wahrheit. Nennt einer seine Band Axiom, werden ihm die einen gesundes Selbstbewusstsein, die anderen Anmassung attestieren. Halten wir es im Fall des deutschen Schlagzeugers serbischen Ursprungs Dejan Terzic mit den einen. 1970 in Banja Luka geboren, kam er im Alter von drei Jahren nach Nürnberg, besuchte dort und später in Würzburg das Konservatorium, unterbrochen von Studienaufenthalten in den USA bei Grössen wie Marvin Smitly Smith, Bill Stewart, Jimmy Cobb.

Bald wurde er zu einem der meistgesuchten Drummer, in Deutschland, aber auch darüber hinaus. Er gehörte zu Bands von Dusko Goykovich, Bob Berg, Franco Ambrosetti, Enrico Rava, Nils Wogram, abgesehen von eigenen Formationen wie Underground oder Melanoia. Axiom, ein Allstar-Quartett mit dem amerikanischen Saxofonisten Chris Speed, dem serbischen Pianisten Bojan Zulfikarpasic (der sich seit seiner Residenz in Paris nachsichtig «Bojan Z» nennt) und dem neuseeländischen, in New York lebenden Bassisten Matt Penman, ist entgegen seinem absoluten Namen das Gegenteil eines grosssprecherischen Drummer-Egotrips, nämlich ein hochintegriertes Gruppenprojekt von vier gleichberechtigten (und gleichgewichtigen) Partnern.

«In dieser Band», sagt Terzic, «gibt es keine Sidemen. Ich mag das Konzept von Sidemen und Leader sowieso nicht besonders.» Zwar stammen alle zehn Kompositionen vom Drummer, sehr unterschiedlich zwischen poetischer Finesse («Poeme», «Mysterious Life of Blowfish») und repetitiv-minimalistischer Power («Typewriter», «Outcry»). Ihre perkussive Handschrift ist, mal mild, mal wild, unverkennbar. Aber im Gegensatz zu manch anderen von Schlagzeugern geleiteten Bands versteht sich der immer markante Terzic als Diener seiner superben Partner: Speed ist ein Feingeist mit viel Sinn für Nuancen, aber auch ein Entfesselungskünstler, wie anders auch Bojan Z, der subtil Impressionistisches ebenso souverän auffächert, wie er andererseits auf dem E-Piano handgreiflich zupackt. Und Penman ist wunderbar, in seinem Basis-Job und in seinen singenden Solo-Flügen. Jeder für alle, alle für jeden.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Ich, reich und glücklich

Mark van Huissingel

Sie kennen das auch, man erfährt die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Untersuchung und kommt zum Schluss: «Interessant, hätte ich nicht gedacht.» Logisch, wozu braucht's sonst eine grossangelegte Erhebung, wenn das, was dabei rauskommt, schon bekannt ist, sogar Joe Sixpack oder, wie er im deutschen Sprachraum heisst, Max Mustermann, nicht wahr? Das war Ironie. Und diese verträge sich nicht mit dem geschriebenen Wort, sagt man. Drum weise ich an dieser Stelle darauf hin. Oftmals ist es nämlich umgekehrt. Man erfährt die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Untersuchung und kommt zum Schluss: «Ja, klar, so ist es. Wer hat's noch nicht gewusst?»

Erstaunlich viele Leute, lautet die Antwort. Andernfalls gäbe es mehr reiche und glückliche Menschen auf der Welt.

2019 erschien der Aufsatz «Capitalists in the Twenty-First Century», Kapitalisten im 21. Jahrhundert, eine «bahnbrechende Studie» (*New York Times*, NYT) von vier Wirtschaftswissenschaftlern. Sie untersuchten die Vermögens- und Einkommensangaben der 140 000 amerikanischen Steuerzahler, die jährlich mehr als 1,58 Millionen Dollar (1,53 Millionen Franken) verdienen. Um die Quelle ihres Reichtums herauszufinden.

«Die Reichen sind nicht die, die wir meinen», war dann die Schlagzeile in der NYT. Es sei selten, schrieb der Autor des Artikels über die bahnbrechende Studie, dass ein Satz seine Sicht auf die Welt verändere. Doch der erwähnte Aufsatz habe einen solchen enthalten: «Der typische Reiche ist der Eigentümer eines regionalen Unternehmens.» Der Schreiber, von Beruf Datenwissenschaftler, meinte wohl, die Reichen seien

Leute mit glänzenden Laufbahnen in strahlenden Branchen, Hirnchirurgen vielleicht oder wenigstens Modeschöpfer. «Stattdessen sind es Autohändler oder Getränkevertreiber – Reiche tendieren dazu, unsexy Firmen zu haben» (das ist allgemeingültig, in Amerika wie in *Sweden* oder *Switzerland*; im Gegensatz zum Getränkevertrieb, in Amerika dürfen Hersteller von Alkoholika diese nicht selbst verkaufen).

Ich erlaube mir den Hinweis auf «Letzter Halt Bahnhofstrasse», meinen 2017 erschienenen Roman. Eine der handelnden Figuren darin ist Unternehmer, tätig im *waste management*, er hat eine Maschine entwickelt, mit der man über Schuttmulden fahren und den Inhalt auf die Hälfte zusammendrücken kann. Damit doppelt so viel reinpasst. So machte er 100 bis 300 Millionen. «Und weil Schuttmuldenstampfen nicht sexy ist, versucht er aufzutreten wie einer, der 1 bis 3 Milliarden hat. Weil es dann keine Rolle mehr spielt.» Schlägt Fiktion die Realität beziehungsweise wer imitiert wen, könnte man fragen.

Um fair zu sein, der Datenwissenschaftler ist nicht der Einzige, dessen Vorstellung von Reichtum auf den Holzweg führt. Mit welchen vier Geschäftsideen macht man am schnellsten Pleite? Platz 4: Kosmetikverkauf (nach 4 Jahren im Schnitt), Platz 3: Kleiderboutique (3,75 Jahre), Platz 2: Spielzeuggeschäft (3,25 Jahre) und der grösste Verlierer: ein Plattenladen (2,5 Jahre). Dennoch gibt's immer wieder Leute, die es versuchen. Am anderen Ende der Strasse: Zahnarztpraxis (hält 19,5 Jahre im Schnitt).

So viel zu reich, jetzt, wie versprochen, zu glücklich: Geld habe keinen Einfluss auf Glück, geht eine Behauptung. Stimmt nicht (Quelle:

### Mit welchen vier Geschäftsideen macht man am schnellsten Pleite?

Killingsworth, Pennsylvania-Universität), doch der sogenannte Grenznutzen nimmt ab. Mit anderen Worten, es braucht immer mehr zusätzliches Geld, um zusätzliche Glücksgefühle auszulösen. Was Menschen dagegen nachweislich am zufriedensten macht, sei Sex, (andere) körperliche Ertüchtigungen sowie Gartenarbeit. Das Wetter sei eher nebensächlich – Ausnahme: über 24 Grad warm und sonnig –, doch Gewässer und schöne Landschaften erzeugen gute Laune.

Was nicht glücklich macht, übrigens, sei die Nutzung sozialer Medien (letzter Rang von 27 untersuchten Freizeitbetätigungen) sowie Arbeiten (zweitletzter Platz von 40 Aktivitäten; nur Kranksein stiftet noch weniger Freude). Zusammengefasst: Wer glücklich sein will, soll an einem warmen, sonnigen Tag Sex am Wasser haben (alternativ Freiübungen oder Gartenarbeit verrichten). Leider wird man davon in der Regel nicht reich, jedenfalls nicht als Mann. Besser geht's als Autohändler, Zahnarzt oder im *waste management*.



## UNTEN DURCH

### Dunkle Zeiten

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno war von den siebziger Jahren bis in die späten Neunziger in jedem Sommer bräunungsaktiv. Bei seinen Strandferien in Italien mietete er stets einen Liegestuhl *senza ombrello ma con molto sole*. In Rimini war er bei den Einheimischen unter dem Namen «Mister Toast» bekannt. Leute, die Sonnencreme benutzten, waren für Bruno so etwas Ähnliches wie Deserteure, solche Typen konnte er beim besten Willen nicht respektieren.

Für Bruno war Braunsein nicht einfach nur ein ästhetischer Akt, es war für ihn eine Lebenseinstellung, wenn nicht gar eine Wissenschaft. Beispielsweise begann er wissenschaftlich zu untersuchen, weshalb er vorn stets brauner wurde als hinten. Er legte sich mit einer Stoppuhr an die Sonne und drehte sich exakt nach dreissig Minuten vom Bauch auf den Rücken und danach wieder umgekehrt, bis in Rimini die Sonne unterging. Abends im Hotel bestimmte er dann die unterschiedlichen Bräunungsgrade von Bauch und Rücken mit einem Spektrometer, das er selbst modifiziert hatte. Die Skala der Braun-



töne nannte er «Kenyatta-Skala», zu Ehren von Jomo Kenyatta, dem ersten Ministerpräsidenten von Kenia. Die Skala reichte von 0 bis 25, wobei 0 Kenyatta dem Hautton von Paul McCartney entsprach und 25 Kenyatta dem von Stevie Wonder («Ebony and ivory / live together in perfect harmony»).

In seinen besten Zeiten, Mitte der achtziger Jahre, erreichte Bruno nach drei Wochen Rimini vorn 21 Kenyatta und hinten immerhin 19. Aber dann begann die Zeit, in der Bruno plötzlich der Einzige war, der am Strand noch in der prallen Sonne lag. Plötzlich galt es als ungesund, mit mehr als 3 Kenyatta aus dem Urlaub zurückzukommen. Alle wollten jetzt so aussehen wie ein norwegischer Minenarbeiter, und mit «alle» ist Kate Moss gemeint: Sie sah aus wie ein norwegischer Minenarbeiter. Und da alle wie Kate Moss aussehen wollten, war dem Bleichsein Tür und Tor geöffnet. Sogar Michael Jackson sah jetzt aus wie Paul McCartney, und Beyoncé schluckte angeblich Glutathion, um auf 5 Kenyatta runterzukommen.

Das waren für Bruno dunkle Jahre. Er stellte sein Spektrometer auf den Estrich, verbrachte seine Sommerferien im Regenloch Luzern und wurde über die Jahre so fürchterlich weiss, dass seine Familie ihn für tot erklären liess. Doch dann geschah, für Bruno, ein Wunder in Gestalt der globalen Finanzkrise von 2008. Sie führte dazu, dass sich Abertausende arbeitslos gewordene Broker ganze Tage lang an den Strand legten und dort über ihr verlorenes Vermögen nachdachten. Nach und nach verloren sie ihre Wall-Street-Blässe, und in den Medienberichten über ehemals erfolgreiche Investmentbanker, die jetzt in der Karibik Tischdekorationen aus Bananenschalen bastelten, sah man auf den dazugehörigen Fotos abenteuerlich gebräunte Männer, die behaupteten, seit sie arm seien, seien sie glücklicher als vorher.

Bruno begriff, dass der Wind sich gedreht hatte. Nun setzte er sich zum ersten Mal seit vielen Jahren wieder mit nacktem Oberkörper auf seinen Balkon, um vorzubräunen fürs Strandbad. Er erreichte schon im Mai 14 Kenyatta im Gesicht, 12 am Oberkörper und 9,5 hinten. Es war kein Zufall, dass kurz darauf Michael Jackson starb: Als Mitbegründer der Bleichheits-Bewegung passte er einfach nicht mehr in die neue Zeit, in der nun sogar Literaturstudentinnen wieder braun sein wollten. Beyoncé behauptete plötzlich, sie habe niemals Glutathion geschluckt und sei in Wirk-

lichkeit viel brauner als auf den Fotos in *Vanity Fair*. Donald Trump mit seinen auf welchem Weg auch immer erworbenen 11,8 Kenyatta Gesichtstönung schaffte es als erster braunhäutiger Präsident nach Obama sogar fast in die zweite Amtszeit. «Der Bauch sieht halt einfach viel schöner aus, wenn er braun ist», sagte Bruno kürzlich und drückte mit beiden Händen sein Bauchfett zu einer dicken Wurst.



## FRAUEN Kate Moss, Dame von Welt Julie Burchill

Im Vereinigten Königreich ist derzeit eine enorme Nostalgie nach den Neunzigern zu beobachten, als Cool Britannia den Ton angab und der jugendliche Premier Tony Blair sich in einer Weise mit Popstars umgab, wie man das zuletzt in den Sechzigern erlebt hatte, als Harold Wilson und seine neue Labour-Regierung sich als Fans der Beatles zu erkennen gaben.

Das Gesicht der Neunziger war fraglos Kate Moss, deren Name kürzlich durch die Presse ging – nicht wegen irgendeines Skandals, sondern weil sie als Zeugin im Verleumdungsprozess zwischen Heard und Depp aussagt. Ihr Erscheinen lenkt noch mehr Aufmerksamkeit auf diese Schlammschlacht, immerhin ist Moss eine absolut unverkennbare, aber nach wie vor geheimnisvolle Ikone des Kulturbetriebs.

Sie war von Anfang an ein Original. Ihr notorischer Hang zu Sex, Drogen und Rockstars wirkte nie selbstzerstörerisch, sondern wie eine Feier ihres Glücks, nachdem sie, in jener Ära hochgewachsener Supermodels, als kleiner Teenager mit Zahnücke entdeckt worden war. Auf Paparazzi-Fotos schien sie

eigentlich immer zu lachen. Seit der Heroinchic-Kontroverse ihrer Anfangsjahre bis hin zu den «Kokain-Kate»-Schlagzeilen führte sie ein öffentliches Leben und verwandelte sich schliesslich mühelos von einem Enfant terrible in eine Dame von Welt, die mit ihrem Verlobten und ihrer Tochter nunmehr auf dem Land lebt. Sie scheint kein Problem mit dem Älterwerden zu haben, bleibt verschont von den chirurgischen Katastrophen ihrer Generation von Sirenen mitsamt dem entsprechenden Tiktok-Gespött.

«Sich niemals rechtfertigen, sich niemals beklagen» war stets das Mantra der britischen Royals. Von wegen! Aber Moss hat sich an diese Devise gehalten, und deshalb findet die Öffentlichkeit sie nach wie vor interessant. Der übliche Mob, neidisch auf ihre mühelose Schönheit und ihr phänomenales Vermarktungstalent, warf ihr vor, ein «schlechtes Vorbild» zu sein, auch wenn sie das nie beansprucht hat. Doch angesichts der Trümmer des Depp-Heard-Prozesses kann es keine bessere Lektion geben, wie gut oder schlecht hochklassige Stars altern – Depp ein taumelnder Schatten seiner selbst, Moss eine elegante, vermögende Dame. Das junge Mädchen, einst bekannt als «The Tank» wegen seines kolossalen Konsums von Alkohol und Drogen, führt heute ein Leben, das in seiner Mässigung genauso cool ist wie damals die Ungezügeltheit.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork





THIEL

## König und Meister

**Berufsberaterin:** Was möchtest du denn mal werden?

**Schüler:** König.

**Berufsberaterin:** Wieso König?

**Schüler:** Mein Opa war schon König.

Er war Ausbrecherkönig.

**Berufsberaterin:** Aber das ist doch kein Beruf.

**Schüler:** Stimmt, von Beruf war er eigentlich Meister gewesen.

**Berufsberaterin:** Was für ein Meister? Malermeister? Metzgermeister? Schreinermeister?

**Schüler:** Meisterdieb.

**Berufsberaterin:** Deswegen war er vermutlich im Gefängnis.

**Schüler:** Nein, ins Gefängnis kam er, weil er nebenamtlich Priester war.

**Berufsberaterin:** Priester?

**Schüler:** Und Jäger.

**Berufsberaterin:** Was jetzt?

**Schüler:** Er war Schweinepriester und Schürzenjäger.

**Berufsberaterin:** Was für eine Karriere ...

**Schüler:** Ja, wenn man bedenkt, dass er als Knecht angefangen hatte und dann als Geselle auf Wanderschaft war.

**Berufsberaterin:** Also hatte dein Opa auch einen ehrbaren Beruf.

**Schüler:** Und ob! Angefangen hat er als Folterknecht und Henkergeselle. Aber gestorben ist er als Ausbrecherkönig in Ausübung seines Amtes, denn er wurde auf der Flucht erschossen.

**Berufsberaterin:** Auf jeden Fall sind das keine Berufsziele für dich. Du bist hier, damit wir für dich etwas Neues finden. Was interessiert dich denn so?

**Schüler:** Na, halt alles, was ein König so macht: keine Verantwortung tragen, den Leuten ihr Geld stehlen, selber in Saus und Braus leben, alle rumkommandieren, nie zur Rechenschaft gezogen zu werden und trotzdem hohes gesellschaftliches Ansehen geniessen. Was für eine Berufswahl empfehlen Sie mir?

**Berufsberaterin:** Dir steht eine glänzende Karriere als Politiker bevor.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Hauch von Silicon Valley

Herzog & de Meurons neuester Streich:  
Eben eröffnete das Royal College of Art in London  
einen wegweisenden Campus der Basler.



*Kunst und Unternehmertum:* der Herzog-&-de-Meuron-Neubau im Battersea-Quartier.

Immer wieder London. 1999 machten sich Herzog & de Meuron mit dem Umbau der Tate Gallery of Modern Art weltweit einen Namen. Ihr jüngstes Werk im Stadtteil Battersea hat ebenfalls mit Kunst zu tun. Die Basler Architekten gewannen 2016 den Wettbewerb eines Neubaus für das Royal College of Art (RCA). Auf dessen Website spricht man von der «bedeutendsten Weiterentwicklung in der Geschichte des Campus». Der vor wenigen Tagen eröffnete Bau soll dem 1837 gegründeten Institut die Zukunft einhauchen.

### Hockney, Scott, Dyson

Die Vergangenheit des RCA ist bereits ruhmreich. Absolventen wie der berühmte Maler David Hockney, die Regiemeister Tony und Ridley Scott («Top Gun», «Gladiator») oder der hochechrfolgreiche Staubsauger-Designer James Dyson verleihen dem College einen fabelhaften Ruf. Es belegt aber auch bei den QS World University Rankings regelmässig den Spitzenplatz als weltweit beste Hochschule für Kunst und Design.

Herzog & de Meuron errichteten eine aus zwei Haupthäusern bestehende Konstruk-

tion, in der die Kraft der Innovation voll ausgeschöpft werden soll. «Eine Formel für Ausbildung, Forschung und Unternehmertum, die die kreativen Möglichkeiten zwischen Wissenschaft, Kunst und Design auskundschaftet», beschreiben die Schweizer Architekten ihren 135 Millionen Pfund teuren Bau.

Dieser besteht aus Atelier- und Werkstatträumen, in denen handfeste Kunst entstehen wird, aber auch aus Forschungseinrichtungen für den technischen Fortschritt. Denn das RCA ist daran, sein Programm noch mehr in Richtung Robotik und intelligente Mobilität auszubauen. «Die Startrampe für die kreativen Führungskräfte der Welt» nennt es Paul Thompson, der Rektor des RCA, ganz unbescheiden. 15 500 Quadratmeter Arbeitsfläche stehen dafür zur Verfügung.

Von aussen betrachtet, sticht einem der Kontrast zwischen alter und neuer Welt ins Auge. «Es erinnert an einen Start-up-Inkubator, der vom Silicon Valley hergeflogen wurde und auf ein renoviertes Relikt aus der Industrialisierungszeit Londons aufgeschraubt wurde», kommentierte der einheimische *Guardian* den Herzog-&-de-Meuron-Bau.



# Bernhard Russi

Der Andermatter Olympiasieger, Pistenbauer und Kommentator vermisst die Zeit beim TV nicht. Er klettert viel und spielt Golf. Seine erste WM-Medaille hat er gut versteckt.

**Weltwoche:** Herr Russi, wie geht es Ihnen?

**Bernhard Russi:** Sehr, sehr gut. Weil es erstens meinem Umfeld, meiner Familie gutgeht und weil ich gesund bin. Das können auch die kleinen Bobos an Knien und Rücken nicht ändern. Im Gegenteil, diese sind ein Beweis dafür, dass ich bis anhin sehr aktiv war.

**Weltwoche:** Wo bewahren Sie Ihre Goldmedaillen, Olympia Sapporo 1972, WM Gröden 1970 sowie WM Sapporo 1972, auf?

**Russi:** Die der WM 1970 ist im Pistenrestaurant «Wachthuus». Aber versteckt. Wenn sie jemand sehen will, muss er sie suchen! Alle anderen sind im Talmuseum Ursern in Andermatt, wo sich im Moment eine Spezialausstellung zum 50-Jahr-Jubiläum Sapporo befindet.

**Weltwoche:** Auf welche sind Sie am meisten stolz und warum?

**Russi:** Mit dem Wort stolz gehe ich sehr vorsichtig um. Ich muss dabei unterscheiden zwischen emotionaler Zufriedenheit und Nach-

haltigkeit. Die WM 1970 war auch für mich ein Wunder und eine grosse Überraschung. Dementsprechend auch die überschäumende Freude. Aber die grösste Nachhaltigkeit, vielleicht auch den grössten Wert, hat die Olympia-Goldmedaille. Mit dieser gehört man auch als Schneesportler zu den Weltausreissern, zu den grössten Sportlern der Welt.

**Weltwoche:** Haben Sie noch Kontakt mit Teammitgliedern aus jener Zeit?

**Russi:** Ja, natürlich nicht zu allen gleich. Jeder hat ja sein eigenes Leben und auch andere Interessen und Rhythmen. Ich sehe Roland Colombin fast mehr als zur Aktivzeit. Walti Tresch ab und zu! Und mit Franz Klammer machte ich eine grosse Schweiz-Österreich-Tournee. Anlass war ein Film.

**Weltwoche:** Was sagen Sie zu Marco Odermatt?

**Russi:** Das Gleiche wie vor fünf Jahren. Ein Jahrhunderttalent und ein grossartiger, sympathischer, bodenständiger Sportler. Er kann

noch mehr. Dabei meine ich, dass er in Zukunft auch Rückschläge, die naturgemäss geschehen können, verkraften kann.

**Weltwoche:** Vermissen Sie Ihre Arbeit als Co-Kommentator beim Schweizer Fernsehen?

**Russi:** Nein, überhaupt nicht. Aber ich möchte keine Sekunde dieser schönen, spannenden Zeit missen.

**Weltwoche:** Sehen Sie Matthias Hüppi noch?

**Russi:** Leider zu wenig. Wenn ich das ändern möchte, müsste ich neben dem Stadion in St. Gallen eine Zweitwohnung mieten. Aber ich freue mich über den Erfolg und leide dann natürlich auch, wenn es mal nicht klappt. Dass er nicht nur ein grosser Präsident ist, sondern auch ein bodenständiger Sportler, der Siege und Niederlagen richtig einschätzen kann, hat er eben erst bewiesen.

**Weltwoche:** Planen Sie weitere WM- und Olympia-Abfahrtsstrecken?

**Russi:** Nein, Peking war mein letztes Projekt. Für die Nachfolge habe ich vorgesorgt und Didier Défago in den letzten Jahren an meine Seite geholt. Er hat die Sache bereits recht gut im Griff.

**Weltwoche:** Sie sind leidenschaftlicher Kletterer; wo sind Sie am meisten anzutreffen?

**Russi:** In meiner Umgebung: Furkagebiet, Oberalpschijen, Göschenalp und Schächental.

**Weltwoche:** Wann haben Sie Unternehmer Samih Sawiris, der viel in Andermatt investiert hat, letztmals getroffen?

**Russi:** Gestern Abend im herzlichen Theater Rigiblick: «Tribute to Simon & Garfunkel»! Dabei haben wir erkannt, dass wir beide relativ nahe am Wasser gebaut haben. Die Tränen waren schwer zurückzuhalten.

**Weltwoche:** Welches Auto trägt heute Ihre legendäre Nummer UR 5000?

**Russi:** Der neueste Subaru Outback. Ich freue mich aber bereits auf den nächsten Wechsel. Auf den Subaru Solterra, das erste E-Modell.

**Weltwoche:** Was machen Sie heute noch?

**Russi:** Rasen mähen. Mit dem Rad auf den Oberalp- oder Gotthardpass. Am Abend nach Brig an eine Veranstaltung mit anderen aktiven und ehemaligen Skikollegen.

André Häfliger



«Peking war mein letztes Projekt»: Ski-Idol Russi (M.), 1972 und heute.

Bernhard Russi, 73, gewann als 21-Jähriger zum ersten Mal WM-Gold. Unvergessen ist sein Olympia-Triumph in Sapporo 1972. Als Pistenarchitekt und TV-Kommentator prägte er den Skisport weiter. Er ist Vater von zwei Kindern und vierfacher Grossvater.



## Ketten-Restaurant mit solidem Fundament

L'Atelier de Joël Robuchon, Hôtel Pont Royal,  
5-7 rue Montalembert, 75007 Paris.  
Telefon +33 (0)1 42 84 70 00

Normalerweise begegnen wir Restaurantketten, selbst wenn sie von Sterneköchen betrieben werden, zu Recht mit einer gewissen Skepsis: Die Tatsache, irgendwo gut zu kochen, ist noch keine Garantie, dass sich das unter dem gleichen Label allüberall in der Welt in gleicher Qualität wiederholen lässt. Alain Ducasse ist in der Multiplikation der Betriebe auf ähnlichem Level ein Vorbild – aber auch bei ihm sind manchmal Schwankungen zu registrieren, da kein Mensch eine absolute Ubiquität beanspruchen kann.

Der 2018 verstorbene Joël Robuchon war – mit rund dreissig «gesammelten» Michelin-Sternen – der Champion unter den «Filialisten»: Er baute eine fast weltweite Serie von



Fine-Dining-Restaurants auf, bis er die Nase voll hatte vom Druck der Sterne und Punkte. Er schloss den Dreisternebetrieb in Paris und warf den Schlüssel dazu ostentativ in die Seine. Ihm bedeuteten Konvivialität und das spontane Esserlebnis mehr als der Wettkampf in der obersten Liga. Als Antwort darauf gründete er seine «L'Atelier»-Restaurants: eine einfachere, aber spannende Küche und immer das gleiche Interieur in Schwarz und Rot. Auch da entstand wieder ein weltumspannendes Netz – und auch

da wurde wieder mit Sternen gekleckert. Ob er das nun wollte oder nicht, war sein Geheimnis, das er mit ins Grab nahm.

Wir haben im L'Atelier Saint-Germain im Hotel «Pont Royal» in Paris gegessen und fanden die Küche grossartig: raffiniert einfach. Schon eine Maissuppe als Amuse-Bouche war unübertrefflich in ihrem Maisgeschmack: Polenta-Suppe mit frischgekochten Maiskörnern vom Kolben und Popcorn. Hervorragend auch ein Auberginen-Millefeuille mit Burrata und Zucchini. Ein Lachs in japanischer Tataki-Sauce gefiel uns ebenso wie Tunfischfilets als Ceviche. Das Tagesangebot, Kalbsmilken-Fricasse mit frischen Morcheln, war ganz französische Tradition, aber perfekt gemacht. Zum Abschluss: diverse frische Beeren, Feigen, Passionsfrucht und Mango. Alles mit einem hervorragenden Sancerre zu 300 Euro für drei Personen.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Renaissance des Spanna

Odilio und Mattia Antoniotti: Nebbiolo  
Coste della Sesia DOC 2018. 13,5%.  
REB Wein, Zürich. Fr. 25.–. [www.rebwein.ch](http://www.rebwein.ch)

Das sogenannte Nordpiemont, um den Fluss Sesia, grob gesagt zwischen Novara und dem unteren Ende des Lago Maggiore gelegen, hat als Weinzone alle Attribute für ein veritables Drama: einstige Grösse, tiefer Fall, langsame Rehabilitation der verlorenen Unschuld durch heldenhaften Einsatz einiger weisser Ritter, das heisst unerschrockener Winzer und Fürsprecher, die für die Wiederherstellung der verlorenen Ehre und gegen die anhaltende Missachtung kämpfen.

Vor noch nicht einmal hundert Jahren umfasste hier die Rebfläche 40000 Hektaren, fast so viel wie heute die im gesamten Piemont, die Kultlagen in den Langhe inbegriffen. Einst war der Spanna (so nannte man den Nebbiolo im Norden) der Lieblingswein der Mailänder und Turiner. Dann ruinierte die Reblaus, was nicht schon Massenproduktion und Misswirtschaft in Verruf gebracht hatten. Zudem setzte die



Industrialisierung Norditaliens der Landwirtschaft zu: Durch die Landflucht verwilderten und verwaldeten die verlassenen Weinberge auf den Moränenhügeln und Urvulkanböden des Nordpiemont; einst berühmte Destinationen wie Ghemme und Gattinara, erst recht kleinere wie Boca, Lessona, Carema et cetera, blieben, dank respektive trotz der Mühe-waltung einzelner Pioniere, auch nach der Beförderung in den Stand eines DOCG oder DOC Objekte der Begierde ausgesuchter Kenner und Liebhaber. Die Mehrheit der Piemont-Enthusiasten weiss bis heute wenig davon, was sie hier jenseits von Barolo und Barbaresco an anderem, aber zum Teil nicht weniger eindrücklichem Nebbiolo verpasst.

Eine dieser aufstrebenden nordpiemontesischen Kleinlagen ist Bramaterra, DOC

(«denominazione di origine controllata») seit 1979. Und einer von deren beharrlichen Restauratoren ist Odilio Antoniotti, dessen Reben (gerade mal 6 Hektaren) fast alle inmitten von Wäldern wachsen – die Kehrseite des Niedergangs der Zone ist, dass der Weinbau im Nordpiemont viel kleinteiliger ist als in den Monokulturen zwischen La Morra, Monforte und Castiglione Falletto.

Heute führt Odilio Antoniotti den Betrieb zusammen mit seinem Sohn Mattia. Von ihnen kommt ein sehr schöner Bramaterra, eine Cuvée aus Nebbiolo und drei weiteren zulässigen Sorten. Hier sei indes sein fast reiner Nebbiolo empfohlen, den die Etikette als «Coste della Sesia» ausweist, was (seit 1996) eine etwas weiter gefasste DOC ist. Frisch und sehr beschwingt entzückt er durch schöne rot- und schwarzfruchtige (Kirschen, Pflaumen), aber auch florale Aromen (die für Nebbiolo typischen trockenen Rosen), vor allem aber auch durch mineralische Noten von den porphyrrhaltigen Böden. Ein eigenständiger, sehr dem Terroir verpflichteter Nebbiolo aus einem guten Jahr.



# Für die grosse Reise

Die erste Töff-Ausfahrt im Jahr ist immer etwas Besonderes, diesmal auf einer Ducati Multistrada V4.



**D**ass ich mir den Beginn einer bescheidenen Motorradkarriere für einen eher späteren Lebensabschnitt aufgehoben habe, wird mir immer dann wieder bewusst, wenn die erste Fahrt des Jahres ansteht. Zu allem bin ich auch noch ein Schönwetterfahrer, ich warte also, bis es garantiert frühlingshaft warm ist. Aber jedes Jahr kommt wieder ein wenig Nervosität auf. So selbstverständlich ist das Fahren grosser Zweiradmaschinen nicht geworden, wie es vielleicht wäre, wenn diese Karriere schon mit Mitte zwanzig und nicht erst mit Anfang vierzig begonnen hätte.

Im Zürcher Oberland nahm ich für die persönliche Saisonöffnung eine Ducati Multistrada V4 in Empfang, die in strahlendem Rot lackierte Variante des italienischen Grosse-Fahrt-Töffs. Die Multistrada ist ein recht massives Fahrzeug, man sitzt hoch und aufrecht – und bequem, wie ich schnell feststelle. In wenigen Minuten bin ich mit den Möglichkeiten der Ducati vertraut und rolle los. Zu meiner angenehmen Überraschung macht es einem die Multistrada – trotz ihrer relativen Grösse – einfach, wahlweise entspannt oder dynamisch unterwegs zu sein.

Ein Schaltautomat übernimmt das Kuppeln weitgehend, und das variable Fahrwerk verbindet Mensch und Asphalt auf so selbstverständliche Art und Weise, dass jede Anfangsnervosität nach wenigen Kilometern im Fahrtwind verflogen ist. Elegant legt sich die Granturismo-Maschine bei Bedarf in die Kurve, angenehm ruhig liegt sie dank einer ausgefeilten Aerodynamik kurz danach auf der Autobahn oder später auf der Landstrasse dem Zürichsee entlang.

Für die ganz grosse Fahrt hat die Zeit zwar nicht gereicht, aber immerhin war mir schnell klar, dass ich mühelos könnte, wenn ich wollte. Dank des elektronisch verstellbaren Fahrwerks wären auch Schotter- oder Sandpisten ohne grössere Anstrengungen zu durchfahren, aber befestigte Strassen sind mir lieber.

Mit modernen und im Ernstfall lebensrettenden Funktionen wie ein Toter-Winkel-Sensor, der mit einer Leuchte an den Rückspiegeln anzeigt, wenn sich ein anderes Fahrzeug nähert, oder mit einem Abstands-Radar, der automatisch die Distanz zum vorausfahrenden Auto oder Motorrad hält, werden etwa Überführungsstrecken sehr viel angenehmer gestaltet. Die Multistrada ist der weltweit erste Töff mit einem Radarsystem an Front- und Hinterrad.

Der V4-Motor mit immerhin 170 PS Leistung hat auch bei tiefer Drehzahl immer noch grosszügige Reserven und entwickelt seine Kraft auf Wunsch geballt und nahtlos. Die Ducati Multistrada ist zwar ein Motorrad für die grosse Reise, aber da ist glücklicherweise immer auch noch die Möglichkeit für ein schnelles Überholmanöver mit ausreichend italienischen Emotionen vorgesehen. Denn erst die Verbindung aus Komfort und Dynamik macht die Multistrada so anziehend.

#### Ducati Multistrada V4

Motor: V4-Granturismo, 6-Gang-Getriebe mit Ducati Quickshift; Hubraum: 1158 ccm; Leistung: 170 PS / 125 kW; max. Drehmoment: 125 Nm bei 8750 U/min; Trockengewicht: 215 kg; Verbrauch: 6,5 l / 100 km; Preis: ab Fr. 20 590.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Die Welt vergrünt

Luftreiniger Briiv  
Online für Fr. 389.– erhältlich

Die Städte dieser Welt werden seit Jahren wie wild mit Bäumen bepflanzt. Im Kampf gegen die Klimaerwärmung und für eine bessere Luft spriessten in New York zwischen 2007 und 2015 eine Million neue Bäume, Londons Bürgermeister Sadiq Khan möchte mehr als die Hälfte der britischen Hauptstadt bis zum Jahr 2050 begrünen, und Paris errichtet neue innerstädtische Wälder. Auch in Zürich hat sich die Politik unter dem Motto «Mehr Bäume für das Stadtklima» zum Ziel gesetzt, bis 2023 für 1,8 Millionen Franken immerhin 1200 neue Silberlinden, ungarische Eichen und Schneeball-Ahorne zu setzen.

Wer nicht so lange warten will, kann seine gute Stube bereits jetzt, zumindest ein ganz kleines Stück weit, beforsten. Briiv heisst das neue 22 Zentimeter hohe und 900 Gramm schwere Gerät aus England. Der hübsche Miniwald mit rezyklierbarem Filter soll, eingepfercht unter einer durchsichtigen Kuppel, für eine bessere Luftqualität im Zimmer sorgen. Man kann ihn per App steuern, und er ist mit einem USB-Kabel aufladbar.

Sie werden sich jetzt womöglich fragen, welche Vorteile das Gerät gegenüber herkömmlicher Raumbegrünung hat. Nun, der Hersteller verspricht, dass seine Erfindung so wirkungsvoll sei wie 3043 Zimmerpflanzen.

Informationen auf [briiv.co.uk](http://briiv.co.uk) oder [greenbubble.ch](http://greenbubble.ch).

Benjamin Bögli



*Ein Abend voller Freude:*  
Fabienne Bratschi, Zoe Torinesi.



*Charmant:* Dominique Rinderknecht, ihre Oma Leni, Christine und Pepe Lienhard.



*Berner Eleganz:* SVP-Nationalrat Erich Hess, Stieftochter Rita.



*Locker:* Ständerat Thomas Minder, Partnerin Liliana Decastelli, Moderator Fritsche.



*Grosse Abräumer:* Joya Marleen (Best Female Act, Best Talent, Best Hit) und Marco Kunz (Best Male Act, Best Album).

## BEI DEN LEUTEN

# Zug leuchtete

An den 14. Swiss Music Awards ging manch ein Traum in Erfüllung.

*André Häfliger*

**S**ie galt schon als so etwas wie ein Gesangswunder. Jetzt ist sie mit nur neunzehn Jahren bereits im Musik-Olymp! **Joya Marleen** sahnte an den Swiss Music Awards in der Boscard-Arena in Zug mit 3000 Gästen ab, holte sich gleich drei der wichtigsten Schweizer Musik-Trophäen. Nach dem dritten Streich (Best Hit für «Nightmare») fand die St. Gallerin kaum noch Worte: «Ich bin baff! Heute hatte ich noch Matura-Prüfungen abgelegt. Und jetzt gleich drei Steine – niemals hätte ich das gedacht, ein Traum. Danke an alle, die das ermöglichten und an mich glauben!» Wohin kommen die Steine? Joya: «Keine Ahnung.» Zweiter Absahner des hervorragend organisierten Abends war **Marco Kunz**. Der FC-Luzern-Fan weiss, wohin seine zwei Steine in der Leuchtenstadt kommen: «Einer geht an meine Band, der andere kommt in die gute Stube.»

Bewegendster Moment der von **Marco Fritsche** und dem einheimischen **Nik Hartmann** locker moderierten Verleihung war die Vergabe des Tribute Award mit Standing Ovation an die unvergessliche, am 1. Februar dieses Jahres

verstorbene Musik-Legende **Endo Anaconda**. Seine Töchter **Nina** und **Mascha** nahmen den Preis unter Tränen entgegen. Nina: «Endo, du warst ein Held. Wir danken dir, Papa!» Überraschung des Abends: **Melanie Oesch** (Oesch's die Dritten, «Schade, gibt es keine Kategorie volkstümliche Musik») rappte mit **Stress** (mit neun Steinen Rekordhalter aller Geehrten) auf der Bühne. Oesch: «Es war megacool! Ich hatte überhaupt keinen Stress.»

Neben Sänger **Dodo** (Markenzeichen: roter Hut) am besten gekleidet war die Genfer Sängerin **Danitsa** (zum zweiten Mal Best Act Roman-die) im Outfit von Juna, Basel. Herrlich auch das farbenfrohe Sommerkleid von **Eliane Müller**, die nicht mit Freund **Sascha Ruefer**, sondern mit Manager **Patrick Hoerd** kam. Ex-Miss-Schweiz **Dominique Rinderknecht** erschien mit Grossmama **Leni**: «Sie hütet meinen Hund Muffin, wenn ich in Kapstadt bin.»

Bester Show-Act schliesslich war ein Abtanz-Hit von **Loco Escrito** (hat schon vier Steine) und Tänzerinnen – zwölf Punkte, schickt ihn endlich an den Eurovision Song Contest!





**Bezaubernd:** Pegasus-Frontmann Noah Veraguth, Ehefrau Sayori aus Tokio.



**Mit Stil:** Musiker Marc Sway, Dodo.



**Prominent:** Seven, Stefanie Heinzmann.



**Fest der Musik:** Michael von der Heide, Sina.



**Gäste in Zug:** Gunvor Guggisberg, Ehemann Roland Meyer.



**«Schade, gibt es keine Kategorie volkstümliche Musik»:** Oesch's die Dritten mit Kevin, Melanie und Mike Oesch.



**Farbenfroh:** Sängerin Eliane Müller, Manager Patrick Hoerd.



# Metamorphosen



*Proteische Kollektion:* Fendi und Versace werden «Fendace».

**K**ooperationen in der Modewelt sind nichts Ungewöhnliches. Bereits 2004 fegte H & M mit Karl Lagerfeld die Haute Couture vom Laufsteg auf die Strasse. Seither haben wir noch keine «Collab» gesehen, die nicht möglich wäre: Gucci mit The North Face, Louis Vuitton mit Supreme oder, noch abenteuerlicher: Vetements mit dem Kurierdienst DHL. Die Mode ist ein Schnappschuss des Zeitgeists,

ein Emblem des aktuellen Geschmacks, dem wiederum kollektive Wertvorstellungen zugrunde liegen. Die Fashion-Industrie hat es verstanden, die Konkurrenz nicht a priori als Gegnerin zu sehen, sondern über Zusammenarbeit den gemeinsamen Markt noch grösser zu machen. Den konsequentesten Weg gehen derzeit die Traditions-Labels Fendi und Versace. Sie schlossen jüngst die gemeinsame Kol-

lektion gleich zum Portemanteau-Wort «Fendace» zusammen, mit Stücken aus der Essenz beider Marken: römische Eleganz mit barocker Opulenz. Es braucht kaum Fantasie, um den Eklektizismus als Abbild einer non-binären, fluiden Weltsicht zu deuten.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, Sie kennen sich durch Ihre berufliche Tätigkeit aus: Worüber beklagen sich Männer punkto Sex am meisten?*  
P.A., Wernetshausen

Wenn sich Männer in der Runde treffen, beklagen sie sich klassischerweise immer über dasselbe: dass sie gern mehr Sex hätten, als sie haben. Aus der Erfahrung, die ich in meiner Praxis sammle, ist es tatsächlich so, dass viele Männer sich mit ihren Frauen häufigeren Sex wünschen. Sie haben aber meistens keine Ansprüche an den Sex; er muss weder speziell gut noch lang noch erfüllend sein. Er muss einfach stattfinden. Das hat damit zu tun, dass sie häufig gelernt haben, Sex «einfach so» zu haben – im Gegensatz

zu vielen Frauen, deren Ansprüche an den Sex häufig grösser sind.

Was viele Männer in die Praxis bringt, ist, dass genau dieser Sex immer anstrengender wird. Dass es für sie schwieriger wird, sich auf den Sex zu konzentrieren, und sie einfacher abzulenken sind. Oder anders gesagt: Sie merken, dass sie teilweise zu wenig spüren oder sich so stark konzentrieren müssen, um genug zu spüren, dass sie mit der Zeit mit den Gedanken wegdriften – und die Erektion verlieren. Das führt auch dazu, dass sie schnell an ihre Grenzen kommen, wenn ihre Frauen ein Vorspiel oder eben ausgedehnteren, längeren Sex wünschen.

Ich empfehle diesen Männern, sich wirklich auf ihren Penis einzulassen und sich mit ihm

auseinandersetzen, damit sie merken, dass er nicht einfach ein äusseres Körperteil ist, sondern auch ins Körperinnere reicht. Wenn sie gleichzeitig lernen, ihren Fokus mehr auf den Genuss zu legen – dieser kommt häufig zu kurz –, dann wird mit der Zeit viel mehr an Sexualität und Erleben möglich sein, als sie sich jemals haben vorstellen können.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [danial@weltwoche.ch](mailto:danial@weltwoche.ch)

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



# Ricardo Guadalupe

Seit zehn Jahren ist der Neuenburger CEO der Luxusuhrenmarke Hublot.

Wir trafen ihn in New York, wo er ein neues, auf fünfzig Stück limitiertes Modell vorstellte.

Eine Ecke im Soussol des Restaurants «Nobu» in Lower Manhattan. Geschlossene Gesellschaft, laute Musik, gedämpftes Licht, lockere Stimmung. Es gibt etwas zu feiern: Der Uhrenhersteller Hublot, gegründet 1980, wird hier in New York tags darauf ein neues Modell enthüllen – eine auf fünfzig Stück limitierte Uhr, die in Zusammenarbeit mit dem britischen Designer Samuel Ross, 31, entstand, der den «Hublot Design Prize 2019» erhielt.

Ricardo Guadalupe, CEO von Hublot, probiert das Sashimi mit *Yellowtail* und Jalapeño. Wie stark war er in die Entstehung der neuen Uhr involviert? «Es ist meine Überzeugung, dass ich in meiner Funktion stark an der Entwicklung neuer Modelle beteiligt sein sollte.» Sein Briefing an Samuel Ross habe, auf eine einzige Aussage reduziert, gelautet: die DNA von Hublot bewahren. «Als ich die ersten Skizzen sah, war ich begeistert», so Guadalupe. «Das Andersartige, Spezielle ist offensichtlich, und doch handelt es sich unverkennbar um eine Hublot-Uhr.» Er wolle nicht dieselbe Tourbillon-Uhr produzieren, die Abraham-Louis Breguet vor 220 Jahren erfunden habe: «Ich möchte die Uhrmachertradition neu erfinden.»

## Fremde Talente und Technologien

Heutzutage würde niemand mehr eine mechanische Uhr benötigen, sagt Guadalupe. «Man trägt sie für das, was sie repräsentiert.» Grosse Platten, gefüllt mit Nigiri und Maki-Rollen, werden aufgetragen, während der 57-jährige gebürtige Neuenburger über den *buzz* spricht, die es zu kreieren gelte. Jüngere Zielgruppen liessen sich nur durch gutes Storytelling erreichen. «Zu sehen, dass auch sie an mechanischen Uhren interessiert sind, ist ein gutes Zeichen», so der CEO, «für uns, aber auch für die Schweizer Uhrenindustrie insgesamt.»

Die Präsentation der neuen Uhr fällt zusammen mit dem Zehn-Jahr-Jubiläum von Ricardo Guadalupe als CEO. Worauf ist er stolz? «In der letzten Dekade haben wir 500 zusätzliche Mitarbeiter eingestellt.» Bis 2005, als Jean-Claude Biver die Markenleitung übernahm, hatte man in Nyon Uhren lediglich



«Uhrmachertradition neu erfinden»: Hublot-Chef Guadalupe.

montiert. Inzwischen sei man ein «echter Produzent», der Uhrwerke und Komplikationen selbst herstelle und über eigene Abteilungen etwa für den Bau der Gehäuse verfüge.

Kulinarisch ist der Zeitpunkt gekommen für das *signature dish* von Küchenchef Nobu Matsuhisa, selbst ein bekennender Hublot-Fan: mit Miso mariniertes *Black Cod*. Am Nebentisch bestaunen Medienvertreter aus Deutschland und Dubai die neue «Big Bang Tourbillon Samuel Ross» mit ihrem sportiven Look und orangen Kautschukarmband, die dieser höchst-

persönlich herumreicht. Ihr Preis: 110 000 Franken. «Es ist eine Uhr für treue Fans der Marke», sagt Guadalupe. Welche Rolle spielt für ihn der Faktor Swissness? «Offen zu sein gegenüber der Welt», so Guadalupe. «Wieso sollten wir auf Talente und Technologien verzichten, die wir in der Schweiz nicht haben?» Und die Ziele für die Zukunft? «Die Vertikalisierung in der Produktion vergrössern. Nächstes Jahr werden wir ein neues, riesiges Fabrikgebäude einweihen.» Das allein sei das Projekt eines Lebens.

Oliver Schmuiki

# Böser mit Zukunft

Schwingerkönig Matthias Glarner hat in Unterägeri ein vielversprechendes Talent ausgemacht. Was macht den jungen Zuger so gut?

Thomas Renggli

**1** 94 Zentimeter gross, 88 Kilogramm schwer. Schuhnummer 45. Wenn Luca Müller in den Türrahmen tritt, wird es dunkel. Und seine Gegner im Sägemehl müssen froh sein, wenn sie die Orientierung nicht frustrierend schnell verlieren. Es gehört nicht zu Müllers Präferenzen, lange zu zögern. «Ich gehe immer voll drauflos. Ich *rupfe* eigentlich ständig», beschreibt er seinen Schwingstil.

Im vergangenen August brachte ihm diese forsche Vorgehensweise seinen bisher wichtigsten Karriereerfolg ein: Am Eidgenössischen Nachwuchsschwingertag in Schwarzenburg gewann er den Wettkampf der höchsten Kategorie (Jahrgang 2004). Dabei dominierte er seine Gegner derart deutlich, dass schon nach fünf Gängen klar war, dass er mindestens den geteilten ersten Rang belegen würde. Just in diesem Moment bewies Müller seine erstaunliche taktische Reife, vermied im Schlussgang gegen den Zürcher Gian Maria Odermatt übertriebene Risiken und brachte den Sieg mit einem Gestellten souverän nach Hause.

## Berater und Beschützer

Müller, der noch bei seinen Eltern in Unterägeri lebt und sich im dritten Lehrjahr als Maurer befindet, erhielt das Schwinger-Gen quasi in die Wiege gelegt. Sein Vater Bruno Müller gehörte zu Beginn des Jahrhunderts zu den ganz Bösen – 2001 in Nyon und 2004 gewann er an den Eidgenössischen jeweils den Kranz. Damit war er im Kanton Zug lange der einzige Eidgenosse. Mittlerweile ist der Vater zu einem wichtigen Berater (und Beschützer) seines Sohnes geworden. Das betrifft auch den Umgang mit dem wachsenden öffentlichen Interesse. Über die Anfrage zu diesem Gespräch war der Vater zwar hocherfreut. Um Luca aber nicht von seinem sportlichen Fokus abzubringen, erzählte er ihm erst mit vier Tagen Verzögerung – nach dem Luzernischen Kantonalfest – vom Medientermin.

Der Plan scheint aufzugehen. Im Inner-schweizer Verband hat man Luca Müller als «eines der grössten Talente im starken 2004-er Jahrgang ausgemacht», wie es Christian Durscher, der technische Leiter Jungschwinger,



«Offensiver Stil»: Schwing-Idol Glarner.

Matthias Glarner, 36, gehört zu den besten Schweizer Schwingern. 2016 gewann er das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest. Über Luca Müller sagt er: «Mit dem Sieg am Eidgenössischen Nachwuchsschwingertag 2021 in Schwarzenburg hat er ein starkes Zeichen gesetzt. Luca überzeugt durch seine Grösse, Beweglichkeit und Athletik und gilt als hervorragender Standschwinger. Grundsätzlich pflegt er einen offensiven Stil. Gerade bei seinem Triumph in Schwarzenburg hat er aber auch bewiesen, dass er sich taktisch schon auf hohem Niveau bewegt. Wenn er gesund bleibt, könnte er es (wie sein Vater Bruno) zum Eidgenossen schaffen.»

ausdrückt. Dass im Kernland des Nationalspiels tatsächlich eine erfolgversprechende Generation heranwächst, bewies Müllers Alterskollege Christian Zemp mit der Qualifikation für den Schlussgang am Ob- und Nidwaldner Kantonalfest in Kerns vor ein paar Wochen.

Müller besitzt dank seiner beeindruckenden Physis das vielleicht noch grössere Potenzial. Trotzdem (oder deswegen) ist man im Verband darum bemüht, den Ball flach zu halten. Dur-

scher: «Luca hatte zweifellos einen guten Einstieg in seine Laufbahn. Mit dem Kranzgewinn am Zuger am 1. Mai vermochte er denjenigen vom Luzerner 2021 zu bestätigen. Doch damit steigt aber auch der Druck. Und es wird von entscheidender Bedeutung sein, wie Luca damit umgeht.» Es sei wichtig, dass er die Unbekümmertheit und Lockerheit nicht verliere, sagt der Fachmann: «Die entscheidenden Jahre kommen erst. Um sich in der Elite zu etablieren, braucht es Biss, Hartnäckigkeit und Durchhaltewillen.»

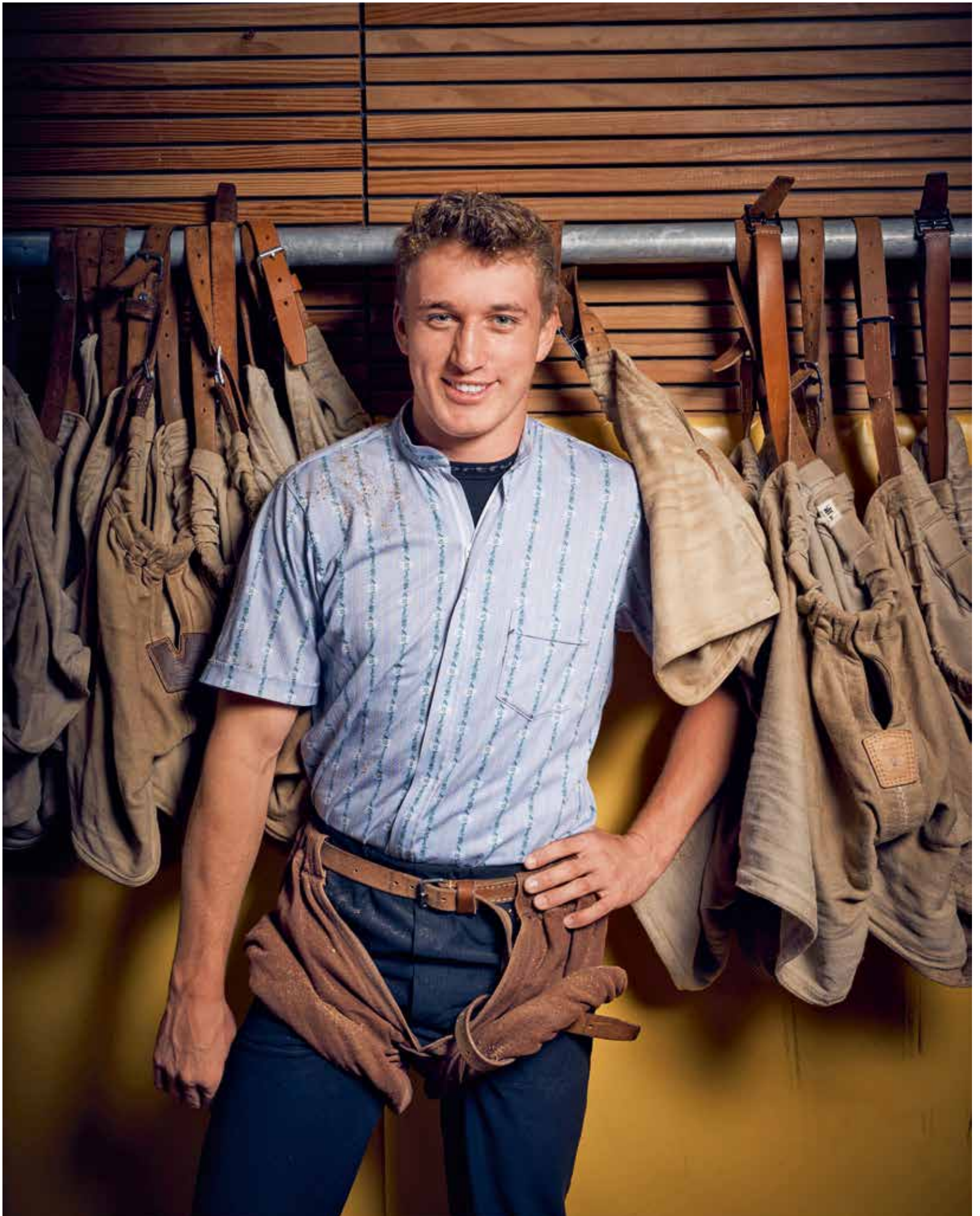
Dass Luca (wie auch sein jüngerer Bruder Philipp) in den Spuren des Vaters landen würde, war noch vor einigen Jahren nicht unbedingt absehbar. Eigentlich zog es die Müllers auf das Glatt-eis – zum EV Zug. Doch die Eltern legten ihr Veto ein: «Sie scheuten die langen Autofahrten zu den Auswärtsspielen», erzählt Luca. Also wandte er sich dem Schwingen und Nationalturnen zu. Es war definitiv keine schlechte Idee.

## Sommer der grossen Chance

Dass der Weg an die Spitze aber weiterhin hindernisreich bleibt, realisierte er schon bei seinem grossen Triumph in Schwarzenburg im vergangenen Sommer. Als er die Schwinger der anderen Teilverbände in seiner Alterskategorie sah, habe ihn ein ungutes Gefühl beschlichen: «Da hatte es schon den einen oder anderen Brocken dabei.» Ihm sei für einen Moment «der Laden runtergegangen», erzählt er lachend.

Diese Skepsis hat sich mittlerweile gelegt. Müller ist definitiv schon einen wichtigen Schritt weitergekommen. Dank seinem dritten Kranzgewinn – mit dem geteilten sechsten Rang am Luzerner Kantonalen am vergangenen Wochenende in Rothenburg – steht seine Teilnahme am Eidgenössischen in Pratteln Ende August fest. Bei all seinen vier Siegen in Rothenburg konnte er sich die Maximalnote (10,0) schreiben lassen – ein weiterer Beweis für seinen angriffigen und technisch sauberen Stil. Für Luca Müller kommt damit schon in diesem Sommer die grosse Chance, sich auf höchster Stufe Respekt zu verschaffen und endgültig aus dem langen Schatten seines Vaters herauszutreten.





«Immer voll drauflos»: Schwing-Hoffnung Müller, 18.

Weltwoche Nr. 22.22

Bild: Gian Marco Castelberg für die Weltwoche

# Beatrice Egli, Sängerin

Wenn das Publikum ihre Songs mitsingt, ist sie unendlich glücklich; der beste Ratschlag, den sie je bekommen hat, lautet: «Einatmen. Ausatmen. Und dann sehen wir weiter.»

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Beatrice Egli:** Mein jungliches Ich. Ich musste erst lernen, mir selbst Anerkennung und Selbstliebe zu schenken. Das tue ich dafür jetzt umso mehr.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Egli:** Am Kopf.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Egli:** Genug, um mir ab und an ein weiteres überflüssiges Paar Schuhe zu leisten.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Egli:** Vor Katzen. Und davor, einen Auftritt zu verpassen. Ist mir, als ich jung war, einmal fast passiert – aber zum Glück habe ich mittlerweile genug Leute um mich herum, die aufpassen, dass ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort bin.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Egli:** Als ich die Doku «Beatrice Egli Unlimited» über mich gesehen habe. Das hat mich emotional sehr berührt.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Egli:** Loyalität, Ehrlichkeit, Eigenständigkeit, Humor.

**Weltwoche:** Welcher Bundesrat ist überflüssig?

**Egli:** Jeder, der nicht für eine freie und gerechte Welt einsteht.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Egli:** Diese Entscheidung überlasse ich dem Parlament.

**Weltwoche:** Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

**Egli:** Überraschung: Beatrice.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Egli:** Dass lauwarmes Leitungswasser am besten schmeckt.

es ja zum Glück High Heels. Ansonsten bin ich sehr zufrieden mit mir und meinen Kurven.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

**Egli:** Puh, der muss weise gewählt sein. Denn die Frage ist: Mit wem möchte ich dann in den nächsten Wochen mit einer vermeintlichen Affäre in der Klatschpresse auftauchen?

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Egli:** Musik ist meine Droge.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Egli:** Einatmen. Ausatmen. Und dann sehen wir weiter.

**Weltwoche:** Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

**Egli:** Kann ich so nicht beantworten.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Egli:** Weil ich Metzgers-tochter bin!?

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Egli:** Gleichberechtigung und Frieden für alle.

**Weltwoche:** Wann lügen Sie?

**Egli:** Ist indiskrete Fragen umgehen lügen?

**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Egli:** Meine Eltern. Meine Brüder. Meine Freunde und langjährige Weggefährten.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Egli:** Wenn ich auf der Bühne stehe und das Publikum meine Songs mitsingt, erfüllt mich das mit einer unendlichen Glückseligkeit.



«Freie Welt»: Musikerin Egli, 33.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Egli:** Verrate ich nicht.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Egli:** Ich glaube auf jeden Fall daran, dass da noch mehr ist, als wir sehen können.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

**Egli:** Als ich zum ersten Mal so richtig verliebt war.

**Weltwoche:** Welche Waffe haben Sie zu Hause?

**Egli:** Meine Schlagfertigkeit.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

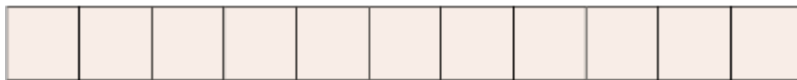
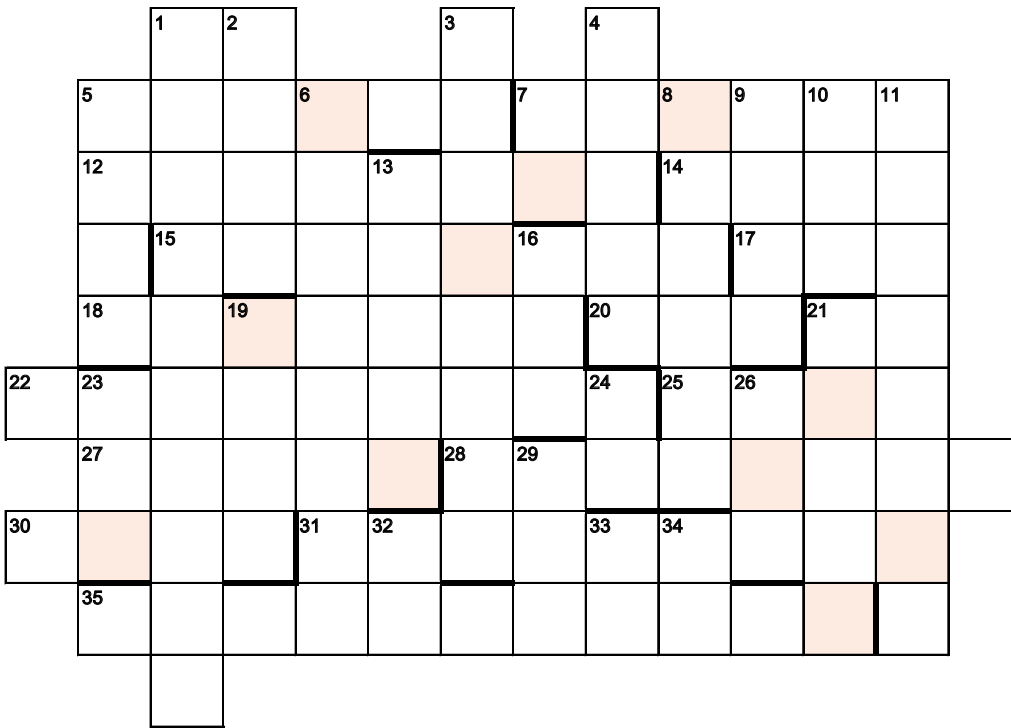
**Egli:** Frieden.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Egli:** Nichts. Ich könnte zwar gerne fünf bis zehn Zentimeter grösser sein, aber dafür gibt

Die zweiteilige Doku-Serie «Beatrice Egli Unlimited» ist am 1. und 8. Juni exklusiv auf dem Streaming-Dienst oneplus zu sehen.





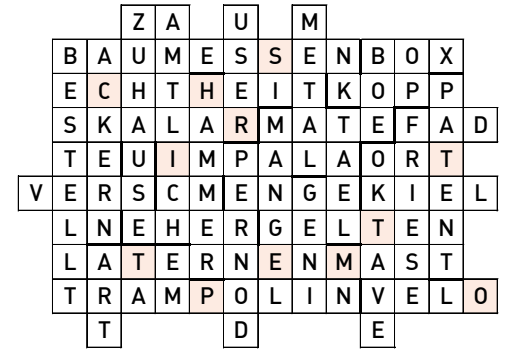
**Lösungswort** — Bande, die es auf Portemonnaies abgesehen hat?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Kurzwochenanfang 5 Klassierverfahren, mit dem man rechnen kann 7 dies haben Dänen, Bäume, Schweden und Zähne 12 bedeutet für Briten: am örtlichen Netzwerk Nummer 10 14 Teil von Panoramaaufnahmen 15 seit kurzem brav? 17 halbe Hülle 18 Parsel sprechen 20 bei uns ein halbes, anderswo ein ganzes Sitzen 21 definitiv kein Unisex-Kleidungsstück 22 anfangs süß anmutendes Gemüse 25 wie ein Underachiever endet 27 John-Variante 28 werden von französischen Couturières genutzt 30 zeitweise überflutete Leistungseinheit 31 können Licht und Gedanken ganz gewaltfrei 35 Ersatzhaut?

**Senkrecht** — 1 quasi das Gegenteil von ohne Tanten 2 was entsteht, wenn Fettpolster dahinschmelzen 3 kann man sowohl eine neue Stelle als auch ein altes Mofa 4 alles was da so flattert und zwitschert oder auch gleitet und krächzt 5 endet mit einem Punkt oder einer Landung 6 angebliche Folge von Kirschen- und Wassergenuß 7 Ende der Abzocke 8 Parties anno dazumal 9 wenn nicht «verbindlich», eine Form von 13 senkrecht 10 Teil der Australischen 4 senkrecht 11 Eigenschaft von Ammen 13 was Ferienbeginne gefühlt langsamer tun als Ferienenden 16 ist hochbrisant 19 «Ski-Ba-Bop-Ba-Dop-Bop»-Pop 21 kann herauskommen, wenn man Gelbe durcheinanderbringt 23 liegt in Neusach und in Nordamerika 24 C durch L 26 wenn so zum Vergleich aufgefordert wird, geht es üblicherweise nicht um Preise 29 zusammen mit Eger fürsorglich 32 ist im Nordwesten, Domäne noch weiter im Nordwesten 33 auf und, wenn nicht davon, dann dies 34 vorderster Teil von Lastwagen

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 769**



**Waagrecht** — 1 eine InfluenZA 5 BAUMESSEN 9 BOX 11 ECHTHEIT 13 KOPP 15 SKALAR 16 MATE 18 (P)FAD 19 DebatTE 20 IMPALA-st 22 ORT 23 VERSehen 24 CM 25 ENGE 27 KIEL 28 LN 29 fruEHER 30 GELTEN 31 LATERNENMAST 36 TRAMPOLIN 37 VELO

**Senkrecht** — 1 ZUHAUSE («Wohnst du noch oder lebst du schon?» (IKEA-Slogan)) 2 AMTLICH 3 USER 4 METAL 5 BESTELLT 6 ACKERN 7 Silben 8 NK 9 EffektenBOErse 10 (K)OPf (Po) 12 HAMMER 14 PATENT 16 MANGEL 17 TAEI (Täler) 18 FRIESE 21 PERNOD (per nod) 22 OKTAVE 26 GENitiv 32 ART 33 TApezierer/TAchygraf 34 EM (Buchstabe M) 35 MN (Meganewton, Mangan)

**Lösungswort** — **SCHRITTEMPO**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



## DATEJUST

Die Datejust ist die klassische Rolex par excellence und war das erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, das auf dem Zifferblatt das Datum in einem Sichtfenster anzeigte. Auch weiterhin ist sie der Inbegriff eines zeitlosen Stils.

*#Perpetual*



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 36

---

**BUCHERER**

1888

bucherer.com